DER SPIEGEL Geschichte



PRINTED IN GERMANY

DER SPIEGEL

Österreich € 8,90 Schweiz sfr 14,- Benelux € 9,20 Dänemark dkr 85,- Finnland € 12,80 Frankreich € 10,40 Griechenland € 11,30 Italien € 10,40 Norwegen NOK 144,- Polen Zl 54,50 Portugal (cont) € 10,40 Schweden SEK 122,- Spanien € 10,40 Spanien/Kanaren € 10,60 Ungarn Ft 3.830,-

Die Kelten

Fürsten, Druiden, gallische Krieger –
Europas rätselhafte Barbaren

DER SPIEGEL
GESCHICHTE

Irgendein Bild haben die meisten Menschen im Kopf, wenn das Stichwort Kelten fällt: Die einen denken an Caesars Gallischen Krieg, andere an Irland, manche an prächtigen Goldschmuck mit Fabelwesen und verschlungenen Mustern. Doch wer genau waren die Kelten, die zwischen etwa 700 v. Chr. und der Zeitenwende ihre Spuren in Mitteleuropa hinterließen?

Wie lebten sie? Woran glaubten sie? Und was von ihrer Kultur hat bis heute überdauert? Diesen Fragen gehen SPIEGEL-Autoren und Wissenschaftler in dieser Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE nach. Es ist eine Reise in eine geheimnisvolle, uralte Welt, die auch Archäologen und Keltologen immer wieder vor neue Rätsel stellt.



Schnurr, „Keltenfürst“ vom Glauberg



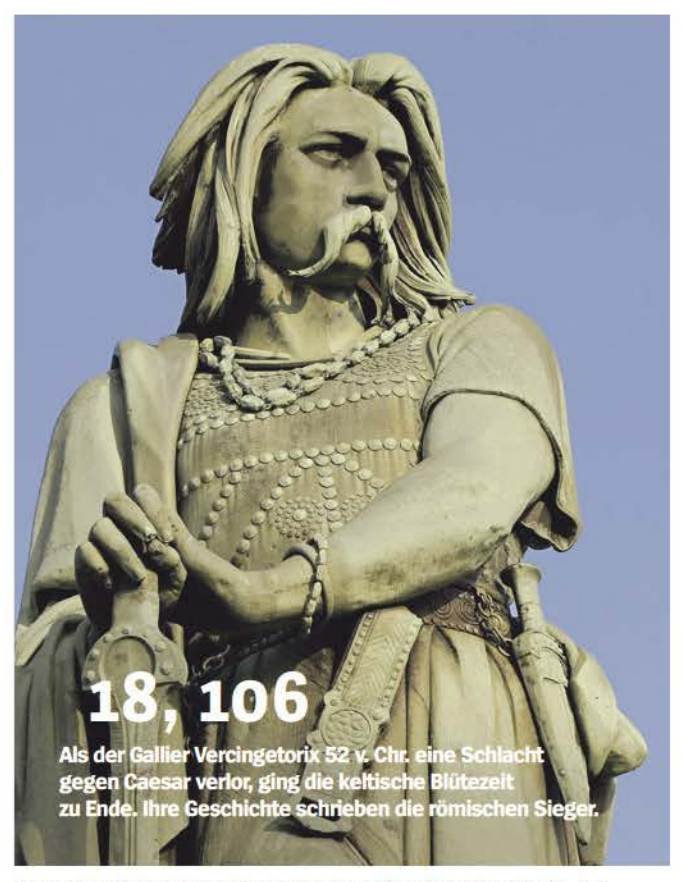
Heftberater Maier ist Professor an der Universität Tübingen.

Wie von einem anderen Planeten wirken viele keltische Kunstwerke auf den ersten Blick, so wie die Statue des „Fürsten“ vom Glauberg, die man in Hessen fand. „Doch taucht man tiefer ein in das, was die Forscher inzwischen über die keltische Lebensart herausgefunden haben, zeigt sich, dass die Menschen vor 2500 Jahren uns gar nicht so fremd waren“, sagt SPIEGEL-Redakteurin Eva-Maria Schnurr, die das Heft konzipiert hat: Die Kelten errichteten Städte (Seite 40) und Häuser, die Fachwerkbauten ähnelten (Seite 65), sie trieben Handel über Grenzen hinweg (Seite 48) und folgten sogar modischen Trends (Seite 68). Ziemlich archaisch mutet allerdings die keltische Kriegsführung an (Seite 100), nicht minder auch die Menschenopfer der Druiden. Was es damit auf sich hat, erklärt der Keltologe und Religionswissenschaftler Bernhard Maier, der die Redaktion für dieses Heft beraten hat.

Der Sehnsuchtsort echter Keltenfans ist Irland: Auf der Insel wirkt die keltische Kultur noch lebendig, es gibt gälische Muttersprachler, uralte Mythen, altertümliche Bräuche. Doch ob die Bewohner der Britischen Inseln überhaupt zu den Kelten zu rechnen sind, ist unter Forschern umstritten (Seite 118). Auch der Versuch, aus Legenden und Sagen auf die Vorstellungswelt der vorchristlichen Zeit zu schließen, ist nur teilweise erfolgreich (Seite 114). Was also bleibt vom keltischen Irland? Dieser Frage ist SPIEGEL-ONLINE-Autor Frank Patalong – verheiratet mit einer Irin – nachgegangen. Auf seiner Reise durch das Land stellte er fest: „Keltisch zu sein ist keine Frage des Stammbaums, sondern der Kultur, die man lebt.“ Seine Reportage lesen Sie auf Seite 126.



Patalong an der irischen Küste



18, 106

Als der Gallier Vercingetorix 52 v. Chr. eine Schlacht gegen Caesar verlor, ging die keltische Blütezeit zu Ende. Ihre Geschichte schrieben die römischen Sieger.



Statue des Keltenführers Vercingetorix auf dem Mont Auxois (19. Jh.)

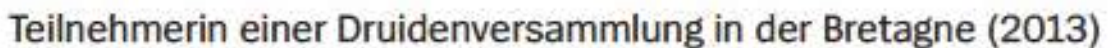


66

In der Nähe der Heuneburg, einer frühen Keltensiedlung an der Schwäbischen Alb, wurde 2010 das Grab einer „Fürstin“ als 80 Tonnen schwerer „Keltenblock“ gehoben.

Bearbeitung eines Grabfundes aus dem Keltenblock (2012)




Teilnehmerin einer Druidenversammlung in der Bretagne (2013)



Grabkreuze auf einem Friedhof in der irischen Region Connemara



Titelbild: Eine Darstellung der Kapitulation des gallischen Keltenführers Vercingetorix vor dem römischen Herrscher Caesar, Ölgemälde von 1899.

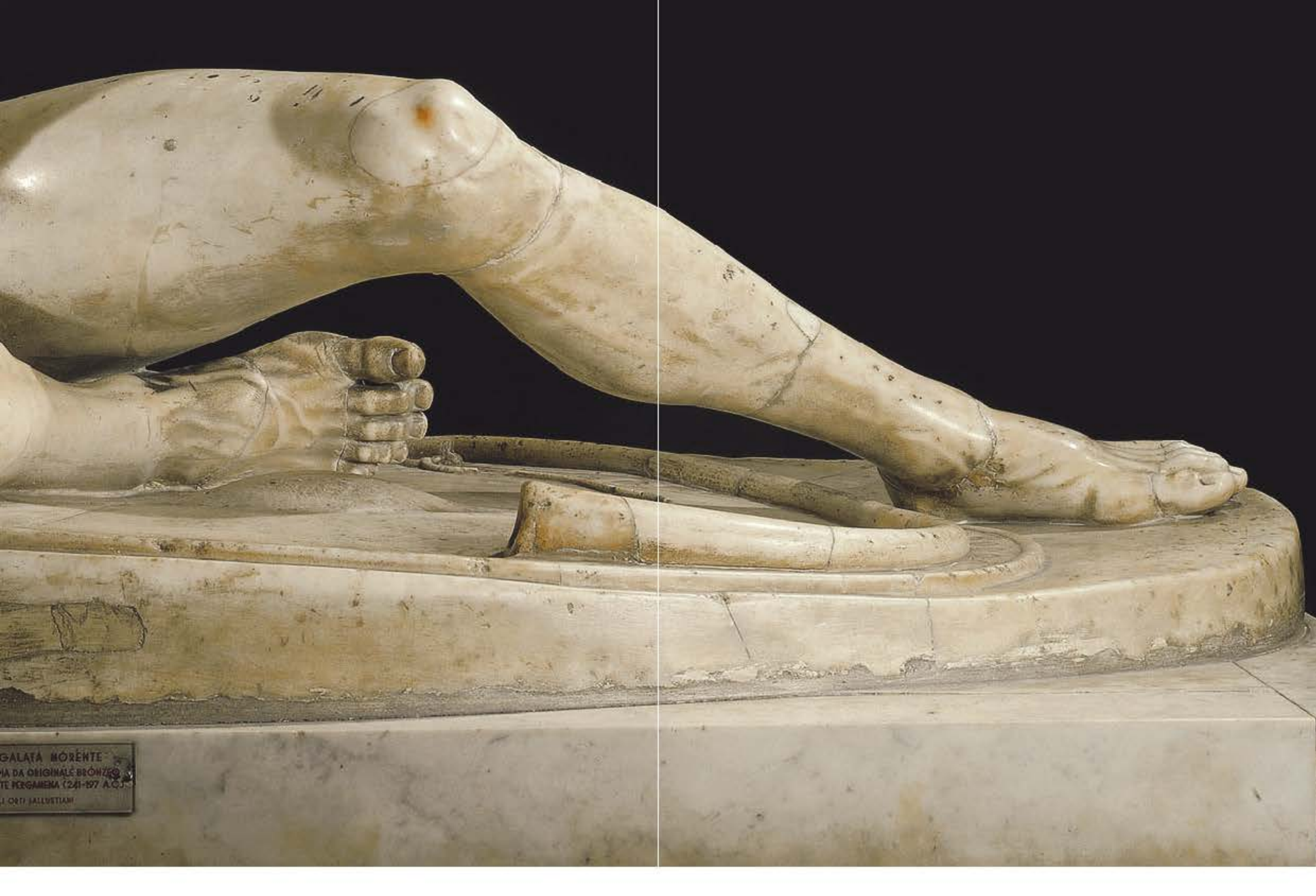
Kontakt: info@spiegel-geschichte.de



Nackt, mit Schnurrbart und struppigem Haar – dieser „Sterbende Gallier" wirkt widerborstig, fast trotzig. Der König von Pergamon ließ die Statue zur Erinnerung an seinen Sieg über die gefürchteten Keltenkrieger aufstellen. Das Original, vermutlich aus Bronze, entstand um 230 v. Chr.; die römische Marmorkopie steht in den Kapitolinischen Museen in Rom.

Fabelhaftes Zwielicht

Um die Kelten rankten sich schon immer Legenden, Gerüchte und Mythen. Bis heute ist ihr Image geprägt von naiver Verklärung und teils kruden Fantasien.

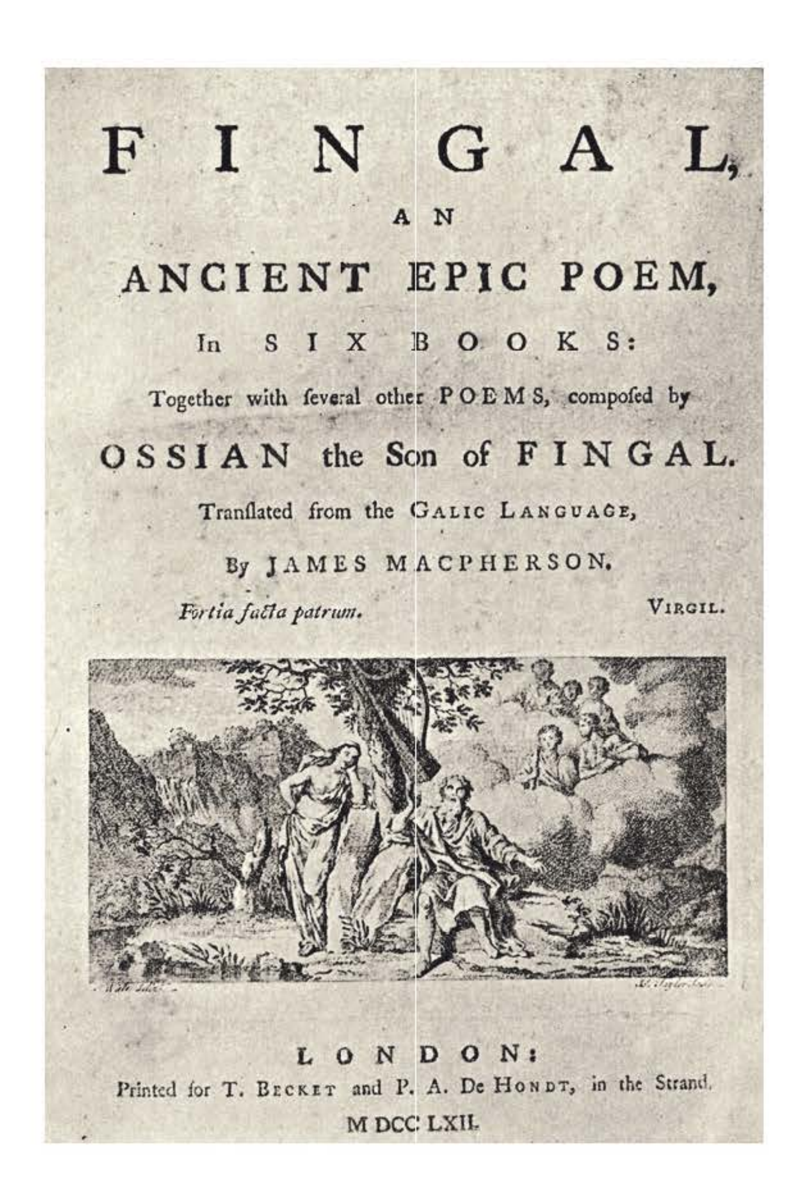






Ätherisch und sinnlich blickt **„Die Druidin“** auf dem Gemälde des französischen Historienmalers Alexandre Cabanel von 1868. In Frankreich entdeckte man Ende des 19. Jahrhunderts die gallische Vergangenheit; der keltische Feldherr Vercingetorix wurde zum mythischen Ursprungshelden verklärt.

Magische Kräfte werden den Kelten auch zugeschrieben: Wer es schafft, den Sockel bestimmter keltischer Kreuze komplett zu umfassen, dem soll ein Wunsch erfüllt werden. Aus dem Volksbrauch – das Foto von Josef Koudelka stammt von 1971 – wurde inzwischen eine esoterische Touristenattraktion.



FINGAL,

AN

ANCIENT EPIC POEM,

In SIX BOOKS:

Together with ſeveral other POEMS, compoſed by

OSSIAN the Son of FINGAL.

Tranſlated from the GALIC LANGUAGE,

By JAMES MACPHERSON.

Fortia facta patrum. VIRGIL.

LONDON:

Printed for T. BECKET and P. A. DE HONDT, in the Strand.

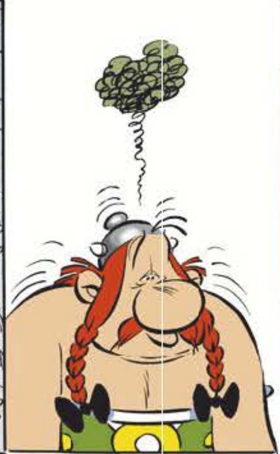
M DCC LXII.

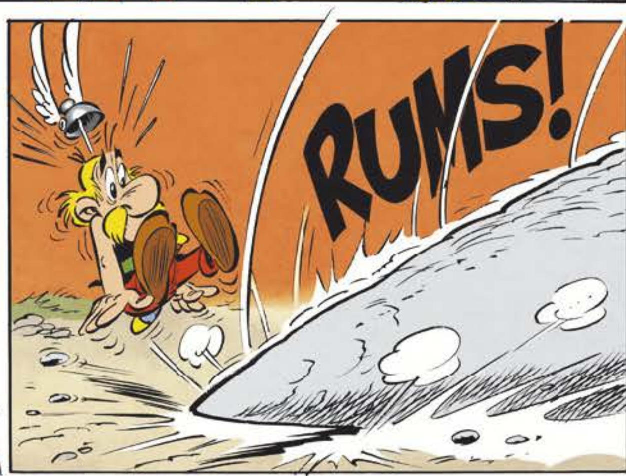
So groß war die „Keltomanie“ in der Romantik, dass selbst Gelehrte wie Johann Gottfried Herder einem Schwindel aufsaßen: 1762 erschien ein Buch mit angeblich alten keltischen Gesängen. Der Autor, James MacPherson, hatte den Auftrag, in Schottland gälische Volksdichtungen zu sammeln. Weil er keine fand, dichtete er sie selbst und schrieb sie dem aus der schottisch-gälischen Mythologie bekannten **Ossian** zu. Noch zwei weitere Bände, Fingal (o.) und Temora, erschienen. Die meisten Menschen kennen die Kelten wohl aus den Comics über **Asterix,** Obelix und den Druiden Miraculix. Die von René Goscinny und Albert Uderzo 1959 in Frankreich erfundene Reihe greift die Berichte Caesars über die Gallier auf und entwickelt sie satirisch und fantasievoll weiter.

















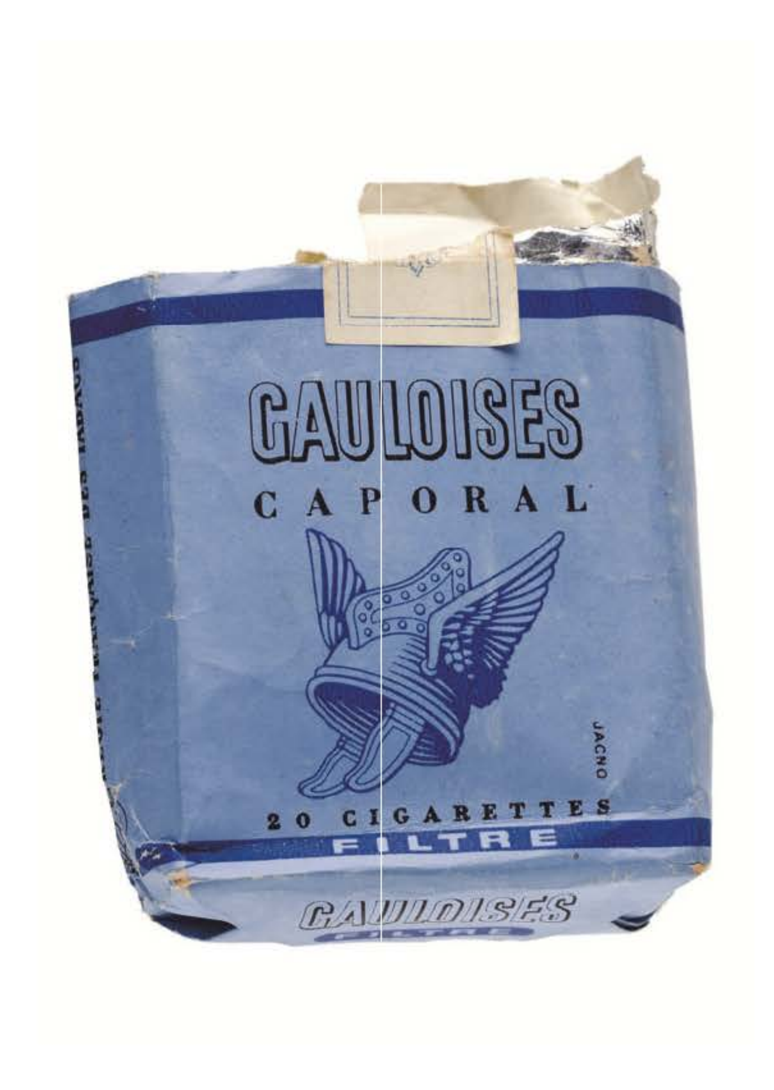




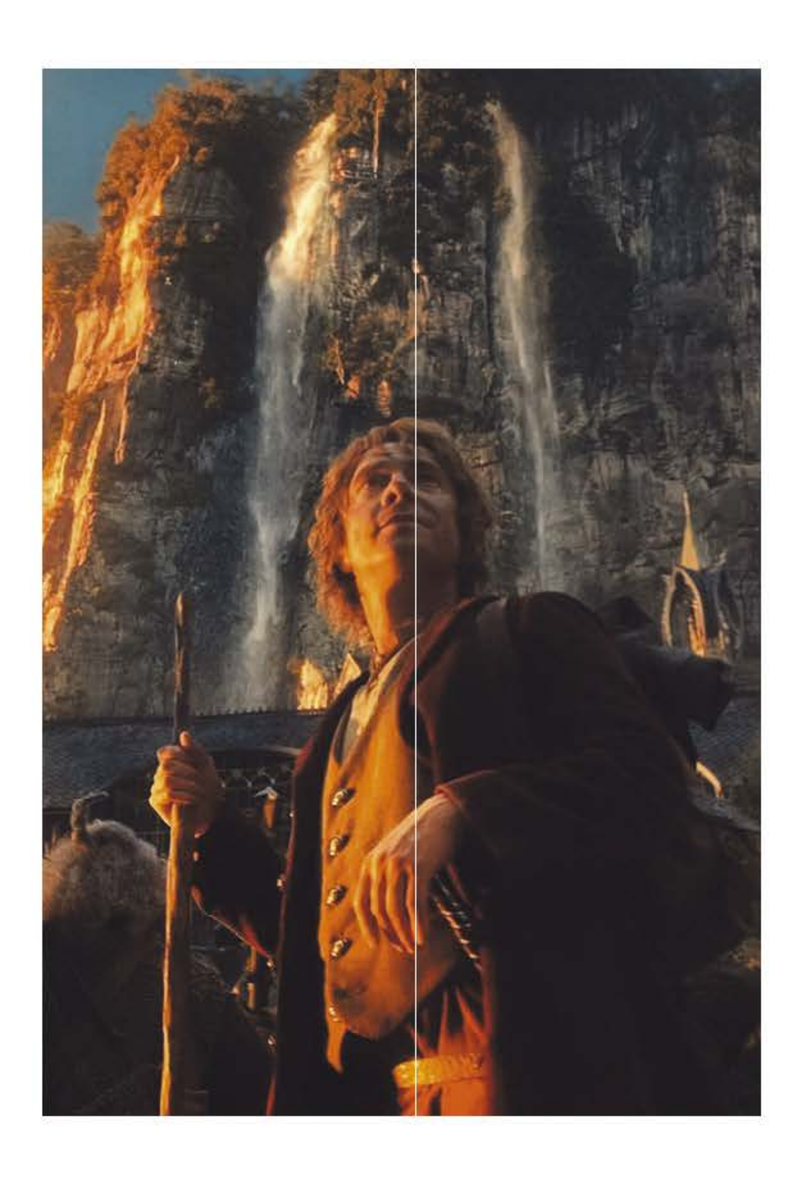
... EIN ABENTEUER VON OBELIX DEM GALLIER ?

FORTSETZUNG FOLGT





Cú Chulainn ist der vielleicht wichtigste Held aus der gälischen Mythologie – und für irische Nationalisten noch immer eine zentrale Identifikationsfigur: Schon als 17-Jähriger soll er mit nur einer Hand das irische Königreich Ulster gegen eine feindliche Armee verteidigt haben. 1909 illustrierte der schottische Künstler Stephen Reid eine Cú-Chulainn-Version für Kinder; in dieser Szene nähert sich dem Helden ein Rabe, ein keltisches Symbol für Unglück. Die Vorstellung vom irgendwie ursprünglichen, freien Gallier haben auch Marken und Werbung immer wieder für sich eingespannt, etwa die französischen **Gauloises-Zigaretten.** Einen Flügelhelm trugen die historischen Gallier wohl nie.

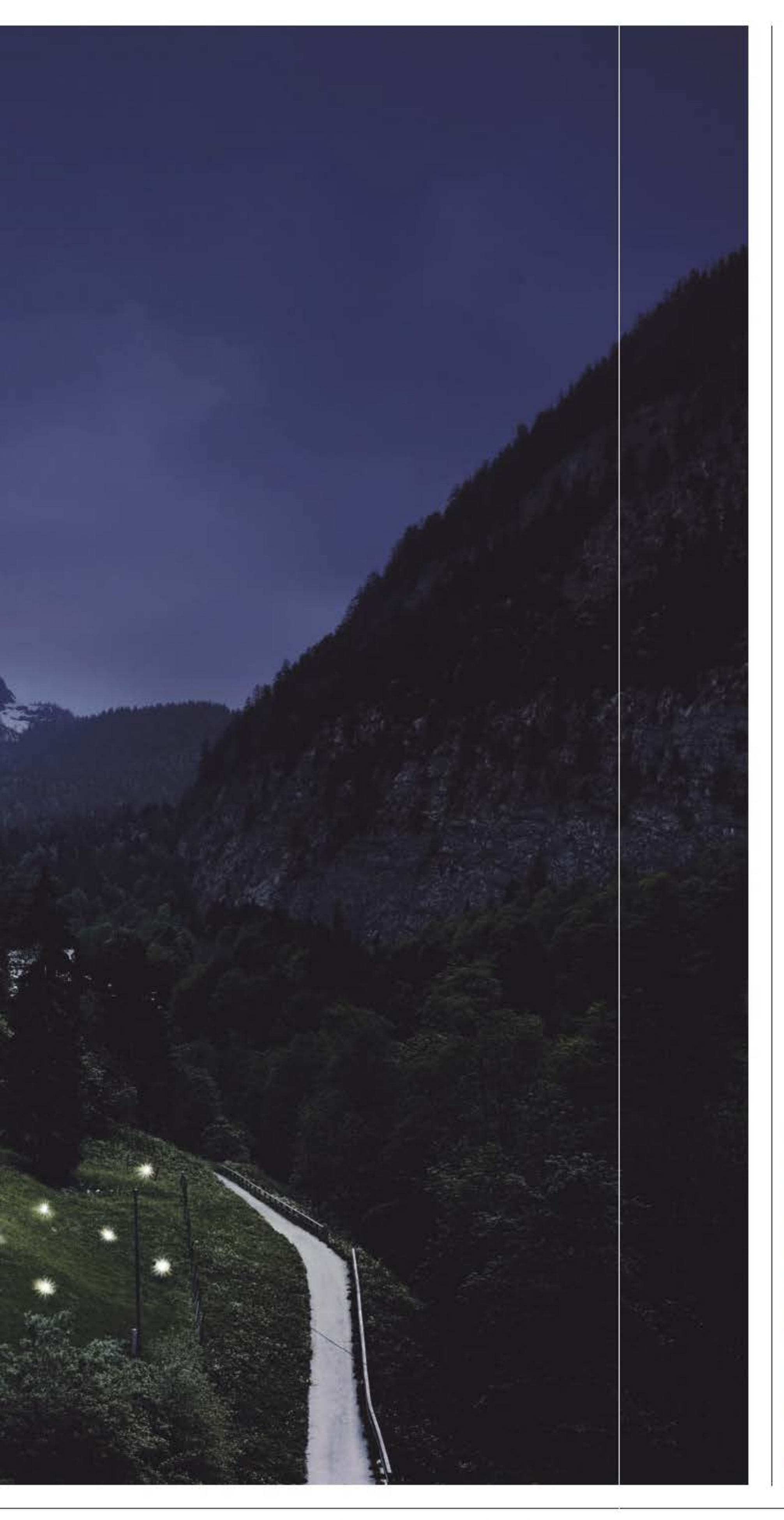


„Für die meisten Menschen ist ‚keltisch' eine Art magischer Beutel, in den man alles hineinstecken kann und aus dem alles herauskommen kann. Alles ist möglich im fabelhaften keltischen Zwielicht, das weniger ein Zwielicht der Götter als eines der Vernunft ist", schrieb J.R.R. Tolkien 1963. In seine Werke – hier eine Szene aus der Verfilmung des **„Hobbit"** von 2012 – ließ er immer wieder auch Elemente der keltischen Mythenwelt einfließen.

Zum keltischen Weltstar brachte es der sagenumwobene König **Artus** mit seinen Tafelrittern, seinem Schwert Excalibur und der Suche nach dem Heiligen Gral. Noch heute werben Örtchen in England damit, wahlweise Geburtsstätte, Regierungssitz oder die sagenhafte Insel Avalon zu sein. Ob es Artus je gab, ist umstritten, doch die Bilder – wie hier der Tod des Helden, gemalt 1862 von John Mulcaster Carrick – haften fest im kollektiven Gedächtnis (siehe auch Seite 122).



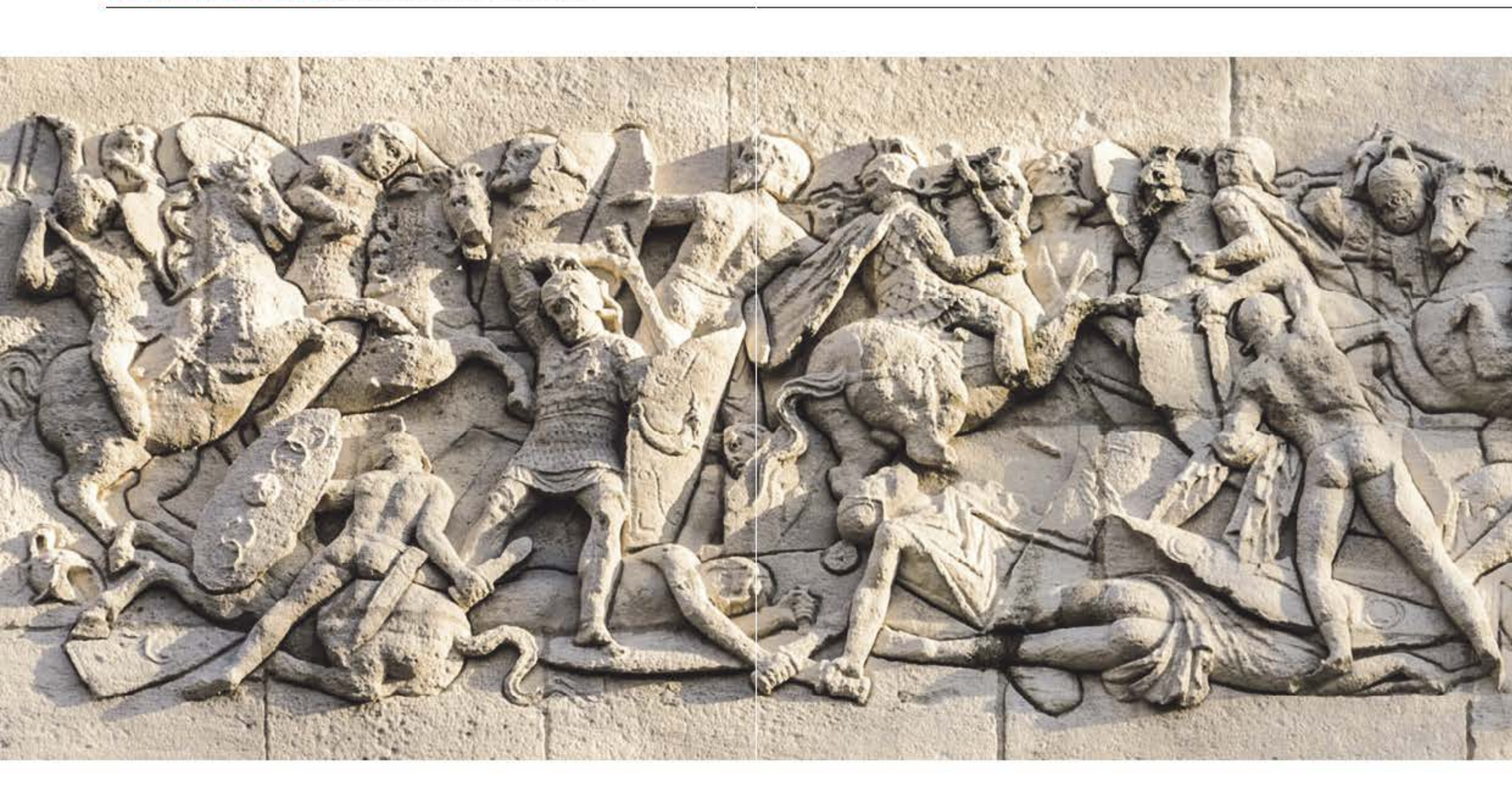




Rätselhafte Barbaren

Ziemlich viel liegt im Dunklen, aber hier und da leuchten ein paar Punkte hell auf – so ungefähr sieht der heutige Wissensstand über die Kelten aus. Viele Aspekte der eisenzeitlichen Kultur in Europa sind noch immer unklar und unerklärlich, das Gesamtbild ist lückenhaft. Doch Archäologen und Historiker arbeiten sich Schritt für Schritt voran, gewinnen ständig neue Erkenntnisse. Eines ist ganz sicher: So unzivilisiert, wie antike Autoren die Völkerschaften aus dem Norden oft beschrieben haben, waren sie keineswegs.

Lichter markieren ein Gräberfeld aus der Keltenzeit im Hochtal von Hallstatt in Österreich.



387 v. Chr. rücken keltische Krieger auf Rom vor. Die Angst vor den Barbaren schlägt sich in der antiken *Geschichtsschreibung* nieder – und prägt für lange Zeit das Keltenbild.

Wenn bloß der Himmel nicht einstürzt

Von Cord Aschenbrenner

Der Lärm ist schwer zu ertragen. Das heisere Kriegsgeschrei der Kelten kurz vor dem Angriff soll den in langen Schlachtreihen aufgestellten Römern Angst einjagen und den eigenen Kampfgeist anstacheln. Aus der Poebene sind die struppigen, hünenhaften Krieger in Richtung Süden gezogen; so gewaltig war ihr Krach, dass die Bewohner der bukolischen Landschaft Mittelitaliens, die Etrusker, sie schon aus großer Entfernung hören konnten.

Für die Bauern ist das anhaltende Lärmen der riesigen, grobschlächtigen Kelten, sind die quäkenden Töne ihrer langen Kriegstrompeten so etwas wie ein bedrohliches Erkennungszeichen. Auch ihre Gesänge auf dem Weg nach Süden sind beunruhigend: Als „misstönend" beschreibt sie später der um die Zeitenwende lebende römische Historiker Titus Livius in seiner römischen Stadt- und Staatsgeschichte „Ab urbe condita". Jetzt stehen sie am Flüsschen Allia, einige Kilometer nördlich von Rom, den römischen Truppen gegenüber.

Es ist wohl der 18. Juli 387 v. Chr., als sich die römischen Regimenter in Phalanx-Ordnung den Kelten entgegenstellen. An der Allia sollen die Barbaren unter ihrem Anführer Brennus aufgehalten, vernichtet oder zur Umkehr gezwungen werden, nachdem sie vorher schon die weiter nördlich gelegene Stadt Clusium belagert haben.

Die Kelten aber, Livius nennt sie Gallier – in Anlehnung an Julius Caesar –, überrennen die Römer einfach. Brüllend stürmen die großen Männer auf die Legion zu, manche von ihnen nackt, geschmückt mit Armreifen und Halsbändern. Andere haben ihre Gesichter mit Kalk beschmiert, die blondierten Haare nach oben gebürstet. Viele tragen mannshohe Schilde, die meisten schwingen Langschwerter mit zwei Schneiden. Die Römer, keine Berufssoldaten, sind dieser Attacke nicht gewachsen. Kurz halten sie stand, dann fliehen sie in Panik vom Schlachtfeld oder werden dort getötet.

Es ist die erste ernsthafte Begegnung der Römer mit den Kelten. Zwar hatten bereits seit etwa 500 v. Chr. keltische Stämme die Alpen überquert und sich in der Poebene niedergelassen, doch in der Wahrnehmung der Römer spielten sie



Kalksteinrelief einer römisch-gallischen Schlacht auf dem antiken Triumphbogen in der provenzalischen Stadt Orange

lange keine Rolle. Erst, als sich Brennus mit seinen Truppen in Richtung Süden aufmacht, geraten die barbarischen Krieger in den Blick.

Auf die römischen Truppen müssen die Kelten schon allein wegen ihrer äußeren Erscheinung ähnlich Furcht einflößend gewirkt haben wie die nordamerikanischen Indianer auf die ersten Siedler aus Frankreich und England. Der Schrecken ob des überraschenden Angriffs, ob der überlegenen Kampfeskraft derer, die man doch für kulturlose Barbaren hielt, schlägt sich in der römischen Geschichtsschreibung nieder und bestimmt so das Bild der Kelten lange Zeit mit.

Zwischen Rom und den Kelten liegt nach der Schlacht an der Allia kein Hindernis mehr. Wenige Tage später nimmt Brennus' Heerhaufen die Stadt am Tiber bis auf das Kapitol ein – die römischen Verteidiger haben sich ohne weitere Gegenwehr in die Burg auf dem Kapitolhügel zurückgezogen. Die Bewohner Roms fliehen oder hoffen auf die Gnade der Eroberer.

Folgt man Livius, so retten nur die auf dem Hügel zu Ehren der Göttin Juno gehaltenen heiligen Gänse die Stadt vor der völligen Niederlage. Durch ihr Geschnatter warnen sie die Verteidiger des Kapitols vor den eines Nachts heranschleichenden Kelten. Der Überraschungsangriff misslingt.

Livius schreibt seine Stadtgeschichte um 25 v. Chr. nieder, also mehr als 350 Jahre nach der Eroberung Roms. Für die wirklichen Geschehnisse bei der fast geglückten Einnahme der Stadt geben seine Schilderungen nach Ansicht von Historikern allerdings nicht allzu viel her – zu viele offensichtliche Legenden und Anekdoten durchziehen den Bericht.

Sehr knapp und nüchtern hingegen beschreibt der griechische Historiker Polybios (ca. 200 bis 120 v. Chr.) die Einnahme der Stadt durch die Kelten: „Nach einiger Zeit besiegten sie die Römer und ihre Bundesgenossen in einer Schlacht, verfolgten die Fliehenden und eroberten drei Tage später Rom selbst mit Ausnahme des Kapitols. Ein Einfall der Veneter in ihr Land jedoch lenkte sie von Rom ab. Sie schlossen daher einen Vertrag mit den Römern, gaben ihnen ihre Stadt zurück und kehrten heim."

Polybios erwähnt nicht das hohe Lösegeld, das die Römer für den Abzug der Gallier zahlen müssen, wie Livius berichtet. Schwerer als die tausend Pfund Gold wiegt aber die traumatische Erfahrung, das Zentrum der eigenen Herrschaft fast verloren zu haben und die eigenen Ambitionen als aufstrebende Macht erst einmal überdenken zu müssen.

Das Ganze ist so einschneidend für den Stadtstaat Rom, dass das Datum der Schlacht an der Allia als „dies ater", als schwarzer Tag, Eingang in den römischen Kalender findet; noch lange Zeit hält sich auch der Ausdruck „Metus Gallicus" – Furcht vor den Galliern.

Bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. hat diese Furcht einen realen Hintergrund. Immer wieder gibt es Krieg mit den Barbaren aus dem Norden, oder sie kämpfen an der Seite der Feinde Roms.

Darüber hinaus instrumentalisieren römische Politiker aber auch immer wieder das Schreckensbild von den gefährlichen Galliern. Der Feldherr Marius etwa aktiviert noch um das Jahr 100 v. Chr. herum die Angst vor den Kriegern aus dem Norden. Bei der Bekämpfung der Kimbern und Teutonen – keine Gallier – macht er sich den Metus Gallicus geschickt zunutze, um das Amt des Konsuls fünfmal hintereinander zu bekleiden.

Im Prinzip konnten die Römer auch schon lange vor der überraschenden Einnahme Roms durch Brennus' Krieger von den Kelten wissen. Vor allem in griechischen Berichten tauchen sie immer wieder auf. Einer der ersten Belege für ein Volk namens „Kelten", griechisch „Keltoi", findet sich in den „Historien" des bedeutenden griechischen Gelehrten Herodot aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. Herodot, der als erster Historiker gilt und

aus Ionien, der von Griechen besiedelten Westküste der Türkei stammte, soll weite Reisen durch die damals bekannte Welt unternommen haben.

In den „Historien" schreibt er, vermutlich fußend auf den Berichten griechischer Seefahrer und Händler, dass die Kelten dort leben, wo der „Istros", die Donau, entspringt und wo die „Stadt Pyrene" liegt. Möglicherweise ist diese identisch mit der Heuneburg, einer bedeutenden und reichen frühkeltischen Siedlung östlich der Donauquellen.

Auch der Geograf Hekataios von Milet, ebenfalls ein Grieche, soll in seiner nur fragmentarisch erhaltenen, von späteren Autoren zitierten Erdbeschreibung die Heimat der Kelten benannt haben; die griechische Kolonie Massalia, heute Marseille, läge „unterhalb des Keltenlandes".

Und schon eine der vermutlich ältesten schriftlichen Quellen über den Westen und Norden Europas, ein griechischer Periplus, so etwas wie ein Seefahrtshandbuch für unbekannte ferne Gestade, könnte um 600 v. Chr. die Kelten erwähnt haben; jedenfalls vermutet man, dass sich der spätantike Autor Avienus darauf stützt, als er in seiner Weltbeschreibung schreibt: „Sie leben in einem Land, das sie den Ligurern genommen haben." Die Ligurer lebten im westlichen Oberitalien, aber auch an der französischen Mittelmeerküste.

Der Schriftsteller Xenophon liefert den ersten Beleg für die Anwesenheit von Kelten in Griechenland: Er erwähnt keltische Kämpfer aufseiten der Spartaner im Krieg gegen Theben um 370 v. Chr. Der Historiker Ephoros von Kyme widmet den Fremden um die Mitte des 4. Jahrhunderts eine eigene Schilderung. Ihm erscheinen die Kelten als ein bedeutendes Volk.

Auch bei den beiden großen griechischen Philosophen Platon und Aristoteles kommen die Kelten vor – nicht gerade positiv allerdings. Platon missbilligt ihre Trunksucht; sein Schüler Aristoteles ist nicht weniger kritisch, er nennt sie unbeherrscht und unfähig zu staatlicher Ordnung.

Beide Philosophen wissen von den keltischen Raubzügen auf dem Balkan und in Griechenland. Sie kennen auch die Gewohnheit keltischer Krieger, sich als Söldner bei Kriegen zwischen den Völkern im Mittelmeerraum zu verdingen. Und zwar auf beiden Seiten, so bei den Kriegen zwischen Karthago und Syrakus. Der bedeutende preußische Historiker Theodor Mommsen hat sie in seiner „Römischen Geschichte" zutreffend als „Landsknechte des Altertums" bezeichnet.

Während der Punischen Kriege ab 264 v. Chr. rekrutieren die Karthager keltische Söldner aus Oberitalien, von wo ja auch Brennus mit seinen Kriegern gekommen war, und setzen sie psychologisch geschickt gegen das Römische Reich ein. Auch die Karthager kennen die Angst Roms vor den Kelten.

Ein Epigramm aus der Gedichtsammlung Anthologia Graeca geißelt den „frevelhaften Übermut" der Kelten, „der kein Gesetz anerkennt". Nicht einmal vor Alexander dem Großen haben die Kelten übermäßigen Respekt, wie der Geograf Strabon berichtet. Er bezieht sich auf einen von Alexanders Feldherren, der dabei war, als der Herrscher des riesigen Reiches während seines Balkanfeldzugs im Jahr 335 v. Chr. die an der Adria lebenden Kelten empfing.

Es gab Wein, so schilderte es der Soldat, man plauderte, und irgendwann stellte Alexander seinen Gästen die Frage, was sie am meisten fürchteten. Vermutlich hätte jeder andere dem mächtigen Herrscher, um ihm zu schmeicheln, geantwortet: ihn, den König der Makedonen. Die Kelten aber erwiderten frohgemut, sie hätten vor nichts Angst – nur davor, dass der Him-

Wichtige Ereignisse der keltischen Geschichte

um 620 v. Chr.



Auf der **Heuneburg** an der Donau errichten keltische Siedler eine erste Befestigung. Nur 20 Jahre später beginnt der Bau der spektakulären Lehmziegelmauer.

um 500 v. Chr.



In der Nähe von Como in Oberitalien entstehen Inschriften in einer **keltischen Sprache,** dem Lepontischen.

um 450 v. Chr.



Die Heuneburg wird wie die meisten „Fürstensitze" aufgegeben. Mit der Latènezeit beginnt die keltische **Migration** nach Süden, Osten und ins Mittelrheingebiet.

450 bis 400 v. Chr.



Am **Glauberg** in Hessen werden Prunkgräber errichtet, ebenso in der Eifel und im Hunsrück. Hier sind wohl neue keltische Siedlungszentren entstanden.

Wichtige Ereignisse im Rest der Welt

um 700 v. Chr.



Die griechischen Epen **„Ilias"** und **„Odyssee"** sind in ihrer überlieferten Form vollendet.

ab 600 v. Chr.



Die **Etrusker** stehen in Italien auf dem Zenit ihrer Macht. Als Seemacht sind sie gefürchtet, ihre Handwerkserzeugnisse sind bei den Kelten begehrt.

594 v. Chr.



In **Athen** beginnt ein Demokratisierungsprozess, der mehr als hundert Jahre dauert: Die Macht des Adels wird eingeschränkt, die Verfassung neu organisiert.

587 v. Chr.



Die **Babylonier** nehmen Jerusalem ein, zerstören den von Salomo gebauten Tempel und verschleppen die jüdische Oberschicht ins Exil.

mel über ihnen einstürze. Jedoch würden sie die Freundschaft Alexanders außerordentlich schätzen.

Als extrem kampfesmutig gelten die Kelten überall im Mittelmeerraum. Doch gleichzeitig hält man sie auch für ziemlich tumb. Strabon etwa betont in seiner „Erdkunde“ ihren Unverstand und ihre Einfalt. Letzteres könnte ein Grund dafür sein, dass die Griechen die in Kleinasien siedelnden Kelten Galater nennen: nach Galates, einem Sohn des von Homer geschilderten Zyklopen Polyphem und der Quellnymphe Galateia. Aus dieser Verbindung konnte nichts Gutes werden, denn der einäugige Polyphem war zwar ungeheuer stark, aber leider ebenso dumm.

Auch die Römer bemühen sich, das Auftauchen der Kelten südlich der Alpen zu erklären. Zwar mischt sich in die Erklärungen der römischen Autoren keine Mythologie, legendenhaft sind ihre Schilderungen aber dennoch. Denn auch für einen versierten Geschichtsschreiber wie Titus Livius stellt sich die Vergangenheit der schriftlosen Kelten als dunkel und kaum zu ergründen dar.

So ergeht Livius sich in allerlei Mutmaßungen über die Motive der Gallier, Jahrhunderte zuvor über die Alpen nach Süden zu ziehen. Warum sind sie überhaupt nach Italien gekommen und nicht zu Hause geblieben?

Livius' Angaben sind vage, er bezieht sich auf Erzählungen, „Sagen“, wie er schreibt, die darauf hinauslaufen, dass „dieser Stamm, eingenommen von der Süße der Früchte und vor allem des Weines, ein damals neuer Sinnesgenuss, die Alpen überquert und die zuvor von den Etruskern bestellten Länder in Besitz genommen hätte“.

Aber Livius kennt auch noch eine andere Begründung für die Einwanderung der Gallier nach Norditalien. Unter der geschickten Herrschaft des keltischen Königs Ambigatus, so habe er in Erfahrung gebracht, habe es in Gallien so viele Menschen gegeben, dass der König sie nicht mehr habe regieren können.

Also beauftragte er seine Neffen Bellovesus und Segovesus, sich mit „einer beliebig großen Zahl von Menschen“ auf den Weg zu machen, „sodass kein Volk in der Lage wäre, die Neuankömmlinge aufzuhalten“.

Das Los bestimmte für den einen Neffen als Ziel die Mittelgebirge östlich des Rheins, für den anderen, Bellovesus, den Weg nach Italien. Bald hatten die Kelten die Etrusker in Oberitalien und in der Poebene unterworfen und sich festgesetzt. Die Römer nennen dieses Gebiet, das Land zwischen Po und Alpen, Gallia Cisalpina – Gallien diesseits der Alpen. Diese Bezeichnung hält sich auch dann noch, als die Kelten von den sich mit Macht nach Norden ausdehnenden Römern in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. geschlagen werden und so unter römische Herrschaft geraten.

Nach der Zeitenwende nennt der Historiker Plinius der Ältere – nicht anders als Livius – als Motiv für die Einwanderung nach Italien Wein, Öl und Früchte, die die Gallier gekostet hätten, um dann den Zug nach Süden zu beschließen. Der selbst aus Südgallien stammende Pompeius Trogus, ein Zeitgenosse Livius', spricht von „inneren Unruhen und anhaltenden Bürgerkriegen“ in Gallien.

So könnte es gewesen sein. Zu dichte Besiedlung im „Keltenland“, daraus entstehende soziale Spannungen, Konflikte, sogar Bürgerkriege zusammen mit einer Art Drang nach Süden und dessen Gütern – es scheint durchaus plausibel, was die Historiker vor über 2000 Jahren über das unverhoffte Erscheinen der Kelten schreiben, selbst wenn sie sich auf Legenden berufen haben. ■

387 v. Chr.



Keltische Truppen unter Brennus ziehen von der Poebene aus nach **Rom** und plündern die Stadt.

279 v. Chr.



Keltische Krieger unternehmen Raubzüge in Griechenland und rücken auf **Delphi** vor, wo die Griechen sie zurückschlagen.

ab etwa 200 v. Chr.



Von Frankreich bis ins heutige Tschechien und Ungarn entstehen neue, **stadtähnliche Siedlungen,** die „Oppida“. Mehr als 200 davon sind bisher identifiziert.

ab circa 100 v. Chr.



Von Norden aus werden die Kelten nun zunehmend von den **Germanen** bedrängt. Nun sind keltische Einflüsse auch an der Ostküste Englands nachweisbar.

ab 58 v. Chr.



Caesar kämpft in Gallien gegen keltische Stämme. 52 v. Chr. siegt er in Alesia. Nun vermischen sich römische und keltische Kultur, das freie Gallien ist Geschichte.

ab 539 v. Chr.



Die **Perser** unterwerfen Babylonien und errichten ein Riesenreich von Griechenland bis nach Indien.

um 500 v. Chr.



Am Golf von Mexiko entstehen Tempelbauten der **Maya**, auch erste große Städte sowie Pyramiden errichten die Maya in dieser Zeit.

483 v. Chr.



In diesem Jahr soll Siddhartha Gautama gestorben sein, der als **„Buddha“** eine neue Lehre in Indien begründet hat.

334 v. Chr.



Der Makedonierkönig **Alexander der Große** beginnt seinen Feldzug in den Orient. 325 glaubt er, in Indien das Ende der bewohnten Welt erreicht zu haben.

221 v. Chr.



Qin Shi Huangdi regiert als erster **Kaiser von China** und vereinheitlicht Maße, Münzen, Schrift und Kalender. Über seinem Grab wacht eine Terrakottaarmee.

Wer waren die Kelten? *Ein Volk* mit gemeinsamer Sprache, Kultur und Staatsstruktur jedenfalls nicht. Wer sie erforscht, erkennt vor allem, wie wenig man über sie weiß.

Die unbekannten Vorfahren

Von Eva-Maria Schnurr

Als Bergleute des Salzbergwerks Hallstatt im November 1846 eine Kiesgrube öffneten, stießen sie auf ungewöhnliche Gräber: Neben den Knochen von Menschen entdeckten sie zahlreiche „Alterthümer", Schmuck, Fibeln und Werkzeug.

Rasch riefen die Arbeiter den Bergwerksmeister Johann Georg Ramsauer herbei. Er begann, die Umgebung zu sondieren, und fand bald sieben Bestattungsstellen: Offenbar hatte man es mit einem prähistorischen Gräberfeld zu tun, einem Friedhof von Menschen, die einst in dem Salzbergwerk am Fuße des Dachsteinmassivs geschuftet hatten.

Mehr und mehr Skelette kamen bei den Untersuchungen zutage, sorgfältig dokumentierten Ramsauer und seine Mitarbeiter die Lage der Knochen und jeden Fund. 6084 Gegenstände und 993 Gräber zählte die erste wissenschaftliche Abhandlung über die Ausgrabungen bis zum Jahr 1863.

Wer waren die Menschen, die in grauer Vorzeit hier gelebt und gearbeitet hatten: in dem schwer zugänglichen Tal, in das im Winter drei Monate lang kein Sonnenstrahl fällt, in dessen steilen Berghängen sich aber reichhaltige Salzstöcke verbergen?

Aus den Angaben antiker griechischer und römischer Autoren schloss Eduard von Sacken, der Autor der ersten Veröffentlichung, „dass in der Zeit, welcher das Grabfeld zugewiesen werden muss, die Gegend von einem keltischen Stamme bewohnt war ... und zwar von den Tauriskern". Der Fund in Hallstatt war eine Sensation – und der Startschuss für die ernsthafte wissenschaftliche Beschäftigung mit den Kelten.

Für die Altertumskundler des 19. Jahrhunderts war die Sache aufgrund der antiken Quellen, der Berichte von Herodot, Poseidonios und anderen Geschichtsschreibern, völlig klar: Bei den kunstvoll verzierten Eisenschwertern, den goldenen Kleidernadeln und den eisernen Kannen und Kesseln, die man nun an immer mehr Orten vor allem in Süddeutschland und Frankreich fand, musste es sich um die Hinterlassenschaften von Kelten handeln. Dem Volk also, dessen Kampfesmut Griechen und Römer gefürchtet und über dessen barbarische Bräuche und Sitten – darunter angeblich Menschenopfer und befremdliche kultische Handlungen von Druiden – sie gestaunt hatten.

Die Faszination für die Kelten währt bis heute, nicht zuletzt, weil sie irgendwie Vorfahren sind, mehr oder weniger in der Nachbarschaft lebten – nur vor mehr als 2000 Jahren. Man kann in Hallstatt am Gräberfeld stehen und sich zurückversetzen in die Welt der Menschen, die mit einfachem Werkzeug gegen die Berge vorrückten, um ihnen den kostbaren Rohstoff Salz zu entlocken. Man kann vom Tal aus auf die rekonstruierte weiße Mauer der Heuneburg an der Donau blicken, einer der größten und frühesten keltischen Siedlungen, und sich vorstellen, wie einst Handwerker in ihren Werkstätten an kunstvollen Schmuckstücken arbeiteten. Oder man kann der lebensgroßen Statue des „Fürsten vom Glauberg" ins Gesicht schauen, mit seiner merkwürdigen Blattkrone, der Rüstung und dem grimmigen Blick, und sich fragen, ob der abgebildete Mann wohl ein Druide war, ein Häuptling oder ein Krieger.

Wie sahen die Menschen der Eisenzeit die Welt, wie dachten sie, wie lebten sie? Wer waren die Kelten, also die Menschen, die zwischen 700 v. Chr. und der Zeitenwende ihre Spuren in Süddeutschland und Frankreich, in Teilen Österreichs, aber auch in Spanien, in Böhmen und bis hin nach Kleinasien hinterlassen haben? Und vor allem: Waren sie wirklich ein Volk, so einheitlich in Sprache, Lebensraum und Kultur, so ethnisch homogen und klar definiert, wie es klingt, wenn man von „den Kelten" spricht?

Die Wissenschaft ist sich da heute längst nicht mehr so sicher wie zu Beginn der archäologischen Forschungen im 19. Jahrhundert. Ja, es gibt sogar einige Forscher, die provokant behaupten, es habe die Kelten überhaupt nie gegeben, sie seien reine Fiktion. Die Sache ist so kompliziert, weil die antiken Kelten kaum schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen haben. Als historische Quellen bleiben demnach nur die Berichte der griechischen und römischen Historiker. Denen jedoch sollte man nicht vorbehaltlos trauen: Mal sind sie ungenau, beruhen nur auf Hörensagen oder sind irgendwo abgeschrieben. Und ziemlich oft dienen sie der Propaganda, sollen ein möglichst plastisches Feindbild zeigen.

Konkreter sind die zahlreichen archäologischen Funde, die man aufgrund ihrer auffälligen Gemeinsamkeiten einem übergreifenden Kulturkreis zuordnen kann. Doch über die Ethnie der Menschen, die vielleicht einst mit den Schwertern kämpften, aus den Kesseln Wein schöpften oder den Schmuck trugen, verraten diese Funde aus der Erde nichts – und auch nicht über ihre Sprache, ihr Weltbild oder ihr Selbstverständnis.

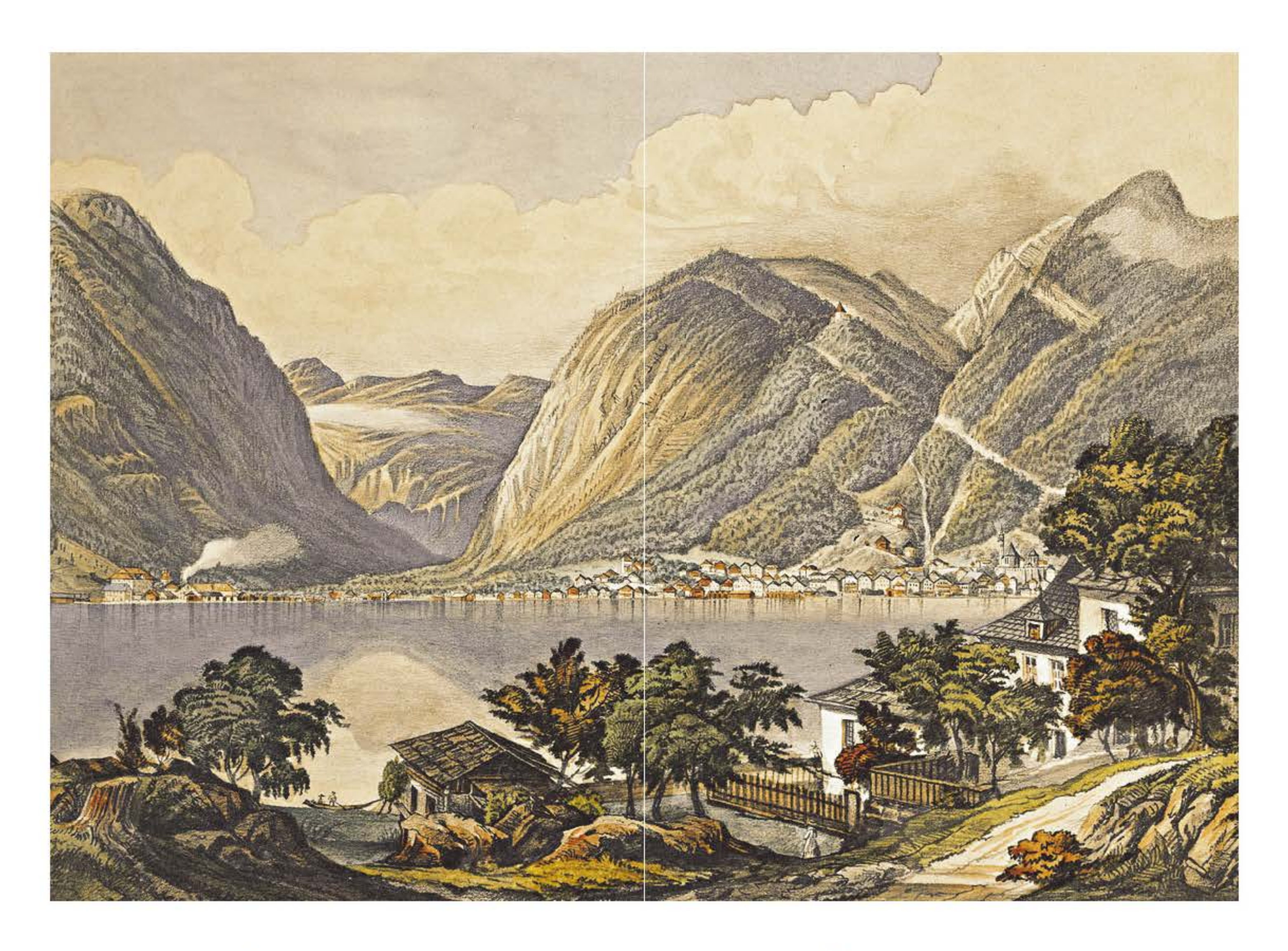
Es bleibt also jede Menge Raum für Interpretationen. Deutlich mehr jedenfalls als bei anderen antiken Kulturen, bei denen archäologische Befunde und zahlreiche historische Quellen zusammenkommen, sodass sich das Bild der Vergangenheit weitaus einfacher zeichnen lässt.

Die Geschichte der Kelten hingegen wird immer ein Stück weit ein Konstrukt bleiben, eine Idee davon, wie die Menschen in der Zeit zwischen dem 8. Jahrhundert v. Chr. und der Zeitenwende in Mitteleuropa lebten.

Diese Idee ist nicht zeitlos; sie ist abhängig von der Perspektive, mit der man in die Vergangenheit schaut, davon, welche Fragen man an sie stellt. Die Kelten seien „ein Paradebeispiel für die Mechanismen solcher Konstruktionen, von der Antike bis heute. Die Frage nach der historischen Realität, die hinter dem Keltenbegriff steckt, lässt sich daher nur mit einem Blick auf die Geschich-

27 Gräber des keltischen Bestattungsfeldes in Hallstatt *(Aquarell von Isidor Engel, 1878)*





Ansicht des Hallstätter Sees im Salzkammergut *(Aquarell von Isidor Engel, 1878)*

te dieser Konstruktionen beantworten", schreibt die Ur- und Frühhistorikerin Sabine Rieckhoff.

Wer waren die Kelten denn nun?

Wie schön wäre es, mit farbsatten Szenen in die keltische Kultur eintauchen zu können. Mistelzweigbekränzte Druiden, die inmitten von Steinkreisen kultische Handlungen vollziehen. Ein mit edlem Schmuck behangener „Keltenfürst", der von einem prächtigen Thron aus über sein Volk gebietet. Oder leierzupfende Barden auf einem malerischen Dorfplatz irgendwo in Irland.

Doch leider: Das alles hat mit den historischen Kelten nur wenig zu tun. Die Steinkreise in England oder die Menhir-Felder in Frankreich – die berühmten „Hinkelsteine" – zum Beispiel entstanden schon lange vor der keltischen Zeit. Zwar nannte man bis vor einigen Jahren die Grabstätten mit Beigaben aus Gold, die man unter mächtigen Erdhügeln fand, „Fürstengräber". Doch ob es sich bei den Toten tatsächlich um „Fürsten" handelte und über wen sie herrschten, ist völlig unklar. Und ob Irland in der Eisenzeit überhaupt keltisch war, auch darüber streiten die Wissenschaftler bis heute.

Viel einfacher, als auf den Punkt zu bringen, wer oder was die Kelten denn nun eigentlich waren, ist es zu sagen, was sie nicht waren. Sie waren nicht die Erbauer von Stonehenge. Sie waren nicht die Erfinder der irischen Kreuze mit den scheinbar so typisch keltischen Rankenmustern. Sie waren keine Gralsritter. Und vor allem: Sie waren kein Volk, jedenfalls nicht unter ethnischen Gesichtspunkten.

Am ehesten könnte man sie vielleicht noch als Repräsentanten der vorrömischen Eisenzeit in Mittel- und Westeuropa beschreiben – in etwa so, wie man Europäer seit dem Mittelalter zum „christlichen Abendland" rechnet. Doch wie es Unterschiede zwischen einem Niederländer und einem Italiener gibt, gab es sie auch zwischen den unterschiedlichen Gruppen, die man mit dem Oberbegriff „Kelten" zusammenfassen kann.

Es ist ziemlich zweifelhaft, dass sich die Kelten selbst als Gruppe fühlten, dass sie ein irgendwie geartetes ethnisches Bewusstsein hatten und sich von anderen abgrenzten. Eher kann man sich die kleinen Gemeinschaften der Eisenzeit als Stämme oder Familienclans vorstellen oder als Bewohner verschiedener Siedlungszentren. Vermutlich sprachen sie ähnliche Sprachen oder Dialekte, konnten sich also untereinander verständigen. Einige der Untergruppen, die man unter dem Oberbegriff „keltisch" zusammenfasst, kennt man namentlich, darunter die Boier und die Belger, die Helvetier und die Taurisker. Aber zweifelsohne existierten weitaus mehr.

Eine einheitliche, fest umrissene Kultur hatten sie alle wohl ebenso wenig wie übergreifende politische Strukturen. Es erscheine „immer offensichtlicher als eine übertriebene Vereinfachung, von einer einzigen und gleichartigen frühgeschichtlichen Zivilisation der Kelten zu sprechen. Wir haben es in Wirklichkeit mit mehreren in Raum und Zeit be-

nachbarten keltischen Gemeinschaften zu tun", schreibt der Archäologe Venceslas Kruta, emeritierter Professor der Pariser Sorbonne.

Wie kam es überhaupt zu der Idee, die Kelten seien ein Volk?

Die ersten, die den Begriff „Kelten" benutzten, waren die antiken Mittelmeerkulturen. Von „Keltoi" sprachen die Griechen, später auch von „Galatai" (Galatern), die Römer kannten „Galli" oder „Celtae". Ein Volk im modernen Sinne meinten die antiken Autoren damit allerdings nicht, vielmehr war der Begriff eine Sammelbezeichnung für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen.

Denn das Weltbild der klassischen Antike war in dieser Hinsicht ziemlich simpel. Aus griechischer und römischer Perspektive gab es lange Zeit in Nordeuropa nur Kelten und Skythen.

Eventuell geht der Begriff „Galli" auf ein altes indoeuropäisches Wort für Feinde oder Fremde zurück; woher das Wort „Kelten" stammt, ist unklar. Römisch oder griechisch sind die Bezeichnungen jedenfalls nicht. Somit könnte es tatsächlich sein, dass sich zumindest einige dieser Menschen selbst so nannten.

Die ersten Forscher, die an das Keltenwissen der Antike anknüpften, waren die Humanisten. In seiner Abhandlung „Rerum Scotiarum Historia" von 1582 beschäftigte sich der Schotte George Buchanan mit der Geschichte seiner Landsleute. Er behauptete, England sei vom Kontinent aus von den Galliern besiedelt worden, deren älterer Name auch „Celtae" gewesen sei.

Hinweise auf eine gemeinsame Abstammung fanden die Humanisten vor allem in den Sprachen, etwa den Ähnlichkeiten zwischen dem Walisischen und dem Gälischen, das in Irland gesprochen wurde. Der bretonische Zisterziensermönch Paul-Yves Pezron brachte diese Beobachtungen 1703 mit den Kelten in Verbindung.

Die Idee einer oder auch mehrerer keltischer Festlandsprachen, deren Zungenschlag sich auf den Britischen Inseln erhalten hätte, tauchte auf – und mit ihr die Vorstellung eines vorrömischen mitteleuropäischen Urvolks, das keltisch gesprochen habe.

Die ursprünglich sprachwissenschaftliche Klassifikation „keltisch" wurde so zu einer ethnischen Bezeichnung für alle Gruppen, von denen man annahm, dass sie keltisch gesprochen hatten.

Die Geschichte von den keltischen Vorfahren passte perfekt zum aufsteigenden Nationalgefühl, insbesondere auf den Britischen Inseln oder in der Bretagne. Vor allem aber befeuerte das angebliche Urvolk die Fantasie der Romantiker. Im 18. Jahrhundert schwappte eine Welle der Keltenbegeisterung durch Europa. Man idealisierte die „edlen Wilden", das Archaische, Unverbildete, man gründete sogar geheime Druidengesellschaften. Selbst Goethe verfiel dem „Ossian", einer angeblichen Übersetzung keltischer Gedichte – die sich später als gut gemachte Fälschung eines schottischen Autors erwies.

Alle Bodenfunde aus vorrömischer Zeit wurden nun ohne weitere Unterscheidung den Kelten zugeschrieben. Auf diese Weise kam es zu der Annahme, dass etwa Stonehenge ein keltisches Heiligtum gewesen sei. 1796 wurde in einem Buch behauptet, die riesigen Megalithsteine in Frankreich oder England seien von Druiden errichtet worden.

In Frankreich instrumentalisierte Napoleon III. die Idee einer ruhmreichen gallischen Vergangenheit, um nach dem Ende des großnapoleonischen Reichs und dem Wiener Kongress von 1815 die Ehre seines Landes wiederherzustellen.

Er finanzierte Ausgrabungen an drei wichtigen Orten der gallischen Geschichte: In Gergovia, wo die Gallier über die Römer gesiegt hatten, in Bibracte, wo das Zentrum des Widerstands gegen die Römer lokalisiert wurde, und in Alesia, wo Caesar schließlich über den gallischen Häuptling Vercingetorix gewann.

Napoleon schuf damit eine französische Identität, die sich auf gallische wie römische Traditionen berief – auch, um separatistischen Tendenzen in der Bretagne zu begegnen. Gleichzeitig schärfte er die „gallische" Identität in Abgrenzung zu den Germanen, um so die angebliche Erbfeindschaft mit Deutschland auch historisch zu begründen.

Daneben gab es auch ideologisch unverdächtige Keltenforschung. Die Ausgrabungen im österreichischen Örtchen Hallstatt gehören dazu oder jene, nur wenige Jahre später, am Neuenburger See in der Schweiz. 1857 gab ein extremes Niedrigwasser dort spektakuläre Reste aus der Eisenzeit preis: eiserne Waffen, die zwischen Holzpfählen steckten. Ausführliche Untersuchungen an der Fundstelle um La Tène brachten Hunderte Schwerter, Lanzen, Fibeln, Werkzeuge, Menschenknochen und Wagenräder ans Licht, alle aus dem 3. bis 2. Jahrhundert v. Chr. Ähnlich wie in Hallstatt vermuteten die Wissenschaftler rasch, dass es sich um Hinterlassenschaften von Kelten gehandelt habe.

Doch auch diese erst einmal ideologiefreie Forschung geriet in den Sog der Keltenidee, vor allem durch den Germanisten Gustaf Kossinna. Er postulierte 1911, dass bestimmte Kulturgebiete, die sich aus archäologischen Funden rekonstruieren lassen, immer auch den Lebens- und Siedlungsbereichen bestimmter Völker oder Volksstämme entsprochen hätten. Platt gesagt: Überall, wo man Schmuck oder Schwerter mit keltischen Mustern fand, mussten Angehörige eines keltischen Volkes gelebt haben.

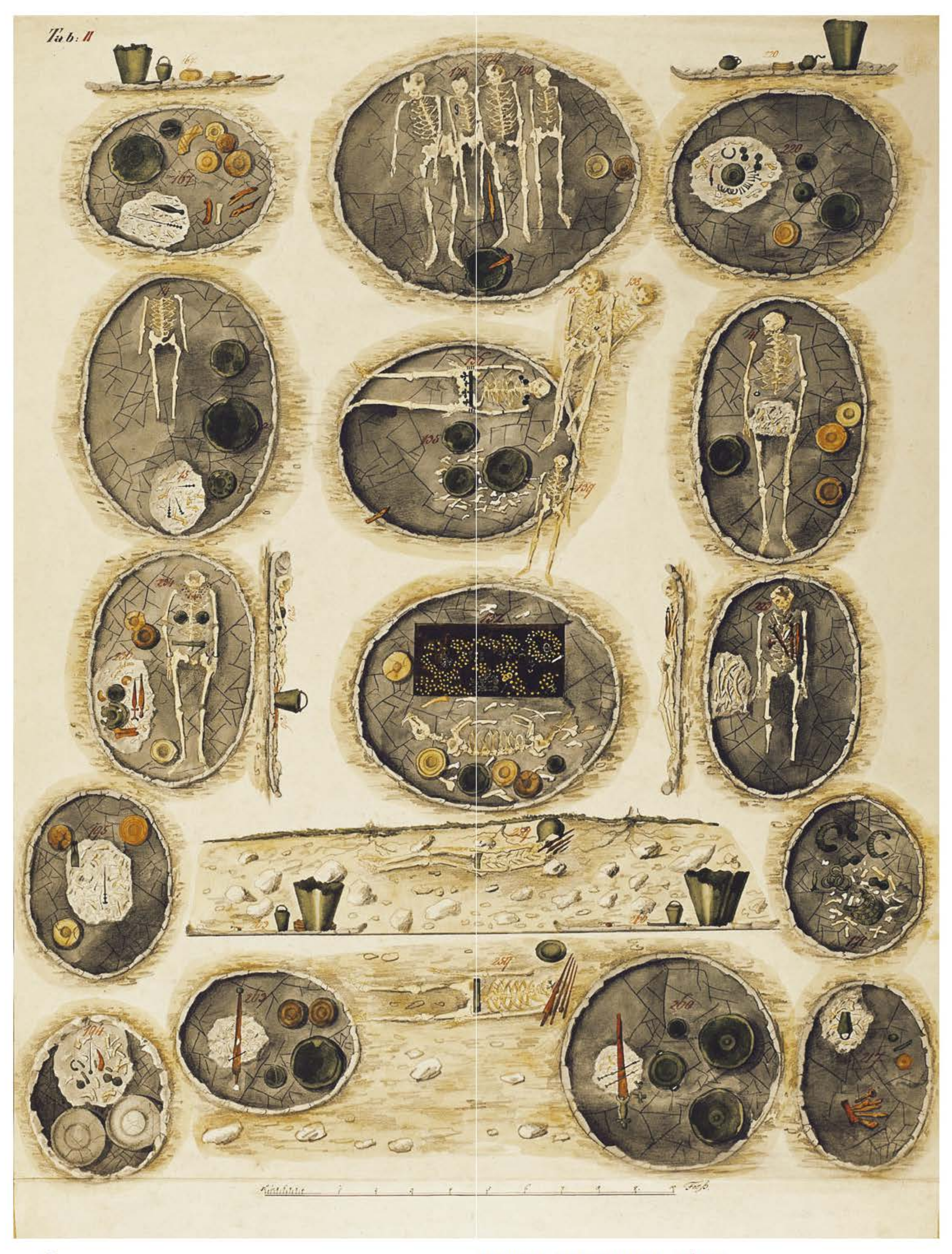
Nun war die Geschichte von den Kelten perfekt: Ihr zufolge gab es ein keltisches Volk, das zunächst nördlich der Alpen, im heutigen Südwestdeutschland, in Südostfrankreich und in Teilen der Schweiz und Österreichs gelebt habe. Später sei es auch nach Westen bis nach Spanien, nach Osten bis nach Kleinasien gewandert und schließlich auch auf die Britischen Inseln weitergezogen. Es habe keltisch gesprochen und eine einheitliche Kultur gepflegt, habe die gleichen religiösen Vorstellungen und sogar Sozialstrukturen gehabt.

Diese Idee entsprang dem Denken einer Zeit, die geradezu besessen war von Ethnien und Völkern, von Lebensräumen und Grenzen und die versuchte, die zeitgenössischen Verhältnisse durch Parallelen in der Vergangenheit zu deuten – und teilweise sogar neue Ansprüche dadurch zu legitimieren.

Doch auch, als sich das völkische Denken nach 1945 diskreditiert hatte, hielt sich die Vorstellung vom Volk der Kelten. Sich mit den Germanen zu beschäftigen, hatte einen schlechten Beigeschmack bekommen. Die Kelten hingegen galten als unverdächtige Vorfahren, ja sogar als „erste Europäer", wie es 1991 eine große Ausstellung in Venedig behauptete.

Wer erforscht die Kelten?

Mit den Kelten befassen sich heute mehrere Forschungsdisziplinen mit jeweils eigenen Fragestellungen, Herangehensweisen und Methoden. Dementsprechend kommen sie teilweise zu durchaus unterschiedlichen Antworten.


Tab: II

Auf der einen Seite stehen die Keltologen. Sie sind in erster Linie Sprachwissenschaftler, für sie zählen all jene zu ihrem Untersuchungsgebiet, die eine keltische Sprache sprechen. Aber auch für Kultur und Geschichte der so definierten Kelten fühlen sich die Keltologen zuständig. Bei ihnen geht es nicht nur um die frühzeitlichen Kelten, sondern auch um die keltische Kultur der Britischen Inseln im Mittelalter oder sogar bis heute.

Auf der anderen Seite stehen die Archäologen. Sie beschäftigen sich mit den materiellen Funden aus vergangenen Zeiten, versuchen, die Herkunft und Machart beispielsweise von Schmuck oder Gebrauchsgegenständen zu ergründen, das Leben der Menschen zu rekonstruieren, die die geborgenen Gerätschaften benutzt haben oder in den entdeckten Grabhügeln begraben worden sind.

Unter „keltisch“ verstehen sie ausschließlich die vorrömische eisenzeitliche Kultur Mitteleuropas. Wegen der Definitionsprobleme sprechen sie jedoch häufig überhaupt nicht von Kelten, sondern von Trägern der Hallstattkultur oder solchen der Latènekultur (siehe Überblick Seite 36).

Außerdem befassen sich noch die Althistoriker mit den Kelten, die die Berichte antiker Autoren auswerten, sowie Genetiker und Anthropologen, die versuchen, aus Knochen und anderen biologischen Materialien Befunde abzuleiten.

Die Ergebnisse der verschiedenen Disziplinen lassen sich allerdings nicht immer in Deckung bringen. So war die keltische Sprache – das schließt man aus Namen von Orten oder Flüssen – weiter verbreitet als die keltische Kunst.

Und während antike Historiker zwar von Kelten in Spanien berichten, galten für keinen der römischen oder griechischen Autoren die Bewohner der Britischen Inseln als Kelten. „Der Schluss erscheint daher unausweichlich, dass die heute übliche Verwendung des Begriffs „keltisch“ zur Bezeichnung ganz verschiedener Phänomene von der Vorzeit bis zur Gegenwart weniger auf deren fundamentaler innerer Einheit als vielmehr auf einer subjektiven Sichtweise des modernen Betrachters beruht“, schreibt der Keltologe Bernhard Maier.

Gibt es überhaupt Gemeinsamkeiten zwischen „den Kelten“?

Die Sprache einte die Kelten vermutlich zu einem gewissen Grad (siehe Seite 28). Aber auch darüber hinaus gibt es Gemeinsamkeiten. Die Menschen damals scheinen zum Beispiel ähnliche – wenn auch im Detail unterschiedliche – religiöse Vorstellungen gehabt zu haben. Das sieht man zum Beispiel an den Beerdigungssitten: In Frankreich, zum Beispiel in Lavau oder in Vix, finden sich die gleichen Erdhügel über den Grabkammern bedeutender Verstorbener wie am hessischen Glauberg oder im Umfeld der schwäbischen Heuneburg. Auch die Grabbeigaben ähneln sich, so hinterließen die Menschen damals häufig Geschirr und sogar Lebensmittel für große Gelage und Bankette in diesen Gräbern der Elite. Offenbar waren Gastmähler sehr wichtig, zumindest glaubte man, dass die Verstorbenen im Jenseits auf jeden Fall in der Lage sein sollten, Gäste zu bewirten.

In der Gesellschaftsstruktur scheint es ebenfalls Parallelen zwischen den verschiedenen keltischen Gemeinschaften gegeben zu haben: Die Menschen, die in den prunkvoll ausgestatteten Gräbern bestattet waren – meist handelt es sich um Männer – spielten ziemlich sicher eine übergeordnete Rolle in den Gemeinschaften, gehörten zumindest zur Elite (siehe Seite 58); Verstorbene niederen Ranges wurden ohne prunkvolle Beigaben bestattet oder einfach nur verbrannt – offenbar existierte in vielen keltischen Gemeinwesen eine starke hierarchische Gliederung.

Detaildarstellungen Hallstätter Grabfunde *(Aquarell von Isidor Engel, 1878)*

Und sogar bei Geschmack und Kunst finden sich übergreifende Trends: So schätzte man Möbel und Geschirr aus dem Mittelmeerraum, vor allem aus griechischer Produktion – solche Stücke fanden sich jedenfalls zuhauf unter den prächtigen Grabbeigaben, sie waren wohl eine Art Statussymbol, verbreitet über die Handelswege zwischen Mitteleuropa und den Mittelmeerregionen, entlang der Rhone oder über die Alpen. Und die künstlerische Gestaltung von Schmuck oder auch von Waffen war so typisch, dass man daraus auf die Existenz eines einheitlichen „Keltenvolkes“ schloss.

Spannend ist dabei vor allem, wie sehr sich die keltischen Kunstwerke von den zeitgleichen römischen und griechischen unterscheiden. Während die Mittelmeerkulturen zum Beispiel Menschen schon früh eher realistisch darstellten, nutzten die Kelten stärker abstrakte Formen und Muster.

Ihre Menschendarstellungen wirken auf heutige Betrachter fast naiv: Sie sahen anfangs aus wie Strich- oder Knetmännchen, mit dünnen Armen und Beinen, wenig lebensecht. Später wurden die Figuren plastischer, wohl auch durch vermehrten Kontakt mit den Mittelmeerkulturen. Doch sie sind weiterhin wenig realistisch, mit ihren groben Formen erinnern sie ein bisschen an die kubistischen Menschenbilder Pablo Picassos. Von den klassischen Figuren aus Rom und Athen jedenfalls sind sie sehr weit weg.

Das lag bestimmt nicht an fehlender Handwerkskunst der Kelten; ihre Goldarbeiten sind von höchster Qualität, ebenso die komplizierten ornamentalen Muster in Schwertern oder auf Perlen. Viel mehr scheint dahinter ein eigenes Denken, ein eigener Blick auf die Welt zu stehen, der die Kelten von den Mittelmeerkulturen unterscheidet. Offenbar gab es doch so etwas wie gemeinsame Vorstellungen, zumindest übergreifende Moden, einen Stil, an dem man sich orientierte, etwas, was über das einzelne Gemeinwesen hinaus als erstrebenswert oder schick galt – oder etwas, an das man glaubte und in Bilder übertrug.

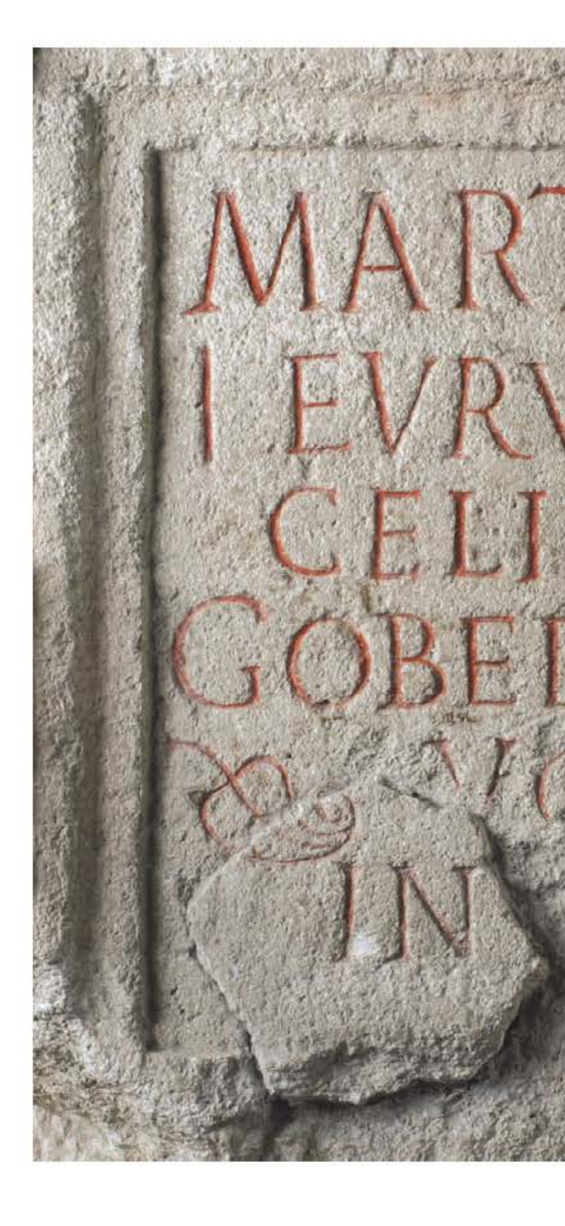
Häufiger als einzelne Figuren oder Köpfe sind Mischwesen aus Mensch und Tier zu sehen oder etwa schwer erkennbare Gesichter, die aus geometrischen Mustern gebildet werden. „Keltische Kunst ist mehrdeutig und scheint über die diesseitige Welt hinauszuweisen, weil ihre Darstellung immer mehr enthält als auf den ersten und zweiten Blick erkennbar. In allem ist etwas anderes verborgen, der Mensch ein Objekt unheimlicher, schwer greifbarer Mächte, die überall lauern können“, schreiben die Keltologen Dorothee Ade und Andreas Willmy in ihrem Buch über die Kelten.

Gab es sie also doch, die Kelten? Die Idee hat längst ihre eigene Realität geformt. Sie lässt sich nicht mehr aus der Welt schaffen. Sie lässt sich nur sorgfältig beschreiben, indem man zwischen sicherem Wissen und bloßer Deutung unterscheidet. Und man sollte im Kopf behalten, dass es heutigen Forschern vermutlich nicht anders ergeht als ihren Vorgängern im 16., 17. und 18. Jahrhundert; dass nämlich Interpretationen immer auch durch den Filter der eigenen Erfahrung, der eigenen Werte und Vorstellungen gefärbt sind.

Wie es nun wirklich war in der Eisenzeit in Mitteleuropa – diese Frage wird sich vielleicht niemals klären lassen. Aber die Vergangenheit wird nicht greifbar ohne Geschichten. Und auch deshalb braucht es die Geschichte der Kelten. ■

Bis heute werden manche *keltischen Sprachen* in Europa gesprochen – die meisten aber sind ausgestorben. Ihre Literatur haben die frühen Kelten nur mündlich überliefert.

Spärliche Zeugnisse



Von Stefan Zimmer

Irgendwann im zweiten Jahrtausend v. Chr. bemächtigte sich eine Gruppe fremder junger Leute der Salzvorkommen bei Hallstatt und übernahm schrittweise die Herrschaft über die Gegend. Sie sprachen einen altindogermanischen Dialekt, den man sich ähnlich wie das homerische Griechisch oder das vedische Sanskrit vorstellen kann. Die unterworfene Bevölkerung nahm allmählich die fremde Sprache an, nicht ohne sie langsam zu verändern.

So etwa kann man sich das Entstehen des Keltischen vorstellen, eines Zweigs der indogermanischen Sprachfamilie (zu der fast alle Sprachen Europas und viele in Asien gehören). Durch den Salzhandel kamen die neuen Herrscher in Kontakt mit Griechen und Etruskern, wurden reich, konnten ihre eigene Kultur entwickeln und ausbreiten: zuerst in den Donauraum und weiter nach Westen bis ins heutige Frankreich.

Die Sprecher des Keltischen (in all seinen Varianten) nennen wir Kelten. Sie haben lange Zeit nichts aufgeschrieben; noch zu Caesars Zeiten lehrten die Druiden, Kultur müsse ausschließlich mündlich tradiert werden. Doch vom 3. Jahrhundert an finden sich erste Zeugnisse keltischer Sprachen: zuerst einzelne Namen in Griechisch oder Etruskisch geschriebenen Texten oder Inschriften, dann auch, vor allem in Südgallien, keltische Bau- und Weihinschriften in griechischer Schrift. In Hispanien wurden sogar Vertragstexte auf Bronzetafeln in einer der iberischen Schrift ähnlichen Form festgehalten. Nach der römischen Eroberung schrieben die Kelten überall lateinisch, doch eben nur Gebrauchstexte: Verträge, Grab- und Bauinschriften, Kalender. Die Literatur hingegen, von der griechische und römische Autoren berichten, wurde rein mündlich tradiert: Poseidonios und Caesar schildern ausführlich die vielfältigen intellektuellen Aktivitäten der Druiden.

Der Begriff „keltisch“ ist nur sprachwissenschaftlich genau zu definieren: durch präzise formulierbare Lautgesetze, besondere grammatische Formenbildungen, eigentümlichen Satzbau. Kelten sind also Menschen, die so sprechen; deshalb darf man auch ihre Kultur sinnvollerweise keltisch nennen, ebenso wie man von griechischer oder römischer Kultur spricht. Etwa 300 keltische Sprachzeugnisse sind aus Gallien bekannt (Sprachvariante: gallisch). Weniger als 100 stammen aus Hispanien (keltiberisch oder hispano-keltisch), eine Handvoll aus dem italienischen Alpenraum und der Zentralschweiz (lepontisch, eine Art altertümliches Gallisch). Aus Galatien (in Zentralanatolien), wo sich keltische Söldner von 279 v. Chr. an niederließen, sind nur Namen bekannt, die den gallischen ganz ähnlich sind.

In Deutschland wurde nur eine Inschrift gefunden („BOIOS“ in Manching), aber viele alte keltische Fluss-, Berg- und Ortsnamen leben bis heute fort. Kulturhistorisch interessant sind zahlreiche keltische Lehnwörter im Deutschen, die es nahelegen, dass die später an Rhein und Donau vorrückenden Germanen viel von den Kelten gelernt haben (z. B. Amt, Reich, Eisen, Brünne, Leder, Ofen). Auch in Norditalien und auf dem Balkan gibt es keltische Ortsnamen, die von keltischer Expansion zeugen.

Wie im Grunde alle einheimischen Sprachen im Römischen Reich sind auch die keltischen auf dem Festland verschwunden: Die Menschen haben ihre früheren Muttersprachen zugunsten des Lateinischen (beziehungsweise im Osten des Griechischen) aufgegeben. Nur auf den Britischen Inseln, wohin sich Kelten spätestens im ersten Jahrtausend v. Chr. verbreitet hatten, leben keltische Sprachen bis heute fort. Das Bretonische ist, wie schon der Name zeigt, ein britannischer Kolonialdialekt. Offenbar sind viele Christen aus dem Süden Englands (Devon, Cornwall) im 5. Jahrhundert vor den heidnischen Angelsachsen aufs Festland geflohen. Die von ihnen besiedelte Halbinsel wurde nach ihnen Bretagne genannt (das erklärt dann auch die Bezeichnung „Groß-Britannien“ für die große Insel). Seit dem 16. Jahrhundert, verstärkt seit der Französischen Revolution und dann massiv von 1945 an steht das Bretonische unter großem Druck des Französischen, sodass es heute keine einsprachigen Muttersprachler mehr gibt.



Weihetafel aus Alesia
(1. Jahrhundert n. Chr.):

MARTIALIS • DANNOTALI
IEVRV •VCVETE • SOSIN
CELICNON (Blatt) ETIC
GOBEDBI • DVGIIONTIIO
(Blatt) VCVETIN • (Blatt)
IN ... ALISIIA

Übersetzung: „Martialis (Sohn) des Dannotalos hat gegeben (gestiftet? geweiht?) dem Ucuetis dieses Gebäude, welches von den Schmieden (errichtet wurde), die verehren den Ucuetis in Alisia".

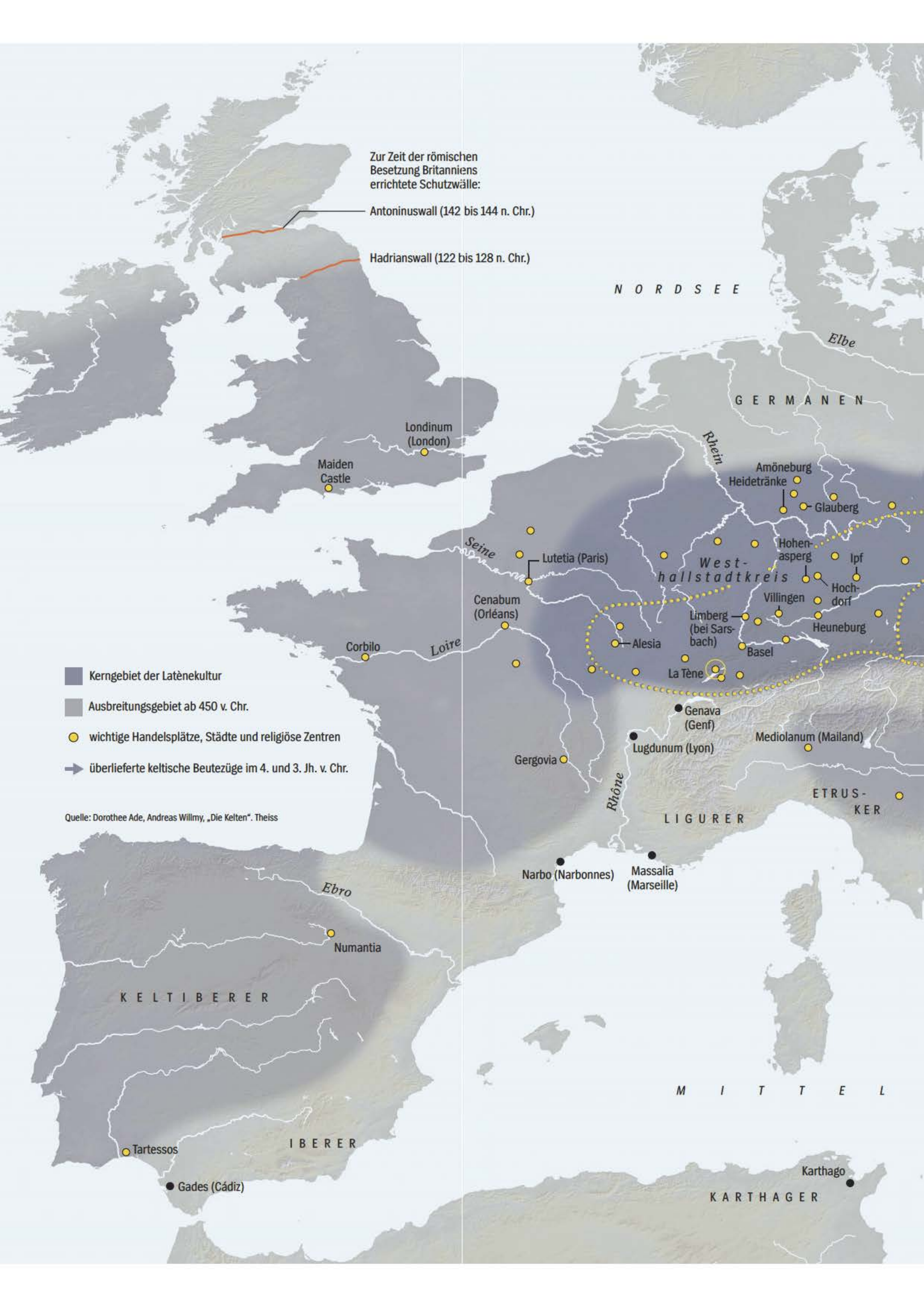
Erläuterung: Der Stifter dieser Weihetafel für den Schmiedegott Ucuetis, die im gallischen Alesia gefunden wurde, trägt bereits einen lateinischen Namen. Er gibt seinen keltischen Vatersnamen auf der Tafel nicht in keltischer Weise als Adjektiv, sondern nach römischer Sitte im Genitiv an. Das wohl gestiftete oder geweihte Gebäude, auf das sich die Inschrift bezieht, konnten die Archäologen genauer untersuchen: Es war zweistöckig, vermutlich eine Schmiede im Untergeschoss und darüber ein Kultraum der Schmiedegilde. Weil der Steinmetz sich mit der Verteilung des Textes auf dem Weihestein schwertat, kombinierte er einige Buchstaben (in der ersten Zeile: OT aufeinander geschrieben, A und LI übereinander; in der zweiten Zeile: IN übereinander) und ließ Freiflächen, die er an drei Stellen mit Blättern verzierte. In der unleserlichen Lücke der letzten Zeile befand sich einst vielleicht ein weiteres Blatt, kaum jedoch ein Buchstabe. Der keltische Schmiedegott Ucuetis, dem hier geweiht wurde, ist auch anderweitig gut bezeugt.

Ähnliches hat der jahrhundertelange englische Druck auf den Inseln bewirkt: Auch in Irland und Schottland beherrschen – trotz reicher Literatur vom 5. Jahrhundert an bis heute – nur noch wenige Zehntausend Menschen das Gälische (irisch bzw. schottisch-gälisch), auf der Insel Man ist die Sprache im 19. Jahrhundert ausgestorben, wird aber heute noch für touristische und politische Zwecke gebraucht. In Mittel- und Südengland gibt es aus der Römerzeit spärliche Zeugnisse des Keltischen.

In Wales setzt das Walisische (Kymrische) das alte Britannisch fort. Seit dem 5. Jahrhundert existiert es als Schriftsprache und hat bis heute eine reiche Literatur hervorgebracht, mit heute etwa 500 000 zweisprachigen Muttersprachlern könnte es auf Dauer überleben. Von der keltischen Vergangenheit Großbritanniens zeugen noch einige Fluss- und wenige Ortsnamen, so etwa Avon („Fluss"). Das Kornische in Cornwall ist seit der Reformation nur gelegentlich geschrieben worden und im 18. Jahrhundert ausgestorben.

Dass die inselkeltischen Sprachen untereinander und mit dem ausgestorbenen Festlandkeltischen verwandt sind, ist erst spät erkannt worden, nämlich 1582 durch den schottischen Historiker George Buchanan.

Die erste genaue Dokumentation der keltischen Sprachen verdanken wir der Feldforschung des walisischen Gelehrten Edward Lhuyd, die er 1707 veröffentlichte. Die Zugehörigkeit des Keltischen zur indogermanischen Sprachfamilie hat Franz Bopp 1839 wissenschaftlich bewiesen; die Basis für die Erforschung der Sprachen und ihrer Geschichte hat dann Johann Kaspar Zeuß mit seiner monumentalen Grammatica Celtica 1853 gelegt. ■



Zur Zeit der römischen Besetzung Britanniens errichtete Schutzwälle:
Antoninuswall (142 bis 144 n. Chr.)
Hadrianswall (122 bis 128 n. Chr.)
NORDSEE
Elbe
GERMANEN
Rhein
Londinum (London)
Maiden Castle
Amöneburg
Heidetränke
Glauberg
Seine
Lutetia (Paris)
Hohen-asperg
Ipf
West-hallstadtkreis
Hoch-dorf
Villingen
Cenabum (Orléans)
Limberg (bei Sarsbach)
Heuneburg
Alesia
Basel
Corbilo
Loire
La Tène
Kerngebiet der Latènekultur
Ausbreitungsgebiet ab 450 v. Chr.
wichtige Handelsplätze, Städte und religiöse Zentren
überlieferte keltische Beutezüge im 4. und 3. Jh. v. Chr.
Genava (Genf)
Lugdunum (Lyon)
Mediolanum (Mailand)
Gergovia
Rhône
ETRUS-KER
Quelle: Dorothee Ade, Andreas Willmy, „Die Kelten“. Theiss
LIGURER
Narbo (Narbonnes)
Massalia (Marseille)
Ebro
Numantia
KELTIBERER
MITTEL
IBERER
Tartessos
Gades (Cádiz)
Karthago
KARTHAGER

Alteuropa

Verbreitung keltischer Völker und Kulturen seit der Eisenzeit

Die von Archäologen und Historikern als keltisch bezeichneten Gebiete umfassen eine Vielzahl verschiedener Volksstämme, deren Siedlungsräume zeitweilig von der Iberischen Halbinsel bis zum Schwarzen Meer reichten. Eine Reihe gemeinsamer kultureller Merkmale erlaubt es, die keltischen Völker von ihren nördlichen und südlichen Nachbarn in Europa abzugrenzen.

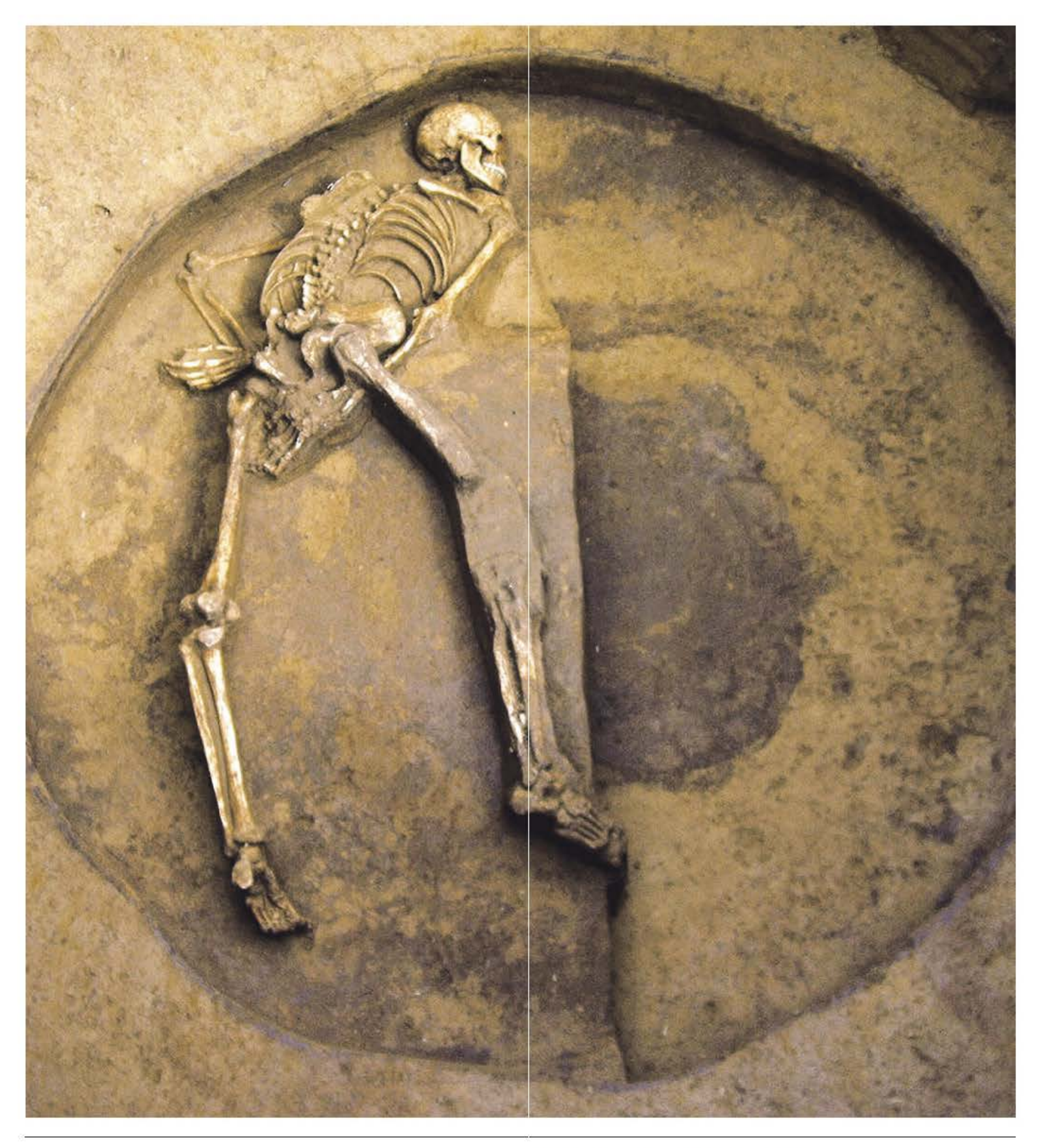
Frühe keltische Siedlungsspuren in Mitteleuropa werden der Hallstattkultur zugerechnet (nach dem Fundort Hallstatt, Österreich, etwa ab 800 v. Chr.). In der späteren Latènezeit (nach dem Fundort La Tène, Schweiz, ab etwa 450 n. Chr.) verbreitet sich die keltische Kultur quer über Europa.



Keltischer Bronzeschmuck ▸
aus Hohenfels-Kleinmittersdorf
(Bayern, 5. Jh. v. Chr.)

Der „Fürstensitz“ am Glauberg ist eine bedeutende keltische *Fundstelle*. Mit enormem Aufwand suchen Experten hier nach Erkenntnissen über das Leben vor 2500 Jahren.

Der Boden lügt nicht

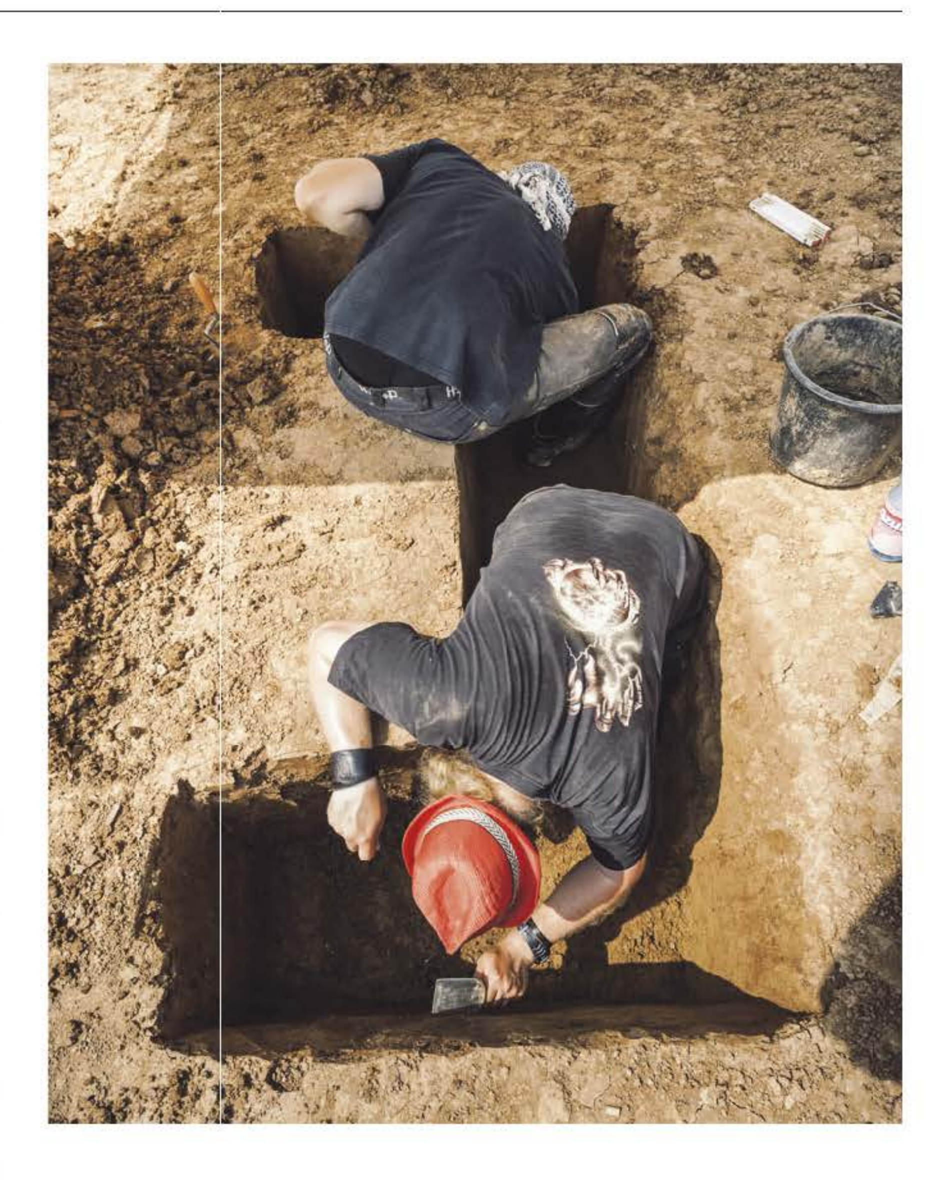


Von Judith Reker

Axel Posluschny schaut gerade die Post in seinem Büro durch, als der Anruf seines Grabungsleiters kommt: „Jetzt haben wir ein Grab gefunden." Schlechter Witz, denkt der Archäologe. Der 52-Jährige, ein jovialer Rheinländer mit stoppeligem Bart, ist Forschungsleiter der Keltenwelt am Glauberg, eines Museums und Forschungszentrums in der Wetterau. Seitdem hier, eine Dreiviertelstunde nordöstlich von Frankfurt, vor rund 20 Jahren eine spektakuläre Statue und reich ausgestattete Gräber in einer imposanten Anlage geborgen wurden, ist der Glauberg eine der wichtigsten deutschen Stätten für die Geschichte der Kelten.

Vier Wochen im Mai soll die Ausgrabung dauern, die Posluschny leitet. Schlechter Witz, denkt er jetzt, denn erstens rechnet niemand mit einem so großen Fund, wie es ein Grab ist. Posluschny hat höchstens ein paar Scherben erwartet, denn bei dieser Grabung geht es um Bodenanalysen. Zweitens ist es Ende Mai, in wenigen Tagen wollen die Helfer aus Schweden und den Niederlanden ihre Sachen zusammenpacken. Aber es ist kein Witz. Die Archäologen finden am Glauberg tatsächlich ein Grab, wahrscheinlich aus der Keltenzeit. Doch das ist das Ende einer Geschichte, die Anfang Mai beginnt.

Das Grabungsgelände liegt inmitten von Äckern am Hang des Glaubergs. Spaziergänger laufen an kniehohem Weizen vorbei, der noch keine Ähren zeigt. Ein Maisfeld ist halbiert: Auf der einen Seite, 12 mal 45 Meter groß, arbeiten sich die Archäologen in die Tiefe. Auf dem übrigen Feld tragen fingerhohe Maispflänzchen gerade erst drei Blättchen. Getreidefelder waren es, die die ersten Hinweise auf die Keltenanlage gaben. In den 1980er-Jahren zeigten nämlich aus dem Flugzeug gemachte Aufnahmen, dass das Getreide am südlichen Hang des Glaubergs an manchen Stellen auffallend dunkler wuchs. 1994 wurden die sogenannten Fürstengräber ausgehoben, eine Arbeit, die drei Jahre dauerte. In den rund 2500 Jahre alten Gräbern fanden begeisterte Archäologen unter anderem Goldschmuck, Schwerter, einen Schild, exquisit gearbeitete Bronzekannen. 1996 stießen sie auf eine mannshohe, bis auf die Füße vollständig erhaltene Sandsteinstatue. Sie stellt wohl eine hohe Persönlichkeit dar, vielleicht einen Krieger, die Experten wissen es bis heute nicht. Die Statue allein ist ein Jahrhundertfund.



Archäologiestudenten bei einer Grabung am keltischen Fürstensitz Glauberg in der Wetterau (Mai 2017)

Skelett in Kegelsturnpfgrube: 22 einfach bestattete Leichen wurden 2005/06 in der Nähe des Glaubergs entdeckt.

Doch auch die Anlage ist kolossal: Vom Hauptgrabhügel führen zwei parallele Gräben 300 Meter weit nach Südosten und gabeln sich schließlich im rechten Winkel. Der Hügel und die 300-Meter-Gräben sind heute so rekonstruiert, wie sie damals wahrscheinlich ausgesehen haben. Die abzweigenden Gräben und Wälle sind noch weitgehend unerforscht, ihre Reste liegen weiter unter Feldern begraben. Die Grabung im Mai widmet sich einem kleinen Abschnitt.

Posluschny hofft, dadurch Antworten auf bestimmte Fragen zu finden, zum Beispiel: Wie war der Wall hinter dem Graben aufgebaut? Haben die Kelten ihn einfach mit der Erde aus dem Graben aufgeschüttet? Oder haben sie ihn mit Holzbauten stabilisiert? Dass an dieser Stelle überhaupt ein Wall und Gräben waren, das wusste Posluschny, ohne hier je ein Loch gebohrt zu haben. Denn das hatte bereits eine geophysikalische Vermessung des Geländes gezeigt. Sieben Jahre lang war ein auf Geomagnetik spezialisierter Archäologe mit seinem Team am Glauberg beschäftigt. Immer wieder liefen sie mit umgehängten Magnetometern in festen Rastern über die Äcker. So konnten sie die Unterschiede im Erdmagnetfeld messen, je nachdem ob der Boden unberührt war oder nicht.

Das Grabungsteam besteht aus acht Personen. Posluschny, der Chef, ist Experte für die Keltenzeit, er hat die Gra-

bung geplant und wird die Ergebnisse am Ende auswerten. Um den Alltag kümmert sich Christoph Röder, der örtliche Grabungsleiter. Er ist es, der später das Grab finden wird. Der Mann mit dem langen Pferdeschwanz ist außerdem der Mittelalterexperte am Glauberg. So einen braucht das Forschungszentrum, weil lange nach den Kelten oben auf dem Bergplateau auch noch eine mittelalterliche Stadt stand. Dies ist Röders erste keltische Grabung, ein Unterschied fasziniert ihn besonders: In der Mittelalterforschung gibt es praktisch immer schriftliche Quellen, aber von den Kelten sind keine Schriften bekannt. Ja, die Römer haben über die Kelten geschrieben. Aber wie sehr wird ihre Darstellung der Rivalen dadurch verfälscht, dass sie ihre ganz eigenen Interessen verfolgten? „Was nicht lügt, ist der Boden", sagt Röder. Der Boden ist das einzige authentische Zeugnis.

Anne Homeister hat den Job der Schnittleiterin, sie sorgt dafür, dass jeder Schnitt in den Boden ordentlich ausgeführt, jede Scherbe korrekt dokumentiert wird. Homeister lebt in Schweden und forscht meistens über die Wikinger. „Ich bin hier eine Art Aufpasserin und Lehrerin für die Studenten", sagt sie. Die Studenten, das sind fünf angehende Archäologen aus den Niederlanden. Homeister und die fünf teilen sich ein Häuschen in der Nähe, schlafen auf Luftmatratzen. Ihr Arbeitstag beginnt um acht Uhr, dann holen sie ihre Geräte aus dem Bauwagen am Eingang des Geländes. Die Grundausstattung erinnert an Sandkastenzeiten: grüne Gießkannen, Eimer und Schaufeln.

Dem Boden seine Geheimnisse zu entlocken ist eine mühsame Arbeit. Große Schichten bewegt ein Bagger, aber die meiste Zeit bearbeiten Homeister und die Studenten das Gelände mit der Hand. Sie wässern, schneiden, streichen glatt, hantieren mit Rübenhacken und scharf geschliffenen Maurerkellen. Sie messen, zeichnen, dokumentieren, den gesamten Monat Mai hindurch.

Was die angehenden Archäologen auf diese Weise einüben, ist die vielleicht wichtigste Erkenntnismethode bei einer Grabung: die Anschauung. Wie sieht der Boden aus, wie fühlt er sich an? Was bedeutet der graue Fleck hier, was die schwarzen Schlieren dort? Wo der Laie nur braunes Einerlei sieht, erkennen die Archäologen an charakteristischen Flecken, dass dort vor Tausenden Jahren ein Pfostenloch gestanden haben muss. „Majestät, nichts ist dauerhafter als ein ordentliches Loch", offenbarte der Altertumsforscher Carl Schuchhardt 1904 Kaiser Wilhelm II. Seit Schuchhardt ist das Erkennen solcher Löcher eine archäologische Standardmethode.

Mit der einfachen Beobachtung allein ist es aber nicht mehr getan. Zum Standard zählen längst auch aufwendigere Techniken, ständig kommen neue hinzu. Gerade hat Posluschny eine Drohne für gestochen scharfe Luftbilder angeschafft. Und er hat Spezialisten aus vielen Bereichen herangezogen.

In der zweiten Woche bringen ein Grabungsingenieur und eine Archäologin schweres Gerät. Sie wollen Proben aus dem Keltengraben nehmen und seine Tiefe messen. Bisher wissen die Forscher, dass der Graben rund 15 Meter breit war, aber wie tief, das wissen sie noch nicht. Den mitgebrachten Hydraulikbohrer befeuert ein Generator, dadurch schaffen die Forscher es, Bodenproben mit einer Kraft von 120 Tonnen aus der Tiefe zu ziehen. Aber erst einmal müssen Rohre für die Probenentnahme in die Erde gebohrt werden, und dabei geht es doch nicht ganz ohne Körperkraft: Posluschny, der größte und schwerste von allen, muss sich immer wieder mit seinem ganzen Gewicht an den Bohrer hängen, um ihn in die Tiefe zu treiben. Nach fast drei Stunden Arbeit erste Ergebnisse: Der Keltengraben war fünf Meter tief. Sichtbare Holzkohlespuren sagen den Archäologen außerdem, dass der angrenzende Wall wahrscheinlich mit Holzbauten befestigt war.

„Die Forscher wässern, schneiden, streichen glatt, hantieren mit Rübenhacken und Maurerkellen."

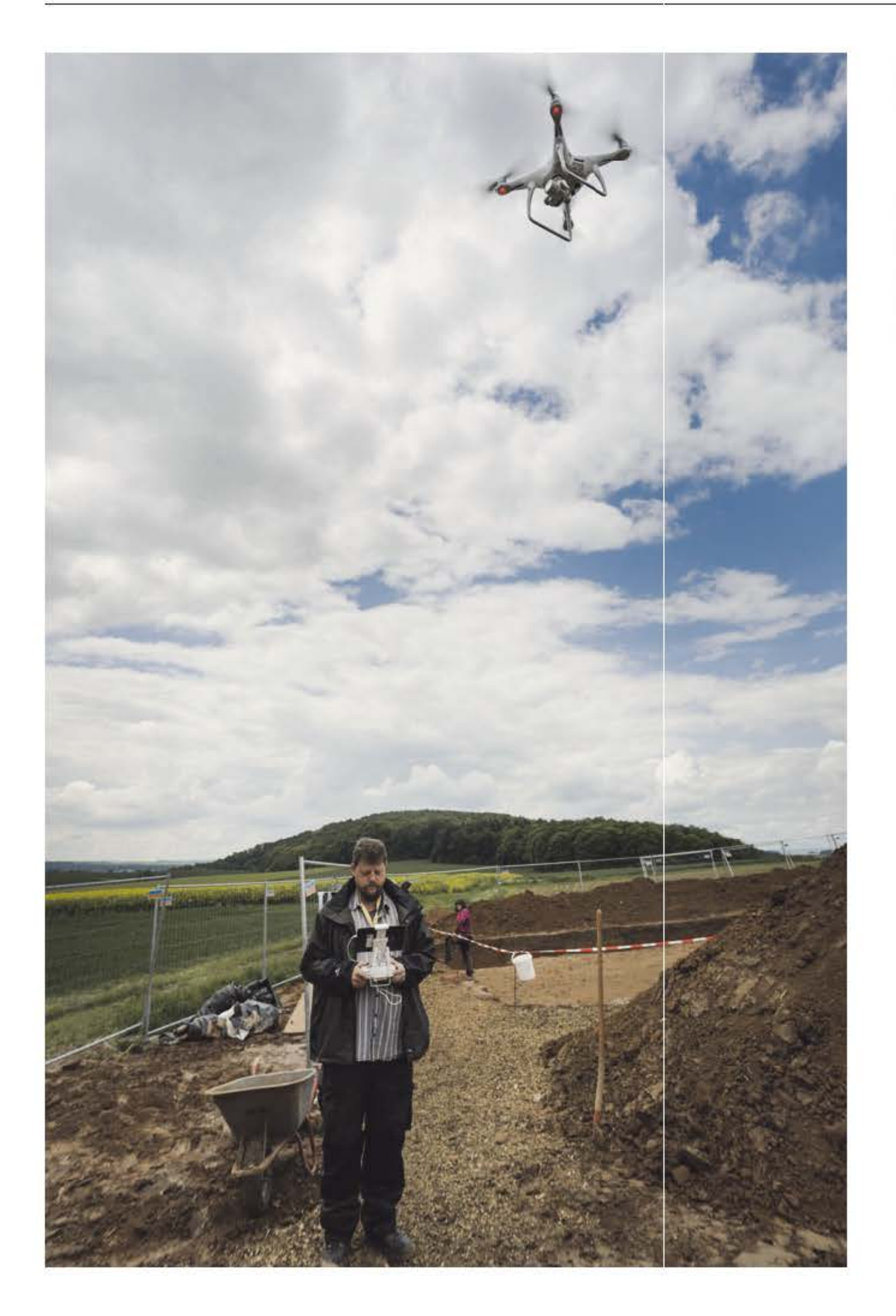
Einige Tage später folgt, bewaffnet mit einem Fläschchen Salzsäure und einer Farbtafel, ein Bodenkundler. Ihn interessiert, wie sich Landschaften im Lauf der Jahrhunderte verändern. Andere Spezialisten schauen nicht selbst vorbei, ihnen werden Proben zugeschickt. Dazu zählen die Archäobotaniker. Sie fanden in früheren Untersuchungen zum Beispiel heraus, dass die Kelten am Glauberg Honigwein tranken. Dazu reichten den Experten Pollenreste, die sich in zwei Bronzekannen erhalten hatten.

Die Ausgrabung interessiert aber nicht nur die Fachwelt. Deshalb hat Posluschny in der dritten Woche einen Tag der offenen Grabung organisiert. Unter den Besuchern ist Alexander Dittberner, ein Maler aus dem nahen Büdingen. „Ich habe ein generelles Interesse an vorchristlichen Kulturen", sagt er, „ich denke, das müssen Menschen gewesen sein wie du und ich, nur mit anderen Aufgabenstellungen und anderen Lösungen dafür. Man hat sie als die Wilden hingestellt, aber die Geschichte schreiben halt die Sieger." Die Musiktherapeutin Julia Wagner will mehr über ihre Heimat erfahren: „Ich komme von hier, und trotzdem wusste ich nicht, was für eine riesige Anlage hier einmal stand."

In der vierten Grabungswoche reisen zwei irische Forscher an. Rob Shaw und Gary Devlin aus Dublin sind Spezialisten für digitale 3-D-Modelle von Kulturgütern. Ihr Arbeitgeber ist das archäologische Forschungsinstitut Discovery Programme. „Nicht der Discovery Channel", sagt Devlin gut gelaunt. Die Iren haben einen Auftrag, der nicht mit der aktuellen Grabung zusammenhängt. Sie sollen die berühmte Sandsteinstatue und die Fragmente weiterer Statuen scannen. Posluschny hofft, dadurch herauszufinden, inwieweit die Statuen identisch waren. Die 3-D-Modelle sollen außerdem internationalen Forschern ermöglichen, die Figuren zu untersuchen, ohne dafür zum Glauberg reisen zu müssen.

Die Sandsteinstatue ist das Kronjuwel des Museums, das ein paar Hundert Meter oberhalb der Grabung liegt. Der moderne, kantige Bau ragt streng aus dem Berg heraus und fügt sich doch friedlich in die Landschaft. An einem Montag, als das Museum für Besucher geschlossen ist, machen sich die Iren ans Werk. In Socken steigt Devlin auf das Podest zu der Sandsteinfigur. Mit einigem Abstand führt er den Scanner herum. Der sieht aus wie ein schlankes Bügeleisen, klingt wie ein Haarföhn und tastet die Statue mit einem flackernden Lichtkranz ab. „Structured Light Scan" heißt die Technik. Shaw überprüft derweil die Bilder, die sich im Computer aufbauen. Zurück in Irland, werden sie daraus ein 3-D-Modell bauen, das die Oberfläche der Statuen bis ins feinste Detail abbildet.

Vom Museum sind es nur wenige Minuten bis ganz hinauf auf den Berg. Dort auf dem Plateau hat vermutlich der Großteil der Kelten vom Glauberg zur Zeit der Fürstengräber gelebt. Auf acht Hektar erstreckt sich eine Landschaft aus



Ausgrabungsleiter Axel Posluschny mit einer Drohne, die neue Luftbilder der archäologischen Stätte liefern soll.

steinernen Ruinen zwischen üppigen Gräsern und Feldblumen. Der Ort lockt Esoteriker an – immer wieder finden die Archäologen Steintürmchen, um die Salzkreise gestreut sind. Im Netz wirbt ein Kurs zu Heilmethoden der Inka: „Bei gutem Wetter findet die Ausbildung auf dem Glaubergplateau und umliegenden Ritualsplätzen statt."

Die Theorie ist gar nicht so abwegig, dass der Fürstensitz am Glauberg ein kultischer Ort war. Das Hügelgrab mit den zwei parallel verlaufenden Gräben ist genau nach der großen südlichen Mondwende ausgerichtet, die nur alle 18,6 Jahre geschieht. Erkannt hat das der Astrophysiker und Archäoastronom Bruno Deiss.

Auch Posluschny hält es für plausibel, dass die Anlage aus diesem Grund genau dort errichtet wurde. Eine andere Theorie, für die jeder Beweis fehlt, sieht er skeptischer: dass der Glauberg Knotenpunkt eines wichtigen Handelsweges gewesen sei. Selbst falls an dieser Stelle in keltischer Zeit eine große Verkehrsroute verlief, so fragt er, „war der Fürstensitz dann hier, weil es einen Handelsweg gab, oder bildete sich ein Handelsweg, weil hier der Fürstensitz war?"

Mittlerweile sind erste Antworten auf die Fragen gefunden, mit denen Posluschny die Ausgrabung begonnen hat. Der Wall war wahrscheinlich mehr als fünf Meter hoch, aber es ist noch nicht klar, „ob intern Hölzer verbaut wurden oder Pfosten in dem Wall waren". Deshalb wird im nächsten Jahr von dieser Stelle aus weitergegraben.

Das Grab entdecken die Archäologen, als die Ausgrabung fast beendet ist. Nach dem Anruf des Grabungsleiters läuft Posluschny gleich von seinem Büro hinunter zum Fundort. Sofort erkennen sie, dass es ein Baumsarg ist. Das ist ein Baumstamm, der der Länge nach gespalten und dann ausgehöhlt wurde. Mit einem Metalldetektor erkunden sie, ob größere Metallgegenstände im Grab liegen. Das Gerät piepst nur schwach, deshalb entscheiden sie, das Grab ohne aufwendige Hilfsmittel selbst zu bergen.

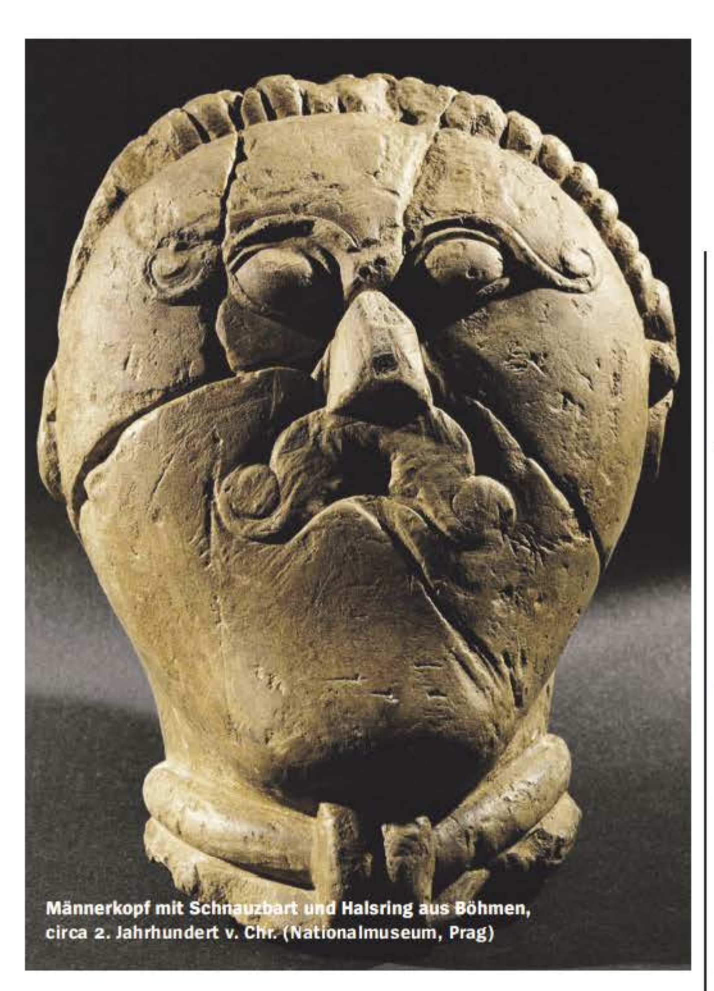
Die Ausgrabung wird verlängert, die Helfer werden ein paar Tage mehr auf Luftmatratzen schlafen. Das Skelett ist völlig verwest, ein paar bröselige Zahnreste können sie retten, außerdem zwei Bronzearmringe und einen Gegenstand, der eine Gewandspange sein könnte. Das wäre gut, denn die sind Moden unterworfen und daher für die Datierung besonders hilfreich. Die Form eines Armrings lässt die Archäologen bereits vermuten, dass das Grab ungefähr aus der Zeit des Fürstensitzes stammt. Doch ganz genau werden sie es erst wissen, wenn die Funde im Landesamt für Denkmalpflege in Wiesbaden untersucht worden sind.

Die Analysen werden manches Detail klären, aber die großen Fragen rund um den Fürstensitz am Glauberg bleiben offen. Zum Beispiel: Wozu war die massive Wallanlage überhaupt gut? Posluschny kann sich vorstellen, dass es weniger um Verteidigung ging als vielmehr um eine Demonstration von Macht. „Wenn man von Süden heraufkam und die Anlage sah, ist den Leuten doch die Kinnlade heruntergefallen."

Es ist Juni geworden, der Mais neben dem Grabungsfeld steht dicht und dunkelgrün. Motorenlärm rattert herüber von dem kahlen Stück Boden, das gerade noch ein Fenster in die Vergangenheit war. Ein Bagger schaufelt die Grube der Archäologen zu. Bald wird hier nichts mehr an den Ausflug in die Welt der Kelten erinnern. ■

Wann und wo lebten die Kelten? Die wichtigsten *Fachbegriffe:*

Zwischen Hallstatt und La Tène



Männerkopf mit Schnauzbart und Halsring aus Böhmen, circa 2. Jahrhundert v. Chr. (Nationalmuseum, Prag)

Hallstattzeit

● Archäologen nutzen lieber die Bezeichnungen „Hallstatt- und Latènekultur“ als den Begriff „Kelten“. Die Hallstattzeit ist benannt nach einem Ort im österreichischen Salzkammergut, wo von 1846 an aufsehenerregende Funde aus der Eisenzeit geborgen wurden. Für die Zeit von 800 v. Chr. an spricht man von der „älteren Hallstattzeit“, nach 620 v. Chr. von der jüngeren, vor allem die jüngere wird oft mit der ersten Phase keltischer Kultur gleichgesetzt.

Die Hallstattkultur war über weite Teile Mitteleuropas verbreitet, es gibt aus dieser Zeit jedoch keine schriftlichen Quellen. Typische archäologische Funde aus der jüngeren Hallstattkultur sind die „Fürstengräber“ (siehe Seite 58), reich ausgestattete Grabstätten offenbar wichtiger Leute unter riesigen Erdhügeln, vor allem in Süddeutschland und Frankreich. Meist gab es größere Siedlungen in der Nähe, man vermutet, dass zumindest einige davon durch Handel – bis zum Mittelmeer und zur Ostsee – zu ihrer herausgehobenen Bedeutung kamen.

Solche Prunkgräber entdeckten die Archäologen im westlichen Europa, als Beigaben fanden sie oft Streitwagen und prächtige Dolche, griechisches Trinkgeschirr, etruskischen Schmuck und goldene Halsringe. Im Osten hingegen wurden Verstorbene meist mit kriegerischer Ausstattung beerdigt: mit Streitäxten, Helmen, Schilden und sogar Panzern. Deshalb unterscheidet man einen „Westhallstattkreis“ (Frankreich, Süddeutschland, Mittelrheingebiet, Böhmen, Oberösterreich) und einen „Osthallstattkreis“ (Mähren, Niederösterreich, Steiermark, Ungarn, Slowenien, Kroatien). Ob die Bewohner des Osthallstattkreises überhaupt als Kelten bezeichnet werden können, ist umstritten.

Latènezeit

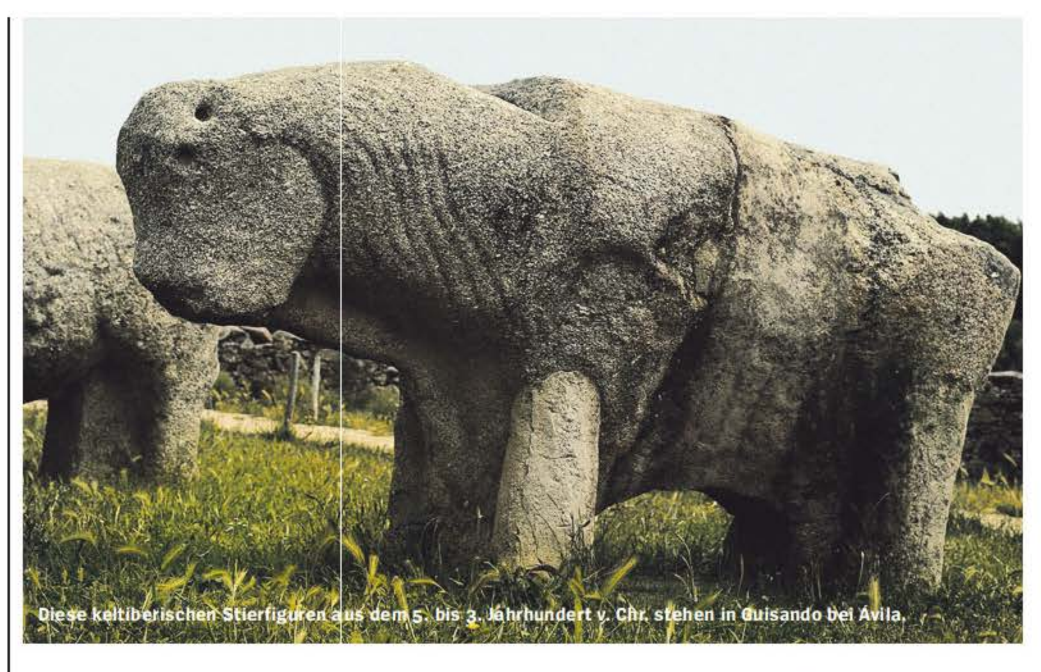
● Die Latènezeit hat ihren Namen nach einer Fundstelle im Neuenburger See in der Schweiz. Dort fanden Forscher zahlreiche eiserne Waffen und Werkzeuge – offenbar handelte es sich um einen Opferplatz. Die Latènekultur währte von etwa 450 v. Chr. bis um die Zeitenwende. Sie ist gekennzeichnet von einem neuen künstlerischen Stil, der sich vor allem in verschlungenen Rankenmustern zeigt. Aber nicht nur die Ausdrucksformen der Menschen scheinen sich in dieser Zeit verändert zu haben, sondern auch ihre Lebensbedingungen.

Am Übergang zwischen Späthallstatt- und Frühlatènezeit, irgendwann im 5. Jahrhundert v. Chr., wurden die ersten „Fürstensitze“ aufgegeben, darunter die Heuneburg. Über die Gründe kann man nur spekulieren: Vielleicht lag es an internen Konflikten, vielleicht aber verschoben sich auch die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen: Neue Handelswege bildeten sich heraus, neue Rohstoffreviere, vor allem für Eisen, wurden erschlossen. Auch das Klima scheint sich in dieser Phase verschlechtert zu haben.

Nun entstanden im Mittelrheingebirge, von Hunsrück und Eifel bis zum hessischen Glauberg, neue Prunkgräber.

Sie unterschieden sich von den älteren zum Beispiel durch die Waffen, die den Verstorbenen nun mitgegeben werden. Doch auch diese neuen Zentren blieben nur für wenige Generationen bewohnt.

Etwa 200 v. Chr. taucht eine ganz neue Siedlungsform auf, vor allem in Frankreich, aber auch in Manching, Kehlheim oder Bern bis hin nach Böhmen und Ungarn: Die „Oppida“ sind befestigte Großsiedlungen, die mal auf Bergen, mal im Flachland oder an Flüssen liegen; sie sind fast städtisch bebaut, in ihnen blüht das Handwerk. Die starken Befestigungsanlagen könnten darauf hindeuten, dass Gefahr von außen drohte, etwa durch die erstarkenden Germanen. Warum die Oppida auch dort verlassen wurden, wo sie nicht, wie in Gallien, von den Römern erobert wurden, ist unklar.



Diese keltiberischen Stierfiguren aus dem 5. bis 3. Jahrhundert v. Chr. stehen in Guisando bei Avila.

Keltische Wanderungen

● In der Latènezeit begannen keltische Stämme, in ganz Europa umherzuziehen, offenbar auf der Suche nach neuen Siedlungsgebieten. Schon etwa von 500 v. Chr. an wurden Kelten in Italien sesshaft, von 400 an zogen sie wohl in größeren Gruppen über die Alpen und ließen sich in der Po-Ebene nieder. Andere Stämme brachen in Richtung Osten auf, auf den Balkan und in Richtung des heutigen Rumänien. Um 280 folgte ein Vorstoß noch weiter nach Osten: Nach Illyrien, Thrakien und Makedonien, schließlich auch ins griechische Delphi unternahmen keltische Gruppen nun Raubzüge. Bis nach Kleinasien siedelten keltische Stämme, hier wurden sie „Galater“ genannt; im Norden sind keltische Einflüsse nachweisbar bis an Bug und Dnjepr, nördlich des Schwarzen Meeres.



Keltischer Helm aus dem 3. Jahrhundert v. Chr.

Keltiberer

● Griechische Autoren wie Herodot und Polybios berichten immer wieder von Kelten auf der Iberischen Halbinsel – spätestens seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. ist davon die Rede. In die Wahrnehmung Roms gerieten die Keltiberer erst in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr., als römische Truppen die Halbinsel besetzten und in Konflikte mit den dort lebenden Kelten gerieten. Keltische Sprachen wurden wohl über das Gebiet der keltiberischen Stämme hinaus gesprochen, aus der Zeit zwischen 180 und 50 v. Chr. gibt es sogar Inschriften. Archäologische Befunde deuten auf Kontakte der keltiberischen Stämme mit Kelten im heutigen Süddeutschland und wohl auch in Frankreich hin. Wie die keltische Sprache auf die Iberische Halbinsel gelangte, ist ungewiss; frühere Theorien, das Keltische sei dort überhaupt erst entstanden, gelten heute als widerlegt. In Bezeichnungen wie Ga(l)lizien ist die keltische Vergangenheit bis heute erkennbar.

Inselkelten

● Mit dieser Bezeichnung sind die eisenzeitlichen Bewohner Irlands, Englands und Schottlands gemeint. Schon im 16. Jahrhundert kam die Idee auf, die Inseln seien von Kelten vom Kontinent aus besiedelt worden. Das ist heute jedoch widerlegt. Zwar gelten das in Irland und in Schottland gesprochene Gälisch, das Cornish aus Cornwall, das ausgestorbene Kumbrische sowie Manx, das die Bewohner der Insel Man einst sprachen, als eindeutig keltische Sprachen. Sie gelangten vom Festland auf die Inseln und verdrängten die dort gesprochenen einheimischen Sprachen. Ob sich diese Entwicklung durch Wanderungen oder durch Handelskontakte vollzog, wissen die Experten nicht. Die archäologischen Spuren aus der Eisenzeit weisen zwar Ähnlichkeiten zu jenen auf dem Festland auf, allerdings gibt es auch entscheidende Unterschiede. Deshalb ist immer noch umstritten, wie keltisch die Kultur der Britischen Inseln tatsächlich war (siehe Interview S. 118). Eindeutige Hinweise auf keltische Besiedlungen der Inseln gibt es erst aus den letzten Jahrhunderten vor der Zeitenwende. Allerdings hielten sich gerade in Irland die keltischen Traditionen sehr viel länger und stärker als auf dem Kontinent.

Eva-Maria Schnurr



Fürsten, Händler und Bauern: Der Alltag




Riesige Grabhügel sind die wohl markanteste Hinterlassenschaft der Kelten, spektakulär sind die kostbaren Beigaben für die Verstorbenen darin. Doch wie lebten die Menschen, die ihre Toten so aufwendig bestatteten? Wo wohnten sie? Und wie war ihre Gesellschaft organisiert? Ausgrabungen, viele davon in Süddeutschland, liefern Aufschlüsse über das tägliche Leben in der Eisenzeit. Und ja: Die Kelten trugen tatsächlich gestreifte Hosen!

Das Hügelgrab am hessischen Glauberg wurde ebenso rekonstruiert wie die Pfähle und Gräben. Einst diente die Anlage vielleicht als Kalender.

Angesichts der 3-D-Rekonstruktion ahnt man, welche Wirkung die Heuneburg einst hatte: Die Siedlung auf dem Burgberg (1) war umgeben von einer aufwendigen Lehmziegelmauer, die Unterstadt (2) von einem 15 Meter breiten Graben. In der Außensiedlung (3) lebten weitere 3500 Menschen.



Die Burgmauer mit dem umlaufenden Wehrgang bestand aus einer halben Million luftgetrockneter Lehmziegel. Eine Kalkschicht schützte sie vor Regen.

Die *Heuneburg* an der Donau war groß und prächtig wie Städte am Mittelmeer. Im Schutz ihrer mächtigen Befestigung lebten Handwerker, Händler – und Hühner.

Hinter der Mauer

Von Angelika Franz

Wer sich um 600 v. Chr. auf der Donau von Süden aus der Schwäbischen Alb näherte, nahm schon von Weitem ein Gleißen wahr. Etwa dort, wo die Donau einen scharfen Knick macht, leuchtete es hell auf den dunklen Hängen.

Kam der Reisende näher, konnte er erkennen, was dieses Lichterspiel verursachte: Es waren die strahlend weiß gekalkten Wände einer mächtigen Burg. In ihrem Schatten konnte er sein Boot anlegen – von hier an war der Fluss stromaufwärts für ein größeres Handelsboot nicht mehr schiffbar. Klein kam der Fremde sich vor am Fuß des steilen Burghangs mit der fünf Meter hohen, weißen Krone aus Mauerwerk.

Doch besonders einladend präsentierte sich die Burg nicht. Ein Fahrweg mit tiefen Spurrinnen führte bergan in die Festung. Auf dem musste der Ankömmling mit seinen Waren ein Tor mit gewaltigen Flügeln aus Holz passieren – im Angriffsfall schnell zu verrammeln; durch eine Schleuse, gebildet aus zwei nebeneinander verlaufenden Mauern, gelangte er dann auf die andere Seite der Stadtmauer.

Wer hinter dieser Mauer lebte, hatte eindeutig etwas zu beschützen. „Fürstensitz" nannte der Landeskonservator Eduard Paulus der Jüngere die Heuneburg, als er in den Jahren 1876 und 1877 Gold in der nahen Hügelgrabstätte Gießübel-Talhau fand – inspiriert von den damals ganz frischen Berichten Heinrich Schliemanns aus Mykene.

Der Begriff prägt unser Bild der befestigten hallstattzeitlichen Siedlungen bis heute. Tatsächlich gab es auf der Heuneburg, wie auch auf den anderen „Fürstensitzen" jener Zeit, sehr reiche Individuen, die mit großem Prunk unter aufwendigen Hügeln bestattet wurden. Welchen Rang sie allerdings wirklich hatten und in welcher Beziehung sie zu den anderen Bewohnern der Stadt standen, lässt sich nicht mehr klären.

Doch die weiße Festung war ohnehin weitaus mehr als nur eine Adelsresidenz. Ausgrabungen seit 1950 haben gezeigt, dass sie ein Ort mit einem komplexen sozialen Geflecht aus Händlern, Handwerkern und Landwirten war – und ein Knotenpunkt in einem Handelsnetz, das so weit entlegene Landstriche wie das Baltikum und die Levanteküste verband.

Dem Handelsreisenden bot sich im Inneren der hellen Mauern ein buntes Bild. Die Kelten trugen gern Kleidung in kräftigen Farben und mit auffälligen Mustern. Männer in rot-blau karierten Hosen und mit strubbeligen Schnauzbärten eilten die Straßen entlang, Frauen in Kleidern mit gewebtem Hahnentrittmuster und sorgfältig geflochtenen Zopffrisuren schleppten Körbe mit ihren Einkäufen nach Hause.

Erstaunt konnte der Reisende große Vögel beobachten, die zwischen den Häusern herumliefen und Körner aufpickten: Auf der Heuneburg wurde erstmals nördlich der Alpen Hühnerzucht betrieben. Ob sie damals bereits im Kochtopf landeten, ist allerdings ungewiss – vielleicht hielten die Heuneburger sie auch nur als exotische Haustiere.

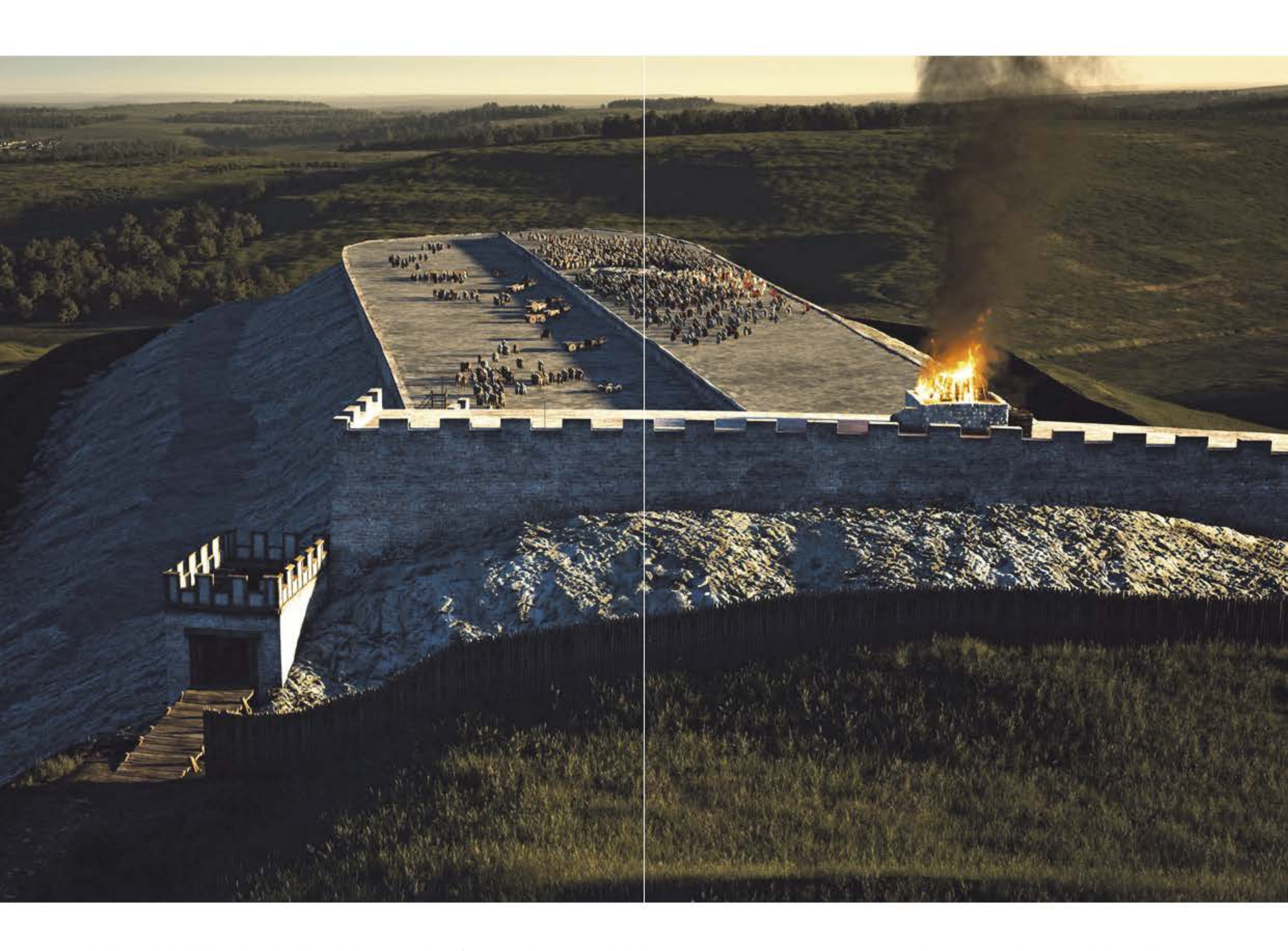
Wenn der Reisende Hunger hatte, bot man ihm vermutlich eine Schüssel mit Eintopf an, wie er noch heute in den Ostalpen als Ritschert bekannt ist. Dafür werden Saubohnen eingeweicht, dann mit Füßen, Schwanz und Kopf eines Schweines oder Schafes sowie etwas Rollgerste aufgekocht. Mit Hirse kommt das Gericht in den Ofen, bevor es mit Salz, Essig und Kräutern abgeschmeckt und heiß verzehrt wird. Dazu reichte man damals einen Becher Bier.

Der Zugang vom Donauufer aus, über den die Händler mit ihren Waren auf den Burgberg gelangten, war nur der Hintereingang. Die eigentliche Schauseite der Burg lag gen Westen zur Hochebene der Schwäbischen Alb. Wer aus dieser Richtung kam, den erwartete keine glatte Mauer wie an der Ostflanke, sondern eine einschüchternde Befestigung mit Wehrtürmen. Keine zehn Meter Abstand lagen jeweils zwischen den insgesamt 17 vorspringenden, bastionsartigen Türmen, auch sie in strahlendem Weiß gekalkt. Zwischen ihnen verlief der Wehrgang, auf dem bewaffnete Posten patrouillierten.

Seit etwa 600 v. Chr. schützte die umlaufende Mauer die Heuneburg. Sie war ein einmaliges Bauprojekt. Die Grundlage bildete ein Sockel aus Kalksteinblöcken, die aus einem etwa fünf Kilometer entfernten Steinbruch geholt worden waren. Darüber verbauten die Architekten rund eine halbe Million luftgetrockneter Lehmziegel. Etwa 120 Arbeiter müssen dafür um die vier Monate gebraucht haben – vorzugsweise im Sommer, solange es einigermaßen trocken war. Denn die ungebrannten Ziegel waren wasserempfindlich. Die weiße Kalkschicht, mit der die Arbeiter die fertige Mauer verputzten, diente weniger der Optik als vielmehr zum Schutz vor dem Herbstregen, der die Mauer ansonsten zu einem glitschigen Schlammhaufen aufgeweicht hätte.

Die Lehmziegelbauweise ist eine Erfindung aus den trockenen Regionen dieser Welt, die sich für das feuchtkontinentale Klima nur bedingt eignet. An der Heuneburg bedurfte die Konstruktion ständiger Pflege. Jede noch so kleine Beschädigung des Schutzmantels musste sofort repariert werden, bevor Nässe ins Mauerwerk eindringen und die Bastion aufweichen konnte.

Niemand wäre aus rein praktischen Überlegungen auf die Idee gekommen, solch eine Mauer in Oberschwaben zu bauen. Wer auch immer den Befehl dazu gab, wusste genau, was er wollte – und das um jeden Preis. Er muss so etwas zuvor schon einmal gesehen haben. Und zwar nicht in Griechenland oder in Etru-



rien, wo derartige Bauwerke erst später in Mode kamen. So früh gab es im gesamten Mittelmeerraum nur einen Ort, an dem bereits ähnliche Bastionen standen: die phönizisch-punischen Befestigungen Siziliens.

Denkbar, dass der Bauherr einen punischen Architekten verpflichtete, an die obere Donau zu kommen. Oder ein einheimischer Abenteurer baute nach einer langen Reise um das Mittelmeer, was er dort gesehen hatte. Wer auch immer es war, er griff jedenfalls auch auf einheimische Bautechniken zurück und verwob sie mit den mediterranen Formen, wenn es sinnvoll war – zum Beispiel bei der Füllung des Mauersockels mit Bruchsteinen, Kalksteinplatten und Steinsplitt.

Obwohl die Lehmziegelmauer ständig gepflegt und repariert werden musste, beschützte sie rund 70 Jahre lang die Heuneburg. Das entspricht mehr als zwei Generationen. Nicht nur dem Auftraggeber der Mauer war also viel an diesem ungewöhnlichen Bauwerk gelegen, sondern mindestens auch noch seinem unmittelbaren Nachfolger.

Wer waren die Menschen, die innerhalb ihres Schutzes und drum herum leb-

Die „Alte Burg"

Die riesigen Grabhügel im Vorfeld der Heuneburg flankieren eine Straße, die von der Heuneburg nach Nordwesten höher auf die Schwäbische Alb führt.

Steht man, die Burg im Rücken, auf dieser Straße und blickt durch die Mitte zwischen den vier großen Hügeln, dann liegt genau in der Senke zwischen ihnen, etwa neun Kilometer entfernt, die „Alte Burg".

Der Name führt in die Irre – auf dem abgeflachten Geländesporn hat niemals jemand gewohnt. Was die Alte Burg genau war, weiß keiner. Aber die Heuneburger – und wahrscheinlich auch die Bewohner umliegender Siedlungen – setzten Hunderte Tonnen Erde und Steine in Bewegung, um das Gelände für ihre Zwecke herzurichten. Den oberen Teil trugen sie ab und befestigten mit dem Erdreich die Seiten, sodass ein etwa zwei Hektar großes, ebenes Plateau in Form einer Zunge entstand, in der Mitte geteilt durch eine steinerne Rippe.

Die Ränder des Plateaus fielen steil ab auf zwei Terrassen und dann weiter in einen künstlich ausgehobenen Graben. Zusätzlich schützte im Nordosten eine gigantische, 13 Meter starke und mindestens 10 Meter hohe Mauer die Anlage. Noch heute beträgt der Höhenunterschied zwischen Mauerkrone und Grabensohle stellenweise über 12 Meter.

Wozu brauchten die Menschen eine so große ebene Fläche? Es liegt nahe, in der Alten Burg einen Versammlungsplatz zu sehen. Doch was taten die Leute, wenn sie hier zusammenkamen? Redeten sie? Feierten sie? Tanzten sie? Maßen sie sich in sportlichen Wettkämpfen, wie in den großen Heiligtümern Griechenlands? Verehrten sie ihre Götter?

Der einzige Hinweis ist ein etwa fünf Meter tiefer Schacht mittig auf der einen Seite des Plateaus. Schon bei Ausgrabungen im Jahr 1894 fand man hier sechs menschliche Skelette. Bei Nachgrabungen in den Jahren 2006 und 2007 konnten die Archäologen noch einmal 49 weitere Fragmente von Menschenknochen bergen, vermischt mit verschiedenen Tierknochensplittern, möglicherweise Reste von religiösen Ritualen. Sie datieren allerdings aus dem 4. und 3. Jahrhundert n. Chr. – lange nachdem die Heuneburg aufgegeben worden war.

ten? Erst um 620 v. Chr. hatten wahrscheinlich Bauern aus dem weiteren Umland gemeinsam den Burgberg besiedelt. Als sie kamen, fanden sie noch die letzten Reste einer bronzezeitlichen Befestigung vor und nutzten diese als Sockel für ihre erste eigene Mauer – den Vorläufer der großen Lehmziegelmauer 20 Jahre später.

Mit dem Bau der großen Mauer um 600 v. Chr. ging auch eine Neuordnung dieser ersten lockeren Besiedlung einher. Die Gehöfte, die bis dahin auf dem Burgberg gestanden hatten, wurden abgerissen. Stattdessen entstand eine richtige Stadt, gründlich geplant und auf dem Burgberg umgesetzt. Die Gebäude wurden dicht an dicht in Reih und Glied entlang rechtwinkliger Straßen gebaut, von den jeweiligen Nachbarn zur Rechten und zur Linken getrennt durch Zäune und Entwässerungsgräben. Man gab sich jetzt bewusst urban im mediterranen Stil. Mit dem Umbau der Heuneburg erreichte die Zivilisation den Südfuß der Schwäbischen Alb.

Nach einer „Fürstenfamilie", die sich hier, geschützt von der mächtigen weißen Mauer, eine Residenz erbaut hatte, suchten die Archäologen auf dem Burgberg allerdings vergebens. Stattdessen fanden die Ausgräber Spuren spezialisierter Handwerker, die, in eigenen Vierteln organisiert, ihrem Tagewerk nachgingen. In der Südostecke des Burgbergs saßen die Metallverarbeiter. Bis zu drei Öfen brannten in ihren Werkstätten gleichzeitig; aus Eisenerz, Kupfer und Zinn schmiedeten und gossen sie hier Waffen, Werkzeuge und Schmuck.

Sie fertigten Fibeln, Hals-, Arm- und Ohrringe, Gürtelschnallen, Dolche, Pfeil-, Lanzen- und Speerspitzen, Messer, Sicheln, Pinzetten, Nähnadeln, Nägel, Beschläge für Pferdegeschirr, Fleischgabeln, Kesselketten und Geschirr, nicht nur für den Eigenbedarf der Heuneburg, sondern auch für den Export.

Die kunstvollen weißgrundig rot-grau bemalten Gefäße der Töpfer, die hier oben arbeiteten, waren nicht nur auf der Schwäbischen Alb, sondern in ganz Südwestdeutschland beliebt. Nicht zu vergessen die Spinnerinnen, deren Spinnwirtel gemeinsam mit den Webgewichten der Weberinnen zu den häufigsten Funden auf der oberen Burg zählen. Und in mindestens zwei Häusern standen Gewichtswebstühle. Die Abdrücke ihrer schweren Rahmen fanden die Archäologen noch im Boden.

Die Handwerker lebten zwischen ihren Werkstätten, die Handwerksbetriebe standen Seite an Seite mit Wohnhäusern und Speichern. Es war kein enges, schmutziges Gassengewirr; der Blick durch die Straßenachsen vermittelte Weite und Ordnung. Die Häuser waren ebenso wie die Mauer mit Kalktünche hell und freundlich geweißt. Wer hier lebte und arbeitete, war wohlsituiert.

Das wahre Ausmaß der Siedlung erkannte jedoch nur, wer sich der Heuneburg von Nordwesten näherte. Denn auf einem großen Plateau an der Flanke des Burgbergs lag noch eine Unterstadt. Hier standen die Häuser zwar nicht so dicht wie oben auf dem Berg, dafür munter durcheinandergewürfelt. Und obwohl sie außerhalb der Burgmauer lag, war die untere Stadthälfte nicht schutzlos. Auch sie wurde abgeriegelt von einer mächtigen Wehranlage.

Das Zierstück dieser Verteidigungsmauer war ein riesiges Tor. Seine mächtigen Fundamente fanden Archäologen des Landesamts für Denkmalpflege im Jahr 2005. Es gilt als eine der wichtigsten Entdeckungen der vergangenen Jahre in Baden-Württemberg. Auf zehn Meter Breite türmte sich die weiße Fassade am Zugang zur Unterstadt auf. Dennoch bot das Tor keine breite Durchfahrt, sondern war in Wahrheit eine Abfolge von Schleusenkammern: Quermauern verengten die insgesamt 16 Meter lange Tordurchfahrt auf eine Breite von nur 2,50 Metern. Nicht nur die Größe der Toranlage wirkte einschüchternd. Auch die Qualität der Steinarbeiten war hervorragend.

Die Botschaft war klar: Hier verteidigte jemand ohne Rücksicht auf Kosten und Mühen seinen Besitz.

Links und rechts des Tores erstreckte sich um die gesamte Nordwestflanke des Berges ein Wall mit einem Graben davor. Das Ausmaß des Grabens beeindruckt noch heute: Mit 15 Meter Breite und 6 Meter Tiefe unterstrich er den monumentalen Charakter der extravaganten Toranlage. Wer sie durchqueren wollte, musste zunächst eine Holzbrücke überqueren. Die Botschaft der gesamten Befestigung war deutlich: Wir scheuen weder Mühe noch Kosten, um Hab und Gut zu verteidigen.

Auch in der Unterstadt konnten die Archäologen allerdings keine Spur einer



Kleidung

Die Kleidung der Kelten unterschied sich deutlich von der griechischen Mode: „Sie kleiden sich sehr auffällig: Sie tragen gemusterte Hemden in unterschiedlichen Farben und lange Hosen, die sie ‚bracas' nennen. Als Überwurf dienen ihnen gestreifte Mäntel, die an der Schulter mit einer Fibel befestigt werden, und zwar im Winter flauschige, im Sommer glatte, die mit einem dichten und buntfarbigen Würfelmuster geschmückt sind", berichtet der griechische Autor Diordor. Auch Strabon erwähnt Hemd und Hose als typisch keltische Tracht: „Sie tragen das ‚sagum' (einen Umhang oder Mantel), lassen ihre Haare lang wachsen und ziehen eng anliegende Hosen an; als Untergewand tragen sie langärmelige Hemden, die mit Schlitzen versehen sind und bis zur Scham und zum Gesäß reichen." Vor allem aber liebten die Kelten Hüte. Ob Barett, Zipfelmütze, Turban, kugelförmige Kappe, Kapuze oder breitkrempiger „Chinesenhut" aus Birkenrinde wie im Grab von Hochdorf – die Kelten wurden oft mit Kopfbedeckung dargestellt und legten selbst noch im Grab Wert auf ein bedecktes Haupt.



Stoffe

Keine Farbe konnte den Kelten zu bunt, kein Muster zu gewagt sein. Ein leuchtendes Blau gewannen sie aus dem Färberwaid, rote Farbe aus der Kermesschildlaus (Porphyrophora polonica). Für ihre Kleidung waren Karos und Streifen noch die langweilige Variante: Hahnentritt- und Fischgrätenmuster gehörten ebenso zum Repertoire der Weber wie kompliziert verschlungene geometrische Muster. Die feinen Fäden dafür wurden mit der Hand gesponnen, die Stoff-

bahnen entstanden auf Gewichtswebstühlen. Für ihre Textilien verwendeten sie die unterschiedlichsten Materialien: Im Grab von Hochdorf fand man neben Wollstoffen auch Matten aus Grasbast und ein Kissen mit einer Hülle aus Hanfbast und Dachshaar. Sogar Brokatstoffe mit Goldfäden stellten die Weber her.



Schmuck

Die Kelten liebten Gold. Diodor schreibt: „Um die Handgelenke und Arme tragen sie Reife und um den Hals dicke Ketten aus massivem Gold, dazu noch kostbare Fingerringe und sogar goldene Brustpanzer." In der Bettelbühl-Nekropole unweit der Heuneburg fanden Archäologen die Bestattung einer Frau und eines Mädchens mit filigran verzierten Goldperlen und Fibeln. Die Ausgräber nahmen zunächst an, der Schmuck sei aus Etrurien importiert.

Herrscherfamilie entdecken, die den Begriff „Fürstensitz" gerechtfertigt hätte. Die fanden sie erst an einem Ort, an dem sie zuvor keiner vermutet hätte: rund 400 Meter vor der Wall-Graben-Anlage entfernt, unter dem Grabhügel Nummer 4 von Gießübel-Talhau.

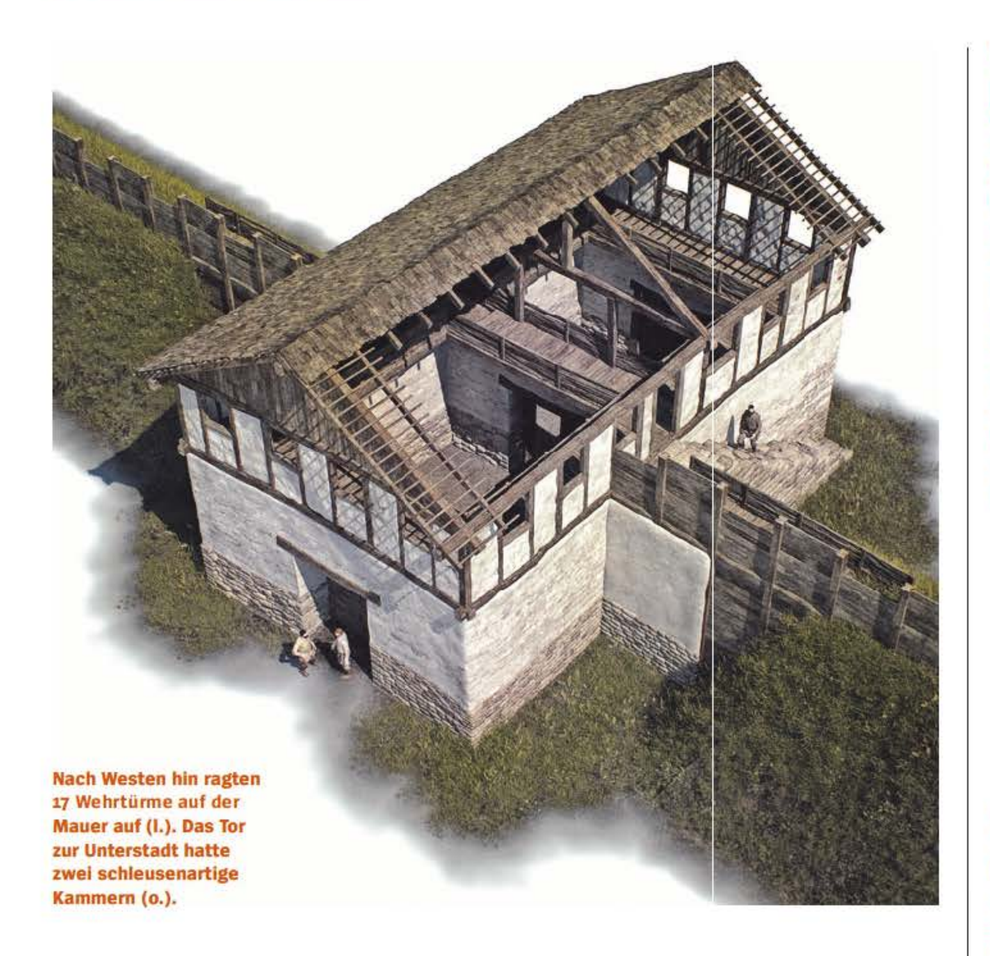
Nur vor den Toren fand sich eine Art Herrenhaus. Lebten die Mächtigen hier außerhalb der Burg?

Der Grabhügel selbst ist jünger als die Stadt mit der Lehmziegelmauer, er wurde erst um 530 vor Christus errichtet. Zuvor stand an seiner Stelle ein gewaltiges, mehrstöckiges Herrenhaus mit mehr als hundert Quadratmeter Grundfläche. In welcher Beziehung die offensichtlich wohlhabenden Bewohner zur Burg oben auf dem Berg standen, ist eine der vielen offenen Fragen rund um die Heuneburg. Lebten hier die Machthaber der Burg in einer Art Landvilla?

Sicher ist: Das herrschaftliche Anwesen war nicht allein vor den Mauern der Stadt. Unter den Äckern und Feldern zwischen den heutigen Dörfern Binzwangen im Norden und Hundersingen im Süden ruhen auf einer Fläche von rund 100 Hektar die Reste von etwa 50 Gehöften – der Außensiedlung der Heuneburg. Zu jedem Hof gehörten 1 bis 1,5 Hektar Fläche, jeweils begrenzt durch massive Holzzäune und teils auch tiefe Gräben, dazwischen großzügige Wege und Fahrspuren. Manche der Häuser waren nur kleine Sechspfostenbauten, andere große Herrenhäuser – von denen das unter dem Grabhügel Nummer 4 als das weitaus prächtigste hervorstach.

Archäologen gehen davon aus, dass in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts auf der Außenfläche rund 500 Haushalte sesshaft waren. Bei einer durchschnittlichen Personenzahl von sieben Familienmitgliedern pro Haushalt lebten allein in der Außensiedlung an die 3500 Menschen. Rechnet man die Bewohner der Vorburg und der oberen Burg hinzu, so kommt man auf rund 5000 Heuneburger.

Diese Zahl gewinnt erst richtig Gewicht im Vergleich mit anderen urbanen Zentren dieser Zeit: Selbst das als Wiege unserer Kultur gefeierte Athen brachte es in jenen Tagen, lange bevor Platon oder gar Aristoteles das Licht der Welt



Nach Westen hin ragten 17 Wehrtürme auf der Mauer auf (l.). Das Tor zur Unterstadt hatte zwei schleusenartige Kammern (o.).

erblickten, höchstens auf 10 000 Einwohner – wahrscheinlicher ist sogar eine Einwohnerzahl, die weit näher bei derjenigen der Heuneburg liegt. Rom spielte im frühen 6. Jahrhundert noch keine Rolle, in Italien konnten sich höchstens etruskische Städte wie Tarquinia, Veio oder Orvieto mit der Keltenburg in Oberschwaben messen.

Wenn nun aber der oder die Machthaber dieser Stadt nicht in dem mehrfach geschützten oberen Areal lebten, sondern auf der offenen Fläche weit vor den Verteidigungsanlagen, drängt sich die Frage auf, was die Heuneburg tatsächlich war. Was war so wichtig, dass man eine protzige Verteidigungsanlage am Südfuß der Schwäbischen Alb erbaute, die ihresgleichen erst rund 2000 Kilometer weiter südlich auf Sizilien fand?

Was auch immer es war, es ging um 530 vor Christus in Flammen auf. Das Flackern des gewaltigen Feuers muss weit über die Donauebene sichtbar gewesen sein: Nicht nur die Holzdächer der Häuser auf dem Burgberg loderten hell, sondern auch die Gehöfte der Außensiedlung. Die Lehmziegelbastion half nichts mehr. Die meterlangen Balken ihrer hölzernen Aufbauten krachten verkohlt auf beiden Seiten der Fundamente zu Boden.

Kaum war die Asche abgekühlt, begann man auf dem Burgberg mit dem Wiederaufbau. Allerdings sollte danach nichts mehr so sein wie zuvor. Die Lehmziegel der Mauer hatten den Flammen standgehalten, lediglich die hölzernen Aufbauten des Wehrgangs waren ihnen zum Opfer gefallen. Trotzdem trug man die einst prächtige Mauer nun bis auf einen Stumpf ab und errichtete an ihrer Stelle ein Holzgerüst, das mit Erde und Steinen verfüllt wurde. Die Zeit des stolzen Strahlens war vorbei: Das Grau des neuen Bollwerks war nun nicht mehr bis weit über die Donauebene sichtbar.

Wo sich vorher auf dem oberen Burgberg die Werkstätten und Wohnhäuser dicht an dicht gereiht hatten, entstand nun eine lockere Bebauung ohne festen Straßenplan. Einige der Häuser waren bescheidene Hütten, andere hingegen kamen nun der Idee von großen Palästen recht nahe.

Neben einem Herrenhaus, das im Südosten stand, wo vorher die Metallverarbeiter an ihren Öfen geschwitzt hatten, nahm sich selbst der Großbau unter dem

Dann aber entdeckten sie in einem Haus der Oberburg die Reste einer Goldschmiedewerkstatt. Ein dort gefundener feiner Golddraht stimmt haargenau mit dem Muster auf den Perlen überein. Es lebten also Handwerker auf der Heuneburg, die in der Lage waren, so exquisiten Schmuck herzustellen. Eine Fibel besaß fast jeder. Die Männer steckten damit ihren Mantel zusammen, die Frauen ihr Obergewand. Für die Archäologen ist es ein Glücksfall, dass die Kelten so modebewusst waren: Das Design der Fibeln änderte sich ständig, dadurch sind sie eine ausgezeichnete Hilfe bei der Datierung.



Körperpflege

„Die Gallier sind von hohem Wuchs; ihr Fleisch ist von Säften strotzend, die Hautfarbe weiß; das Haar ist nicht nur schon von Natur aus blond, sondern sie verstärken auch noch durch ihre künstliche Behandlung diese eigentümliche Farbe. Sie netzen nämlich die Haare immerfort mit Kalkwasser und streichen es von der Stirn rückwärts zum Scheitel und zum Nacken, sodass ihr Aussehen dem der Satyren und Pane gleicht. Die Haare werden nämlich durch diese Behandlung auch immer dicker, sodass sie sich von einer Pferdemähne nicht mehr unterscheiden. Den Bart scheren einige ganz ab, andere lassen ihn auf mittlere Länge wachsen. Ihre Adligen rasieren sich die Wangen, den Knebelbart dagegen lassen sie lang wachsen, sodass der Mund ganz verdeckt wird.“ So beschreibt Diodor die Obsession der Kelten mit ihren Kopf- und Barthaaren. Plinius der Ältere gibt uns sogar das Rezept für ein Haarfärbemittel: „Es hilft auch die Seife der Gallier, diese Erfindung, die Haare rötlich zu färben, aus Talg und Asche. Die beste ist von Buchenasche und Ziegen, auf zweierlei Art, dick und fließend: Beide sind mehr bei den Männern als bei den Frauen in Gebrauch.“ Auch die bildlichen Darstellungen von Kelten gehen auf die unterschiedlichen Haarmoden ein, sie werden oft mit Zöpfen, kunstvoll ondulierten Haaren oder sogar mit Irokesen-

schnitt gezeigt. Eher befremdlich wirkt ein Brauch der Keltiberer, den Diodor beschreibt: „So sorgfältig und reinlich sie sonst in ihrer ganzen Lebensart sind, so haben sie doch einen unanständigen und äußerst hässlichen Gebrauch: Jeden Morgen waschen sie sich den Körper mit Urin und reiben auch die Zähne damit ab. Das, glauben sie, sei für den Körper dienlich."



Landwirtschaft

Mit dem Eisen kamen die Fortschritte in der Landwirtschaft. Bereits im 7. Jahrhundert stellten die Kelten ihre Sicheln für die Ernte aus Eisen her. Im 5. Jahrhundert verstärkten sie dann ihre Hakenpflüge durch Schareisen und konnten so selbst ungünstige Lagen an steilen Hängen landwirtschaftlich nutzen. Als in der Spätlatènezeit der Wendepflug erfunden wurde, bedeutete das eine weitere Verbesserung. Plinius der Ältere berichtet: „Vor nicht langer Zeit hat man im rätischen Gallien die Erfindung gemacht, an einer solchen Pflugschar zwei kleine Räder anzubringen; man nennt diese Art ‚plaumoratum'. Die Spitze hat die Form eines Spatens ... Die Breite der Pflugschar wendet den Rasen um." Der Erfindungsreichtum der Kelten machte jedoch nicht bei der Aussaat halt. Bei der Ernte kamen Erntemaschinen zum Einsatz: „Auf den großen Landgütern Galliens werden sehr große, am Rade mit Zähnen versehene, zweirädrige Mähmaschinen (‚valli') von einem an der rückwärtigen Seite angespannten Zugtier durch das Feld geschoben; die auf diese Weise abgerissenen Ähren fallen in einen Sammelkasten", schreibt Plinius in seiner Naturgeschichte.



Handwerk

Schaut man nur auf das tatsächlich verwendete Material, müsste die Eisenzeit eigentlich Holzzeit heißen. Leider



Gießübel-Talhauer Grabhügel Nummer 4 bescheiden aus: Mit 24 mal 14 Metern und einem zusätzlichen Anbau brachte es dieses Gebäude auf eine Grundfläche von mehr als 400 Quadratmetern, dazu kamen noch Wirtschaftsgebäude und ein großer Speicherbau.

Die Handwerker drängten sich dagegen nun auf dem viel kleineren Areal der Vorburg zusammen. Die Arbeitersiedlung platzte bald aus allen Nähten. Wo immer es möglich war, formten die Bewohner noch steile Hänge zu kleinen Plattformen, um darauf weitere Häuser setzen zu können.

Die Menschen lebten so dicht beieinander, dass die Vorburg nach der Brandkatastrophe heute einer der reichsten keltischen Fundplätze ist. Überall fanden die Archäologen die Spuren ihres regen Treibens: fertige Schmuckstücke, Schlacken, Gussperlen, Rohstoffe und Halbfabrikate, dazu Mengen an Webgewichten, Spinnwirteln und Keramik. Die Außensiedlung aber wurde zur Totenstadt. Nicht nur über den verkohlten Ruinen des großen Herrenhauses, sondern auch über weiteren Gehöften schütteten die Heuneburger riesige Grabhügel auf.

Das Leben auf der Heuneburg veränderte sich nach dem großen Brand von 530 v. Chr. Weltoffen aber blieb die Siedlung. Archäologen fanden auf dem Burgberg die Scherben mehrerer Gefäße, die zu kostbarem griechischem Trinkgeschirr gehörten: vier große Gefäße zum Mischen von Wein mit Wasser, zwei Kannen, fünf Schalen und zwei Becher, allesamt aus feinster schwarzfiguriger Keramik, die Künstler in Athen zwischen 540 und 480 v. Chr. bemalt hatten. Mit derart wertvollem Geschirr bewirteten sich sonst nur griechische Aristokraten bei gesellschaftlichen Trinkgelagen.

Den passenden Wein bezogen die Heuneburger aus der griechischen Kolonie Massalia, dem heutigen Marseille, und aus Süditalien, wie die Scherben der entsprechenden großen Transportamphoren verraten.

Die Heuneburg war nicht nur eine Stadt der Handwerker, sie war auch ein Magnet für Händler, die teure Keramik und Schmuck, Gold und Bernstein, Waffen und Werkzeuge in die Stadt brachten. Waren die Güter verkauft, beluden sie ihre leeren Boote und Wagen mit neuen Waren und verbreiteten diese in alle Himmelsrichtungen: nach Norden an die Ostseeküste, nach Süden bis an die Levante,

Der Bau der Lehmziegelmauer war ein Mammutprojekt: Etwa 120 Arbeiter mussten dafür vier Monate lang schuften. Sie stand nur rund 70 Jahre.

nach Westen bis auf die Iberische Halbinsel und nach Osten bis auf den Balkan. Wie eine satte, fette Spinne saß die Heuneburg mitten im großen Netzwerk der Handelswege.

Es war möglicherweise diese Stadt, die der große griechische Geschichtsschreiber Herodot um die Mitte des 5. Jahrhunderts in seinen Historien erwähnt: „Der Istros (die Donau) nämlich entspringt im Land der Kelten bei der Stadt Pyrene und fließt mitten durch Europa."

Althistoriker taten diese Bemerkung lange als Fehler Herodots ab. Er habe den Gebirgszug der Pyrenäen versehentlich zur Stadt gemacht und die Quelle der Donau rund 1000 Kilometer zu weit südwestlich verortet. Tatsächlich aber liegt die Heuneburg genau an der Stelle, an der die Donau schiffbar wird – nur 80 Kilometer von ihrer Quelle entfernt. Sie war zu Lebzeiten Herodots ein urbanes Zentrum, das sich nicht nur in seiner Größe, sondern auch im Lebensstil mit Städten im Mittelmeerraum vergleichen konnte.

Warum also sollte man Herodot gleich zwei Fehler unterstellen, wenn die Heuneburg tatsächlich nicht zu übersehen nahe der Donauquelle mitten im Keltenland lag? Ihren heutigen Namen bekam sie jedenfalls erst in jüngerer Zeit, möglicherweise von den imaginären „Hünen", die auch für die „Hünengräber" Namenspate waren. Es ist durchaus denkbar, dass sie damals tatsächlich als Pyrene bekannt war.

Nicht ahnen konnte Herodot, dass etwa zu der Zeit, als er seine Zeilen schrieb, die Heuneburg erneut in Flammen stand. Die Brandschicht ist durchsetzt mit Funden – die Bewohner hatten keine Zeit mehr, ihren Besitz vor der Feuersbrunst zu retten. Und sie kehrten auch nicht zurück.

Die Archäologen fanden ein verstörendes Bild aus jenen Tagen. Ein Mann, mehrere Frauen sowie Jugendliche und Kinder lagen unbestattet auf der Ostterrasse zwischen Burgberg und Donau. Sie alle lebten in der letzten Siedlungsphase der Heuneburg. Ihre Skelette waren nur teilweise noch im anatomischen Verband – sie befanden sich bereits in einem fortgeschrittenen Stadium der Verwesung, als sie hier abgelegt wurden. Zuvor lagen ihre Körper längere Zeit offen an der Böschung eines Grabens.

Brandspuren zeichnen ihre sterblichen Überreste ebenso wie die Spuren von stumpfen Schädelverletzungen, Pfeilspitzen finden sich zudem unter den Knochen. Sind diese Menschen die Opfer der letzten Katastrophe? Gab es einen Kampf? War nach dem Feuer niemand mehr übrig, um ihre Körper zu begraben?

Große Umwälzungen bahnten sich an. Auch der Mont Lassois im Burgund, ebenfalls eine große hallstattzeitliche Siedlung, wurde in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts verlassen. Stattdessen schossen weiter im Norden neue keltische Städte aus dem Boden: Hohenasperg am mittleren Neckar, der Ipf im Nördlinger Ries, der Glauberg in der Wetterau oder die Siedlung auf der Heidenmauer bei Bad Dürkheim am Oberrhein. Mit den Neugründungen verlagerten sich die Handelswege. Die Warenströme flossen nun an der Heuneburg vorbei. Kein Boot legte mehr an, kein Wagen fuhr mehr durch das große Tor in die Stadt ein.

Video:
Alltag der Kelten in der Heuneburg



spiegel.de/sg052017heuneburg
oder in der App DER SPIEGEL

Trotzdem lebten im Umland der Heuneburg weiterhin Kelten. Ihre Spuren liegen allerdings unter einem dicken Kiesbett verborgen, das die Donau in der frühen Neuzeit ablagerte. In den Jahren 2009 und 2010 kamen im Zuge von Renaturierungsmaßnahmen am Flussbett Fibeln vom Ende der Hallstattzeit und vom Beginn der Latènezeit zutage.

Wer auch immer die frühen keltischen „Fürsten" der Heuneburg waren – sie haben nur wenig gemein mit den Beschreibungen keltischer Kultur späterer Erzähler. Polybios, ein griechischer Geschichtsschreiber des 2. Jahrhunderts v. Chr., charakterisiert die Kelten Oberitaliens als völlig kulturlos und behauptet, sie würden auf Betten aus zusammengescharrtem Laub schlafen. Der Grieche Strabon nennt sie um die Zeitenwende unvernünftig, einfältig und leicht zu übervorteilen. Der Apostel Paulus redet die keltischen Christen Kleinasiens gar mit „O ihr dummen Galater!" an.

Die Herren der Heuneburg passen in keines dieser Klischees: Sie waren weltläufige Machthaber, Connaisseure griechischer Lebensart und Profiteure eines europaweiten Handelsnetzes. ■

hat es meist die Jahrhunderte nicht überdauert, sonst würden die Archäologen bei jeder keltischen Grabung Unmengen von Haushaltsgegenständen aus Holz finden. Hölzerne Schüsseln und Schalen aus dem Neuenburgersee bei La Tène zeigen, dass die Kelten sogar Keramikformen in Holz imitierten. Allerdings waren sie auch Meister der Metallverarbeitung. Komplizierte Objekte gossen sie in „verlorener Form": Ein Wachsmodell wurde in Ton gehüllt. Beim Brennen härtete der Ton, das Wachs floss aus. Den Hohlraum konnte man mit Bronze füllen und dann, wenn das Werkstück abgekühlt war, den Ton zerschlagen. Bei der Metallverarbeitung waren die Kelten geradezu detailverliebt: Oftmals waren Schmuck oder Waffengriffe filigran verziert und aus vielen kleinen Einzelteilen zusammengesetzt. Keramik bauten sie zunächst noch von Hand auf. Erst in der späten Hallstattzeit kam die schnell laufende Töpferscheibe auf, mit der Geschirr – zum Beispiel die hitzefesten Kochtöpfe aus Graphitton – als Massenware hergestellt werden konnte.



Ernährung

Diodor beschreibt ein typisches Mahl der Kelten: „Sie speisen alle sitzend, und zwar nicht auf Schemeln, sondern auf der Erde, auf untergebreiteten Wolfs- oder Hundsfellen. Dabei lassen sie sich von ihren jüngsten Leuten beiderlei Geschlechts bedienen. Nahe dabei steht der Herd mit Feuern und Kesseln und Bratspießen mit großen Fleischstücken. Tapfere Männer ehren sie durch die schönsten Fleischstücke." Die Kelten verspeisten vornehmlich domestizierte Tiere wie Schwein, Rind, Schaf und Ziege. Gelegentlich landete auch ein Hund oder ein Pony im Kochtopf. In den Kesseln köchelte Brei oder Eintopf aus Hülsenfrüchten, Dinkel, Emmer oder Einkorn. Zum Nachtisch reichte man „Keltenkringel", ringförmige Kekse aus feinem Weizenmehl. Der einfache Kelte spülte die Mahlzeit mit Bier aus Weizen und Gerste hinunter. Wer zur Oberschicht gehörte, konnte sich Met leisten, einen einjährig vergorenen Honigwein.

Gut vernetzt

Fernhandel gab es schon in der Eisenzeit: Die Kelten importierten Bernstein von den Ostseeküsten, Korallen aus dem Mittelmeer und griechischen Wein.

Der Prunkhelm aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. ist mit Korallen verziert. Man barg ihn bei Agris in Frankreich *(Musée d'Angoulême).*

An Gefäßen von der Heuneburg fanden sich Spuren von Wein aus griechischen Kolonien in Süditalien und Marseille.

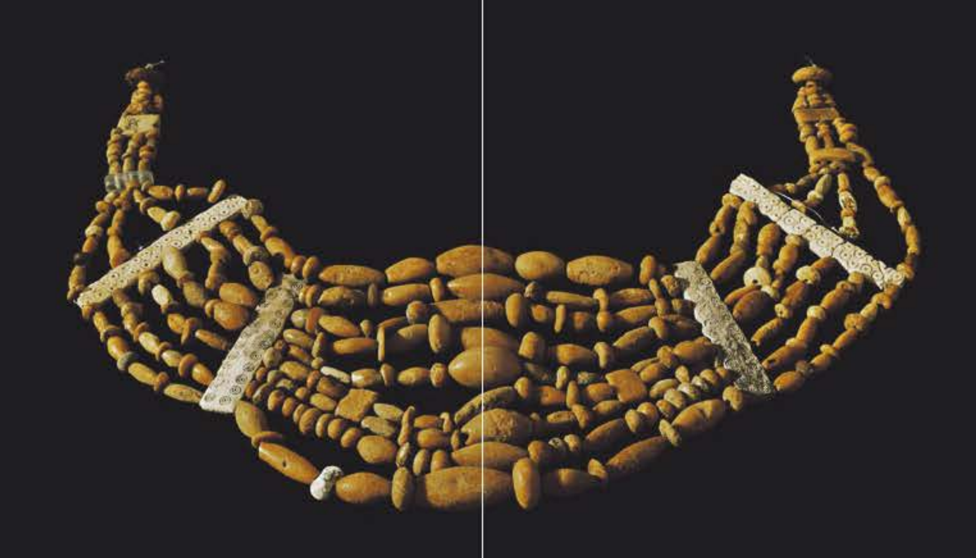




Die Weinkanne, zu der diese Scherbe gehörte, war aus feinster attischer Keramik. Sie wurde auf der Heuneburg benutzt.



Das Trinkhorn ist reich mit Korallen besetzt. Es kam an der Bergstraße zum Vorschein ***(Hessisches Landesmuseum, Darmstadt).***



Das prächtige Collier, das bei Hallein entdeckt wurde, besteht aus etwa 390 Bernsteinperlen *(Keltenmuseum Hallein).*

Solche Weinsiebe benutzten die Griechen – die Kelten übernahmen die Sitte. Dieses Sieb stammt aus Etrurien, man fand es im Saarland *(Rheinisches Landesmuseum).*



Salz und Eisen waren die Wachstumsmotoren der keltischen Wirtschaft zur Latènezeit. Am österreichischen Dürrnberg fanden Archäologen in prähistorischen Gräbern und Salzstollen viele Spuren von Arbeit und Alltag.

Weißes Gold, schwarzes Erz

Von Andreas Wassermann

Über morastigen Waldboden und zugewachsene Grabhügel klettert Holger Wendling hinauf auf den Dürrnberg im österreichischen Salzkammergut. „Hier waren überall Gräber", sagt der Chefarchäologe des Keltenmuseums Hallein und beschreibt, oben an der Hexenwand, mit dem linken Arm einen weiten Halbkreis. „Und da unten war das ganze Tal besiedelt, mehrere Tausend Menschen lebten da wohl während der Latènezeit."

Am Dürrnberg, etwa 15 Kilometer südlich von Salzburg, liegen heute ein nachgebautes Keltendorf namens Salina und ein Erlebnisbergwerk, wo jährlich Zehntausende Touristen für ein paar Stunden in eine keltische Vergangenheit abtauchen. Vor etwa 2400 Jahren lag hier nicht irgendeine x-beliebige Siedlung, sondern quasi das Frankfurt der Keltenzeit: ein wirtschaftliches Zentrum, ein Handelsknotenpunkt, der für die damalige Zeit unermesslich reich war.

Die Quelle dieses Wohlstands war das Salz. Schon vor 2500 Jahren wurden hier Stollen in den Berg getrieben, um die weißen Kristalle abzubauen. Salz und Eisen wurden zu den Wachstumsmotoren in der Latènezeit. Salz war unverzichtbar und damit wertvoller als Gold. Die Kelten benutzten es, um Fisch, Fleisch und Käse haltbar zu machen, zur Konservierung von Fellen und Tierhäuten.



Mit dem Presslufthammer legt ein Archäologe Teile des verschütteten keltischen Salzbergwerks in Hallstatt frei (2012).

Eisen war der Technologieträger schlechthin: Waffen und Werkzeuge wurden daraus geschmiedet, Pflüge und Radbeschläge. Über die Jahrhunderte wuchsen die Kenntnisse und Fertigkeiten in der Verarbeitung. Eisenprodukte, anfangs prestigeträchtiges Luxusgut, wurden Massenware.

Orte, wo Salz abgebaut oder Eisenerz geschürft und zu Eisen geschmolzen wurde, entwickelten sich zu Zentren der Keltenwelt. In Burgund, dem Schweizer Jura, dem Nordschwarzwald und dem Salzkammergut entstanden fast städtische Siedlungen. Deren Bewohner lebten in ähnlichen Verhältnissen wie in den Provinzen des antiken Rom oder in den Stadtrepubliken der griechischen Halbinsel.

Bis heute ist unklar, warum die Kelten zwischen dem 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. begannen, ausgerechnet am Dürrnberg Salz abzubauen. Einer von Wendlings Vorgängern, der inzwischen verstorbene Archäologe Kurt Zeller, sah die Ursache in einem Produktionsausfall im oberösterreichischen Hallstatt, wo Steinsalz bereits seit 1400 v. Chr. planmäßig gefördert wurde. Dort, in einem abgelegenen Alpental, etwa 45 Kilometer östlich von Dürrnberg, hätten „am Ende der älteren Eisenzeit zahlreiche Tagwässereinbrüche und Murenabgänge die Stollen teilweise vernichtet". Ersatzproduktionsstätten wurden gesucht, initiiert von „einer kapitalkräftigen Interessengemeinschaft, die auf eine bergmännische Erfahrung zurückgreifen konnte", schreibt Zeller.

Belege für diese These allerdings nennt er nicht. Der Salzabbau blieb für Hallstatt auch nach der Erschließung der Dürrnberger Stollen der wichtigste Wirtschaftsfaktor. Doch die Hallstatter Kelten verloren ihr Monopol und wurden in den folgenden Jahrhunderten von den Dürrnberger Konkurrenten auch noch ausge-

stochen. Denn deren Stollen lagen nur wenige Kilometer oberhalb des Flusses Salzach, ein unschätzbarer topografischer Vorteil gegenüber Hallstatt. Die Nähe zum Fluss erleichterte den Export und brachte den Salzhandel so richtig in Schwung.

Die Erschließung der Salinen muss allerdings eine gewaltige Plackerei gewesen sein. Allein um zum Salz vorzudringen, hackten und gruben sich die Kelten jahrzehntelang durch bis zu 40 Meter Gestein. Über mehrere Jahrhunderte hinweg entstanden schließlich fünf Grubenfelder, die bis in 200 Meter Tiefe reichten. Die Salzsteine wurden vor Ort mit sichelgroßen Eisenpickeln gebrochen und dann in Körben oder auf kleinen Holzschlitten aus den Stollen transportiert.

Wer im Bergwerk arbeitete, blieb teilweise wohl wochenlang im Untergrund. Die Kelten schliefen und lebten im Stollen, ganze Familien. Kinder schleppten Salzkristalle an die Oberfläche, die Frauen sorgten für die Verpflegung, die meist aus einem Eintopf mit Getreidekörnern und Saubohnen bestand, gelegentlich angereichert mit etwas sehnigem, halb rohem Fleisch, gewürzt mit Anis und Kümmel. Verträglich war die Mahlzeit nicht gerade, die Bergleute litten wegen miserabler hygienischer Bedingungen unter Durchfall, Koliken und heftigen Magenschmerzen.

Die Luft war stickig, die Stollen waren dürftig beleuchtet von glimmenden Holzspänen. Unfälle, etwa durch herabfallende Gesteinsbrocken oder morsche Stützbalken, gehörten zum Arbeitsalltag und endeten mitunter tödlich. Blutende Wunden wurden mit Huflattich-Blättern bandagiert, Knochenbrüche blieben unbehandelt.

Keiner der keltischen Bergleute hat solche Details überliefert. Das Bergwerk selbst erzählt ihre Geschichte. Denn Salzstollen sind ein Glücksfall für die Altertumsforscher. Salz konserviert wie Eis oder Moore. Alles bleibt erhalten, erkennbar und untersuchbar noch nach Jahrtausenden: Stofffetzen, Leder, Felle, Holz und menschliche Exkremente, die Aufschluss geben über Nahrungsbestandteile und Parasiten.

Das Dürrnberger Salz hatte sogar komplette Leichen keltischer Bergleute konserviert. Pech für die Archäologen nur, dass sie bereits 1573 und 1616 entdeckt wurden. In jener Zeit, als das Salz dem Salzburger Erzbischof Reichtum und Macht sicherte, gab es wenig Begeisterung für prähistorische Leichen unter Tage. Für die Minenarbeiter des 16. und 17. Jahrhunderts waren sie einfach Relikte aus vorchristlicher Zeit.

Im Hallstätter Salzbergwerk wurde in der Keltenzeit das Salz für den Abbau in fast herzförmige Platten gebrochen (2012).

Immerhin haben gottesfürchtige Bergmänner die makabren Funde im „Heidengebirge“ vermerkt. Der erste Salz-Ötzi sei „an Haut und Fleisch gelb wie ein geselchter Stockfisch“ gewesen, heißt es in einer zeitgenössischen Chronik, und habe „im heißen Sommer erst nach etlichen Wochen zu faulen angefangen“. Der zweite sei sogar „etlich Jahr unverwest behalten worden“.

Wendling kommt ins Schwärmen: „Mein Gott, welche Erkenntnisse hätten wir mit modernen archäologischen Analysetechniken gewinnen können?“ Doch ein vergleichbarer Fund war den Archäologen im Salzkammergut nicht mehr vergönnt.

Dabei begannen die ersten Grabungen bereits Mitte des 19. Jahrhunderts. Doch die Ausbeute war bescheiden: ein bisschen Bronzeschmuck und ein goldener Fingerring. Grabräuber hatten über die Jahrhunderte manche Keltengrüfte bereits reichlich geplündert, wie ein Tagelöhnerehepaar, das in den 1890er-Jahren einen schwunghaften Handel mit antiken Dürrnberg-Preziosen im Münchner Raum betrieben hatte.

Der erste spektakuläre Fund gelang 1932. Im Keltengrab 112 legte die Grabungshelferin Nora Watteck eine fast unversehrte Bronzeschnabelkanne der frühen Latènezeit frei. Das aufwendig verzierte Trinkgefäß lieferte den ersten Beleg dafür, dass Dürrnberg eine ökonomisch bedeutende, prosperierende Keltensiedlung war.

Weitere drei Jahrzehnte später begannen die Archäologen, in der Dürrnberger Region systematisch Keltenspuren zu suchen. Pioniere vom österreichischen Bundesheer, Strafgefangene und Studenten bereiteten die Grabungsfelder vor, die Altertumsforscher öffneten reihenweise Gräber und bargen Schmuck, Trinkgefäße, Waffen und Skelette aus der frühen, mittleren und späten Latènezeit.

Die Archäologen wussten nun, dass das Tal im Salzkammergut mehr als ein halbes Jahrtausend bewohnt war und wirtschaftlich genutzt wurde. Und die Bewohner lebten offenbar weitgehend ungestört, Spuren von kriegerischen Konflikten fanden die Keltenforscher nicht. Dafür reichlich Zeugnisse für Handels- und Wirtschaftsbeziehungen, die das gesamte antike Europa umspannten: Bronzeschalen aus dem heu-

tigen Slowenien, reich verzierte Henkelkrüge aus Norditalien und marmoriertes Keramikgeschirr aus Athen, Silbermünzen mit griechischen Buchstaben.

1990 wurde dann das erste Mal unter Tage gegraben, in einem „alten Mann“, einem stillgelegten Salzbergbaustollen. Die Forscher fanden eine große Menge abgebrannte Leuchtspäne, Schäftungen und Rüstholz der alten Stollenbefestigungen, Fell- und Stofffragmente sowie etliche Exkremente, im Salz hervorragend konserviert.

Auch im 360 Kilometer entfernten Neuenbürg im Nordschwarzwald sollte es mehr als ein halbes Jahrhundert dauern, bis nach den ersten Keltenfunden umfassende Beweise vorlagen für Bergbau und eine vorgeschichtliche Stahl- und Eisenproduktion – in nahezu industriellen Dimensionen.

Seit 1995 fanden Archäologen des baden-württembergischen Denkmalamts umfangreiche Reste von Verhüttungsanlagen, dazu Schlackenabfälle aus dem 6., 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. In der Folgezeit stießen die Wissenschaftler auf mehr als 80 solcher Produktionsstätten, alle im Umkreis von sechs Kilometern um eine keltische Höhensiedlung.

Die Archäologen fanden Reste von sogenannten Rennöfen, in den Boden versenkte Brennstellen aus Lehm, in denen das Eisenerz bei Temperaturen von etwa 1150 Grad in Metall und Schlacke getrennt wurde. Es waren relativ kleine Öfen, der Innendurchmesser der kuppelförmigen Brennkammern betrug gerade mal einen halben Meter.

Außerdem entdeckten sie spezielle Steine, die offenbar dem Zerkleinern der Erze dienten. Die Verhüttungsplätze waren überdacht, Spuren von Pfosten sind noch vorhanden. Ebenso Hinweise auf einen Steinamboss, der etwa drei Meter von den Rennöfen entfernt stand. Auf den Ambossen brachten die Kelten die noch heiße Eisenluppe grob in Form für die Weiterverarbeitung.

Die Archäologen ließen dann die Öfen nachbauen und erhielten so wertvolle Hinweise auf die Funktionsweise und die Schmelzkapazität. In einem dieser kleinen Öfen konnten die Forscher aus 20 Kilogramm Eisenerz 4 Kilogramm Metall gewinnen. Zwölf Stunden musste der Ofen dazu betrieben werden.

Die Forscher gehen davon aus, dass die Eisenproduktion im Nordschwarzwald einem Technologietransfer aus dem Mittelmeerraum zu verdanken ist. Die Art und Weise der Stahl- und Eisenherstellung scheint von Beginn an voll entwickelt und hat sich nicht verändert, solange die Produktionsstätten von Neuenbürg in Betrieb waren. Hinweise auf eine „Experimentierphase“ haben die Karlsruher Archäologen nicht gefunden.

Video:
Wie die Kelten schmiedeten



spiegel.de/sg052017schmieden
oder in der App DER SPIEGEL

Alle Funde ließen, sagt Archäologe Günther Wieland, „auf eine zentral organisierte, kontinuierliche und normierte Metallproduktion schließen“. Nur weiterverarbeitet wurden die Neuenbürger Stahl- und Eisenrohlinge offenbar andernorts. Reste von Schmieden fanden sich im Areal der Rennöfen nicht.

Über die Orte, an denen das Metall dann letztlich geschmiedet wurde, können die Archäologen nur spekulieren. Eisenbeschläge vom Prunkwagen, wie sie im Hochdorfer Hügelgrab in Württemberg gefunden wurden, könnten aus Neuenbürger Eisenproduktion stammen. Aber Beweise für diese These gibt es noch nicht. Die Forscher wissen bis heute auch nicht, wie Stahl und Eisen in der frühen Latènezeit aus dem Nordschwarzwald transportiert wurden und wie Handel und Vertrieb organisiert waren.

Wenig bekannt ist darüber, wie die Kelten ihr Wirtschaftsleben organisierten. Wem gehörten die Bodenschätze? Wer profitierte von deren Ausbeutung und Weiterverarbeitung? Gab es Lohn- oder Zwangsarbeit? Fragen, die Archäologen und Historiker bis heute nicht befriedigend beantworten können.

Grabfunde zeigen lediglich, dass auch am keltischen Dürrnberg die Vermögen ungleich verteilt waren. Ob allerdings der Wert von Grabbei-

gaben Rückschlüsse auf die gesellschaftliche Stellung der Verstorbenen erlaubt oder lediglich auf deren Solvenz, vermögen die Archäologen nicht mit Sicherheit zu beurteilen. Auch Dürrnberg-Forscher Wendling weiß nicht, ob es bei den Kelten im Salzkammergut eine adelige Oberschicht gab: „Eliten sicher; aber wer gehörte dazu, Handwerker, Händler oder Leute, die das Salz aus dem Berg holten?“

Bekannt ist hingegen, dass sich im Keltenreich mit wachsendem Wohlstand die Bevölkerung ausdifferenziert hatte. Handwerksbetriebe waren entstanden, manche Schmiede entwickelten derartige Kunstfertigkeiten, dass sie bald statt Sicheln, Schwertern und Hacken nur noch fein ziselierten Schmuck, Fibeln und Beschläge, etwa für Streitwagen, schmiedeten. Andere webten und färbten Stoffe aus Leinen und Wolle, gerbten Tierhäute und Felle.

Dann gab es Händler, die mitunter halb Europa bereisten, um den wachsenden Bedarf nach exotischem Luxusgut wie Bernstein von der Ostsee oder Wein aus römischen Provinzen zu befriedigen.

Und nicht zuletzt entstand eine Art Transportgewerbe. Eisen und Salz waren ja schließlich nicht nur für den Eigenbedarf gedacht, sondern Wirtschaftsgut, und das musste zu den Kunden gebracht werden. Nur so ließ sich das keltische Wohlleben finanzieren.

Ein kleines, fast unscheinbares Exponat im Halleiner Keltenmuseum liefert einen Hinweis darauf, wie der Salzvertrieb in der Latènezeit ausgesehen haben könnte. Fast wirkt es wie ein Spielzeug, das flache, sechseinhalb Zentimeter lange Schiffchen aus Goldblech mit zwei breiten Rudern.

Die außergewöhnliche Grabbeigabe einer ansonsten eher schlicht ausstaffierten Keltenruhestätte könnte ein sichtbares Kennzeichen des Berufsstands des Toten sein, eines Schiffers, der mit Salz handelte und es auf der Salzach transportierte. ■

Prächtige „Fürstengräber" deuten auf klare Hierarchien in der *Gesellschaft*. Doch die Ordnung der Gemeinwesen war wohl fragil – und stetigem Wandel unterworfen.

Botschaft aus dem Jenseits

Von Andreas Willmy

Die Sonne schien und versprach einen schönen Sommertag. Mit einem breiten Hut aus Birkenrinde auf dem Kopf trat der Mann an diesem Morgen aus dem Haus. Er hatte anspannen lassen und legte das Angelzeug auf den Wagen neben Bogen, Köcher und Geschirr. Zuversichtlich brach er auf: Irgendetwas Gutes würde heute Abend auf den Bronzetellern liegen.

So ähnlich muss sich der Archäologe Jörg Biel einen Tag im Leben des Mannes vorgestellt haben, dessen prächtiges Grab er in Hochdorf an der Enz ausgegraben hatte: „Geht es zu weit, in ihm einen passionierten Jäger und Angler zu vermuten?", fragte er 1985 in der ersten Gesamtdarstellung über den sensationellen Grabfund und vermutete, dass „Waffen … im Leben dieses Mannes keine besonders große Rolle spielten."

Darf man so viel hineininterpretieren in ein Grab und seine Beigaben – und seien sie noch so gut erhalten wie Angel und Jagdausrüstung in Hochdorf? Oder, allgemeiner gefragt: Wie viel kann man anhand archäologischer Funde überhaupt sagen über die Gesellschaft der Kelten und speziell über die Reichen und Mächtigen unter ihnen?

Erlesen ausgestattete Gräber unter monumentalen Grabhügeln gehören zu den eindrucksvollsten Überresten aus der Keltenzeit, und das in Hochdorf ist vielleicht das spektakulärste unter ihnen. Allein wegen der prunkvollen Schätze waren die ersten Ausgräber sicher, dass in solchen Gräbern „Fürsten" bestattet worden waren.

Inzwischen jedoch sind Archäologen zu differenzierteren Schlüssen gekommen. Dank neuer Forschungen versteht man besser, wie die „Fürstengräber" mit umliegenden Siedlungen zusammenhingen – und kann so auch weitergehende Vermutungen über die Struktur der keltischen Gesellschaft wagen.

Gräber sind eben keine „Spiegel des Lebens", wie es ein Buchtitel behauptet, sondern spiegeln Bestattungsriten der Gemeinschaft. Im Gegensatz zu den zufälligen Überresten einer Siedlung stellen Grabfunde eine bewusste Auswahl dar, sie sind eine Botschaft an die Hinterbliebenen. Die jedoch folgt Regeln, die wir nicht kennen. Nicht jede Rolle, die der Verstorbene im Leben spielte, muss in der Inszenierung seines Todes auch tatsächlich abgebildet worden sein – und umgekehrt. Und gerade Hochdorf war ohne Zweifel eine Inszenierung.

Der Aufwand war immens: Biel konnte bei der Ausgrabung an der Nordseite einen Zugang aus Trockenmauern rekonstruieren, der auf ein mindestens 20 mal 30 Meter großes Erdpodium

Detail eines goldenen Halsrings, der im „Fürstengrab" von Hochdorf gefunden wurde *(Landesmuseum Württemberg, Stuttgart)*

Der Grabhügel würde fortan von der Bedeutung des Toten und seiner Pracht künden – und von jenen, die ihn so bestatteten.

mit Blick in die Grabkammer führte. Der Verstorbene war offenbar vor Publikum öffentlich aufgebahrt worden – „Public Viewing" im ursprünglichen Sinn. Die Vorbereitungen müssen mehrere Wochen, wenn nicht Monate gedauert haben, im Grabschacht begann Unkraut zu wuchern. Da an dem Leichnam keine Fliegenmaden oder Puppen gefunden wurden, muss er konserviert worden sein; wie genau, konnte bislang nicht ermittelt werden.

Im Spätsommer – das belegen Blumen und Pollen im Grab – war es so weit. Während des Zeremoniells drapierten Helfer bunte Stoffe in verschwenderischer Menge im Grab, brachten Gaben herbei und betteten den Verstorbenen auf einem bronzenen Sofa (siehe Seite 63). Dolch, Gürtelblech und Schuhe wurden mit Goldblech verkleidet – es ging wohl vor allem um die Wirkung, denn der Schmuck wurde im Detail hektisch ausgeführt und angebracht, die Schuhe wurden sogar vertauscht.

Am Ende der Vorstellung wurde alles nochmals in Stoffe eingeschlagen, die Kammer geschlossen. Über dem Podium und den Werkplätzen, wo Beigaben eigens für das Grab angefertigt worden waren, wurde ein Hügel aufgeschüttet. Er würde fortan von der Bedeutung des Toten und seiner Pracht künden – und von jenen, die ihn so bestatteten.

Das Grab von Hochdorf glänzt, wie die anderen „Fürstengräber" auch, durch Exklusivität. Hier sollte jemand von den anderen abgehoben werden, das ist bis heute erkennbar. Doch was sagt das über den Platz des Verstorbenen in der keltischen Gesellschaft? Ein großer Grabhügel in exponierter Lage wie der von Hochdorf spricht für sich. Es gibt jedoch auch Grabhügel, die kleiner und weniger prominent





platziert sind. Wurden diese Bestatteten von der Gemeinschaft ausgegrenzt?

Wer errichtete die Grabmale? Die eigene Sippschaft oder Sklaven? Freiwillig oder auf Befehl? Aus religiöser Verpflichtung oder gegen Vergütung?

Und warum? Aufwendige Grabanlagen und -inszenierungen sind ein Mittel, mit dem Vorfahren auch sich selbst hervorzuheben und sich in dessen Tradition zu stellen. Pikanterweise tun dies aber nicht immer nur friedliche Verwandte, sondern auch siegreiche Feinde, um das gewaltsame eigene Eintreten in die Nachfolge des Verstorbenen zu legitimieren.

Es ist also nicht so einfach, die Botschaften der Gräber richtig zu deuten. Das simple Etikett „Fürstengrab" oder „Fürstensitz" greift jedenfalls zu kurz (siehe Kasten).

Die keltische Gesellschaft war offenbar weit weniger statisch, als diese Bezeichnung suggeriert. Das zeigen neue Untersuchungen am „Fürstensitz" Heuneburg. Diese erlebte während ihres nicht einmal 200-jährigen Bestehens vielfältige bauliche Veränderungen – die offenbar mit gesellschaftlichem Wandel einhergingen.

Etwa 32 Zentimeter große weibliche Bronzefigur (um 530 v. Chr.), die als Rollfuß unter die Sitzbank im „Fürstengrab" von Hochdorf montiert war ***(Landesmuseum Württemberg, Stuttgart)***

Video: Gesellschaftsstrukturen der Kelten



spiegel.de/
sg052017gesellschaft
oder in der App DER SPIEGEL

In der ersten Phase der keltischen Besiedlung, von etwa 620 v. Chr. an, entstand auf dem Burgplateau eine lockere ländliche Bebauung. Innerhalb einer vier Meter breiten, erdgefüllten Holzkastenmauer verteilten sich bis zu 20 mit Palisaden abgegrenzte Gehöfte. Es scheint, als wären die Menschen aus den Weilern des Umlands, die seit dem 8. und 7. Jahrhundert entstanden waren, auf dem Hügel zusammengezogen worden.

Gute Ernten, bedingt durch ein Klimaoptimum, hatten in dieser Zeit eine Überproduktion von Nahrungsmitteln möglich gemacht. Die landwirtschaftlichen Flächen wurden ausgeweitet, zunehmend mehr Menschen lebten in der Gegend.

Nun entwickelte sich eine Konkurrenz zwischen „Großen Männern", die um Ansehen und Einfluss wetteiferten und ihre Überschüsse in werbewirksame Veranstaltungen, Prestigeobjekte wie Schmuck oder Waffen und in die sie herstellenden Handwerker investierten.

Welchen Anteil ihrer Reichtümer sie aus der Landwirtschaft erzielten und welchen durch ihre Handwerker und ob auch Kriegsbeute eine Rolle spielte, wissen wir nicht. In jedem Fall hielt man eine Befestigung für angebracht, um den Besitz zu schützen. Die Gemeinschaft muss enorm erfolgreich gewesen sein, denn schon nach 20 Jahren wagten die Bewohner ein Mammutprojekt: Sie rissen die alten Gebäude ab und errichteten stattdessen Wohn- und Werkstätten, einheitlich in Häuserzeilen bis dicht an die neue spektakuläre Lehmziegelmauer, die nun die alte Mauer ersetzte (siehe Seite 40).

Um den Fuß des Burghügels zog sich die befestigte Vorburgsiedlung mit einem Dutzend Gehöften. In ihrem Vorland er-

„Fürstensitze"

Der Begriff „Fürstengräber" tauchte gleich nach der Entdeckung der ersten Prunkgräber auf, 1876/77 nahe der Heuneburg und 1878 im „Römerhügel" bei Ludwigsburg. Mit dieser Bezeichnung gaben die damaligen Ausgräber wie selbstverständlich vor, wie die Herrschafts- und Gesellschaftsstruktur rund um diese „Fürsten" zu denken sei. Denn die Begriffe „Fürst", „Fürstengeschlecht" oder „fürstliche Familienbegräbnisstätte" erwecken unwillkürlich Vorstellungen einer Adelsgesellschaft mythisch-mittelalterlichen Zuschnitts, mit Vasallen und Unfreien und kraftvollen Anführern aus uralten Herrschersippen.

Unter dem Eindruck der spektakulären Ergebnisse aus seinen Grabungen an der Heuneburg seit den 1950er-Jahren definierte der Archäologe Wolfgang Kimmig im Jahr 1969 Kriterien für das, was man fortan „Fürstengräber" und „Fürstensitz" nannte.

Demnach besteht der Sitz aus einer befestigten Oberstadt sowie einer Unterstadt bzw. -siedlung und weist griechisch-etruskisches Importgut auf. Im Umland finden sich die zugehörigen „Fürstengräber" mit exklusiven Grabbeigaben (Dolch, Goldhalsring, Wagen) sowie ebenfalls Südimporten. Für Kimmig war die Entwicklung dieser Gesellschaft eine Reaktion auf den Kontakt mit den überlegenen Mittelmeerkulturen. Sein Bild entsprach noch immer den hergebrachten Vorstellungen von Adel, „Dynasten", Untergebenen und Unfreien.

In den 1980er-Jahren kamen die völkerkundlich-soziologisch geprägten Modelle der angloamerikanischen Kulturanthropologie in die Diskussion. Sie unterscheidet, stark verkürzt, drei Gesellschafts- und Herrschaftsstufen: Die einfachste Herrschaft ist eine durch „Big Men", „Große Männer" also, die durch persönliche Verdienste und Charisma überzeugen. Auf zweiter Stufe folgen mehr oder weniger komplexe „Häuptlingstümer" mit einer geregelten Erbfolge. Und zuletzt entstehen „archaische Staaten" mit ersten Institutionen.

Der Streit um das beste Erklärungsmodell für das „Fürstenphänomen" blieb letztlich an der Kernfrage hängen, ob und inwieweit Herrschaftsrechte bei den „Fürsten" erblich waren.

Die Debatte machte aber deutlich, dass man sich bisher allzu sehr auf die „Fürsten" selbst konzentriert und ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Basis vernachlässigt hatte. Damit befasste sich ein interdisziplinäres Forschungsprogramm, das in den vergangenen Jahren viele neue Erkenntnisse lieferte.

Vor allem am Beispiel der „Fürstensitze" Glauberg, Hohenasperg, Heuneburg und Ipf untersuchten die Wissenschaftler die Strukturen der Besiedlung, die Landnutzung und deren Entwicklung – auch im Umland und zwischen den Zentren. Es zeigte sich beispielsweise, dass die „Fürstensitze" Nahrungsmittel aus einem Umkreis von mehreren Dutzend Kilometern bezogen – ihre Bewohner waren offenbar vor allem Handwerker und zu zahlreich, sich selbst zu versorgen.

Allerdings konnte die Siedlungsgeografie zeigen, dass diese Zentren gerade nicht inmitten von kulturell zusammengehörigen Regionen saßen, sondern an den Grenzen dazwischen – und zugleich an überregionalen Verkehrsachsen. Sie waren also weniger Hauptstädte von Herrschaftsgebieten, sondern eher Knotenpunkte eines Netzwerks von Beziehungen.

streckte sich die Außensiedlung. Wälle und tiefe Spitzgräben unterteilten sie in mehrere Quartiere, die jeweils etliche große, massiv eingezäunte Rechteckhöfe einschlossen. Darin standen wiederum von kleinen Gräben und leichteren Zäunen eingefriedete Hofeinheiten aus Haupt- und Nebengebäuden.

Die hierarchische Ordnung der Siedlung scheint klar: Die führenden Sippen dürften weiterhin auf dem Burgplateau gelebt haben, jeweils mit Haus und Hof; nun gehörten aber offenbar auch Bronzegießer und andere Handwerker zu deren Haushalten. In der Vorburg siedelte vielleicht ein aufstrebender Clan, der oben keinen Platz mehr gefunden hatte, sich aber von jenen vor dem Tor absetzen wollte. Dort wiederum konkurrierten und misstrauten sich hinter Wällen und Gräben ein gutes halbes Dutzend Gruppierungen.

Bezeichnenderweise tauchen im Fundmaterial jetzt erstmals Hakenschlüssel von frühen Türschlössern auf; vor der eigenen Sippschaft musste man offenbar schon immer am meisten auf der Hut sein.

Eine Detailbeobachtung könnte das Streben eines Einzelnen nach Vormachtstellung belegen: Gewöhnlich gehörten zu einem keltischen Haushalt kleine Vierpfosten- und Schwellenbauten, die als Speicher gelten. Für die ersten 20 Jahre der Heuneburg sind diese auch nachweisbar. Doch dann scheinen sie zu verschwinden. Stattdessen wurde nun beim Donautor ein überdurchschnittlich großes Gebäude errichtet, das ebenfalls als Speicher interpretiert wird.

Ein Kennzeichen des „Häuptlingstums“ ist die Redistribution. Dabei hat ein Oberhaupt die Verfügungsgewalt über die Ressourcen und verteilt diese an die Seinen. Dafür aber braucht es große Speicher. Der Häuptling wird umgekehrt aber auch verantwortlich gemacht, wenn es an irgendetwas mangelt.

Vielleicht waren Versorgungsprobleme die Ursache für den nächsten großen Umbruch an der Heuneburg um 530 v. Chr. Die Siedlung brannte ab, die Lehmziegelmauer wurde abgetragen und durch eine Pfostenschlitzmauer heimischer Bauart ersetzt. Zugleich wich die kleinteilige, regelmäßige Innenbebauung wieder locker gestreuten Hofanlagen. Statt eines großen gab es nun wieder viele kleine Speicher.

Die Außensiedlung gab man nun fast vollständig auf, über ihren Resten entstanden vier große Grabhügel mit zahlreichen Nebengräbern – offenbar wetteiferten nun vier Clans um den größeren Prunk bei der nächsten Bestattung. Die weiterhin schwer befestigte Vorburgsiedlung hatte Bestand, hier herrschte allerdings bald drangvolle Enge. Eine letzte Brandzerstörung Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. markiert das Ende der Heuneburg. Die Ursache ist rätselhaft. Doch die rekonstruierbaren Details über die

Reich verzierte, etwa 2,75 Meter lange „Kline“ – jene Bronzebank, die zur Aufbahrung des „Fürsten“ von Hochdorf in seiner Grabkammer diente *(Landesmuseum Württemberg, Stuttgart)*

Das Grab von Hochdorf

Am 1. Februar 1977 zeigte Renate Leibfried, ehrenamtliche Mitarbeiterin der Stuttgarter Bodendenkmalpflege, dem zuständigen Referenten eine auffällige Ansammlung von Steinen auf einem Acker bei Hochdorf im Enzkreis. Sie markierten den Rand eines fast ganz eingeebneten Grabhügels von 60 Meter Durchmesser. Ganze Wagenladungen von Steinen hatte der Eigentümer schon abgefahren.

Im Juni 1978 begann die Ausgrabung – ein Volltreffer: Erstmals konnte in Deutschland ein reich ausgestatteter und unberaubter Großgrabhügel der späten Hallstattzeit mit modernen Mitteln vollständig untersucht werden. Die bis dahin gefundenen Grabhügel waren zumeist schon vor dem Ersten Weltkrieg ohne ausreichende Dokumentation nach schönen Funden „durchgegraben“ worden – wenn sie nicht ohnehin bereits in antiker Zeit ausgeplündert worden waren. Grabräuber hat in Hochdorf wohl der beispiellos aufwendige Aufbau des Hügels abgehalten: Die mehr als 21 Quadratmeter große und gut einen Meter hohe Grabkammer aus Eichenbalken stand in zweieinhalb Meter Tiefe innerhalb einer zweiten Eichenholzkammer. Im Zwischenraum und über dem Grab lagen 50 Tonnen grobe Bruchsteine, mit zwei zusätzlichen Zwischendecken aus Baumstämmen. Darüber erhob sich der einst etwa zehn Meter hohe Hügel.

Irgendwann waren die Decken eingebrochen, die Steine hatten den Inhalt der Kammer zu einer kompakten Schicht komprimiert, aus der grotesk verformte Metallobjekte ragten. Dazwischen fand sich eine Vielzahl organischer Reste in allen Erhaltungszuständen: Verschiedenste Holz- und Rindenfragmente, Fasern pflanzlicher und tierischer Herkunft, Fragmente von Geflechten, Polstern, Stoffen und Geweben, Gefäßinhalte und Rückstände mussten erkannt, geborgen und konserviert werden.

In bis dato unbekannter Fülle bedeckten und umhüllten Stoffe und Borten aus Leinen, Wolle oder Dachshaar in teilweise hochkomplexen Webarten und Mustern die Kammerwände, die Beigaben und den Bestatteten selbst. Viele der Stoffe waren einst gefärbt, darunter in einem Rot, gewonnen aus der am Mittelmeer heimischen Kermesschildlaus. Zu den Standesinsignien des Verstorbenen gehörte ein flachkegeliger Hut aus Birkenrinde, ein Halsreif aus Goldblech und natürlich der kunstvolle Dolch. Rasiermesser, Nagelschneider, Holzkamm und ein Satz Angelhaken lagen bei dem Toten. Absolut einzigartig ist die Liegestatt, ein drei- bis viersitziges „Sofa“ aus Bronzeblech mit eisernem Gestell auf Rädchen, die zwischen den Füßen von acht als Stützen dienenden bronzenen Frauenfigurinen befestigt sind. Die Rolle des Gastgebers symbolisiert ein aus dem damals griechischen Unteritalien stammender, 500 Liter fassender Bronzekessel. Er war einst zu drei Vierteln mit Honigmet gefüllt und wurde samt goldenem Schöpfgefäß mitbestattet. Acht stattliche Auerochsenhörner und ein neuntes, fünfeinhalb Liter fassendes Horn aus Eisen hingen dazu als Trinkgefäße an der Wand. Auf dem komplett mit Eisenblech beschlagenen vierrädrigen Wagen lagen Treibstachel, Joch und die Schirrung sowie das Speisegeschirr mit neun Bronzetellern, drei Henkelbecken, dazu ein schweres Beil und andere Utensilien zum Schlachten.



Heuneburg und ihre Bewohner deuten auf eine sich ständig verändernde, geradezu labile Ranggesellschaft von Chefs hin. Sie standen womöglich in beständigem Wettstreit um Prestige und Vorrang, konnten aber keine stabile, auf ererbte Vorherrschaft gegründete Gesellschaftsordnung etablieren.

Die Heuneburg war die erste keltische Siedlung, von der große Teile systematisch ausgegraben wurden – sie ist damit eine der wenigen Quellen, die abseits der Grabfunde Hinweise auf die gesellschaftliche Ordnung geben können.

In der Bestattungskultur ist erkennbar, dass die Neigung einer Elite, sich von der breiten Masse abzugrenzen, bereits viel früher begann.

Schon in der frühen Hallstattzeit lässt sich der Trend zur „Exklusivität“ an Beigaben für bestimmte Verstorbene ablesen: In ihren Grabkammern – bereits unter aufgeschütteten Erdhügeln – finden sich Wagen, etwas Gold, exotische Materialien wie Bernstein oder Elfenbein und metallenes Trinkgeschirr, das zum Teil bereits jenseits der Alpen entstammt.



Auch dieser Dolch entstammt dem Grab von Hochdorf. Er war aus Eisen und Bronze gefertigt (l.) und mit Goldblech verkleidet (r.) *(Landesmuseum Württemberg, Stuttgart).*

Am anderen Ende der gesellschaftlichen Skala wurden die Menschen dagegen fast ohne Aufwand begraben: Man fand bei den Grabhügeln oder auch frei im Feld unscheinbare Häufchen von Leichenbrand ohne Urne oder Beigaben; sie repräsentieren wahrscheinlich den Hauptteil der Bevölkerung. Dazwischen gab es alle Abstufungen unterschiedlich ausgestatteter Brand- und – zunehmend – Körpergräber: vom schlichten Flachgrab, in dem eine Urne mit der Asche des Verstorbenen mit einer Gewandnadel bestattet wurde, bis zur Grabkammer mit Wagen, die in einen schon bestehenden Hügel eingebaut wurde, wie beispielsweise am Hohmichele unweit der Heuneburg.

Einige Hügel wurden in einem Zug errichtet, andere stufenweise mit den Nachbestattungen zu ihrer endgültigen Größe aufgeschüttet. Es liegt nahe, in dem zuerst Bestatteten eine Art Gründervater zu sehen. Sein Grabhügel wurde dann zum Friedhof der zugehörigen Gemeinschaft, vermutlich eine Art Familienverband. Die Anzahl solcher Nebengräber an einem großen Hügel konnte wie am Magdalenenberg bei Villingen dreistellig werden.

Das Phänomen der prächtig bestatteten „Hallstattfürsten“ endete im Südwesten Deutschlands um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. und verlagerte sich zum Mittelrhein, in Hunsrück und Eifel. Im Lauf der frühen Latènezeit endeten die exklusiven Bestattungen auch hier. Nun dominieren hügellose Gräberfelder von fast bestürzender Gleichförmigkeit: Männer mit ihren Waffen, Frauen mit ihrem Schmuck, als Speisebeigabe ein Stück Fleisch am Knochen.

Im 3. Jahrhundert v. Chr. begannen die Kelten, ihre Toten zu verbrennen, im 2. Jahrhundert wurden Gräber insgesamt selten, nun muss ein gänzlich anderes Bestattungsritual üblich geworden sein. Prunkgräber sind in der Latènezeit die absolute Ausnahme, erst ganz am Ende der Keltenzeit im 1. Jahrhundert v. Chr. sind in Gallien wieder einige zu verzeichnen.

War die keltische Gesellschaft in der späteren Zeit also weniger hierarchisch, gab es keine Elite mehr? Seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. existieren neben den archäologischen Quellen auch Berichte griechischer und römischer Autoren, die allerdings nur Kelten in Italien, Griechenland und der heutigen Türkei beschreiben. Ihre Schilderungen entsprechen dem Befund der Gräber: Während die Gesellschaft der Hallstattzeit um Prestige durch Prunk wetteiferte, steht in der Latènezeit viel stärker der Krieger im Vordergrund.

Die Oberschicht der keltischen Gemeinschaften in der frühen Latènezeit ist eine Kriegerelite, doch diese Vorkämpfer sind wie die anderen zu Fuß unterwegs. Ihre höchste Ausprägung sind die nackt kämpfenden Gaesaten, möglicherweise eine Art stammesübergreifender, vielleicht gar religiös unterfütterter Kriegerbund.

Die Hauptlast des Kampfes jedoch trug die schwer bewaffnete und schwer zu schlagende Infanterie, die aus selbstbewussten freien Männern bestanden haben muss. Im 4. und 3. Jahrhundert scheint demnach eine starke Volksversammlung einem ebensolchen König und einem wenig dominanten Adel gegenübergestanden zu haben.

Später und westlich des Rheins, im zentralen Gallien, das Caesar in den Fünfzigerjahren v. Chr. schildert, war dies allerdings völlig anders: Es gab dort keine Könige mehr, stattdessen herrschte eine sehr reiche Adelsschicht mit Tausenden Gefolgsleuten, ernährt von einer praktisch rechtlosen Masse Abhängiger.

Das Schlachtfeld beherrschte entsprechend die Adelsreiterei, während die Fußtruppen bestenfalls das allerletzte Aufgebot stellten.

Nur bei Stämmen, die Caesar als eher rückständig beschreibt, wie etwa die Belger, war die Infanterie noch ein ernsthafter Faktor; sie hatten auch noch Könige – und vermutlich eine nennenswerte Anzahl freier Männer.

Östlich des Rheins kann wieder nur die Archäologie begrenzte Auskunft geben. Im 2. Jahrhundert v. Chr. entstanden hier neben ländlichen Weilern und Gehöften neue Siedlungsformen.

Die „Viereckschanzen“ waren mit Wall und Graben befestigte Gutshöfe, sie ähneln in vielem hallstattzeitlichen Rechteckhöfen. Solche Gutshöfe bildeten nun offenbar den Mittelpunkt mehrerer Ansiedelungen und gelten als eine Art Landadelssitz. Dazu kamen eine Handvoll Oppida wie jenes in Manching (siehe Seite 68): große, befestigte, teils stadtartige Siedlungen und Zentralorte jeweils eines Stammes, in denen Handwerk und Handel im Mittelpunkt standen. Das Ende der Oppida-Kultur im 1. Jahrhundert v. Chr. ist ein weiteres der vielen keltischen Rätsel.

Das Ende der Oppida-Kultur im 1. Jahrhundert v. Chr. ist eines der vielen keltischen Rätsel.

Neuere Analysemethoden werden weitere Puzzleteile liefern für das Bild einer Zeit, in der die Gesellschaftsordnungen höchst verschieden waren, regional unterschiedlich, ständig in Veränderung. DNA-Analysen werden bessere Aufschlüsse über Verwandtschaftsverhältnisse geben, darüber, ob es wirklich Clans und Sippschaften waren, die in den keltischen Siedlungen zusammenlebten. Und mit der Analyse von Isotopen lässt sich feststellen, woher die Leute welche Nahrung bezogen oder wie weit sie herumkamen. Erste Untersuchungen zeigen bereits, dass Menschen aus Oberitalien bei Villingen im Schwarzwald ihre letzte Ruhestätte fanden.

Ob der Hochdorfer „Fürst“ jemals selbst geangelt hat, wird sich damit wohl nicht klären lassen. Aber auch sein Bild zeichnet sich in einigen Zügen etwas deutlicher gegen das Dunkel der Geschichte ab: Er war sehr kräftig und breitschultrig, gut 1,80 Meter groß und etwa 40 Jahre alt. Und womöglich war er in mütterlicher Linie verwandt mit einem Herrn, der zehn Kilometer weiter im Grafenbühl begraben lag. ■

Hausbau der Kelten

Das umzäunte Gehöft mit einzeln stehenden Wohn- und Wirtschaftsbauten, Speichern sowie Silogruben und Grubenhäusern war über Jahrhunderte die bevorzugte Wohnform, selbst unter beengten Verhältnissen innerhalb von Befestigungen.

Die Funktionen der einzelnen Gebäude innerhalb eines Gehöfts sind allerdings oft schwer zu bestimmen, zumal meist auch das Fußbodenniveau mit den Herdstellen, den Werkstattöfen und Spuren sonstiger Einrichtungen nicht mehr erhalten ist. Sehr kleine Grundrisse werden als Speicher aufgefasst, die wohl häufig nach Art alpiner Heuschober über dem Boden aufgebockt wurden.

Nicht selten sind von einer Siedlung nur noch die am tiefsten gelegenen Teile übrig, nämlich umgekehrt trichterförmige Silogruben und die bis über einen Meter in den Boden reichenden Grubenhäuser. Da bei ihnen das Fußbodenniveau noch vorhanden ist, kennt man ihre vielfältige Verwendung für Haus- und Handwerk: als kühl-feuchte, der Textilverarbeitung günstige Webhütten, zur Metallverarbeitung und manchmal wohl auch als Wohnstatt.

Die Gebäude bestanden ausschließlich aus Holz, Flechtwerk und Lehm. Es gab eine Vielfalt unterschiedlicher Bauweisen, sicherlich auch mitbestimmt durch lokale Gegebenheiten: Blockbauten nur aus Holzbalken auf einem Trockenmauerfundament, gedeckt mit einem Schindeldach, wie sie am Dürrnberg nahe Hallein dokumentiert werden konnten, sind eher in holzreichen Berggegenden zu erwarten. Anderswo wird es auch Stroh- oder Reetdächer gegeben haben, von denen aber nichts erhalten ist.

Viele Häuser wurden in Pfostenbauweise errichtet, wie sie seit dem 6. Jahrtausend v. Ch. üblich ist. Durch tief eingegrabene senkrechte Ständerbalken waren solche Häuser in sich stabil und brauchten keine Verstrebungen. Häufig wurden Häuser auch auf einem Kranz aus waagerechten Schwellbalken errichtet. Die senkrechten Ständer waren darin eingezapft, schräge Streben hielten das Haus aufrecht – ganz wie bei einem mittelalterlichen Fachwerkhaus.

Die am Dürrnberg und anderswo untersuchten Bauhölzer zeigen, dass keltische Zimmerleute ein hohes handwerkliches Niveau erreichten, das kaum hinter dem mittelalterlichen zurückstand.

Die Wandfüllungen bestanden oft aus Flechtwerkwänden, die mit Lehm gefüllt und verputzt wurden. Aber auch querverstrebte Riegelwände oder solche nur aus Bohlen waren üblich. Mangels erhaltener vollständiger Wände wissen wir über Fenster praktisch nichts; Türen mit einfachen Schlössern für Hakenschlüssel sowie Tore oder Türen mit Drehzapfen sind hingegen schon auf der Heuneburg belegt.

Relativ häufig sind Funde von Wandverputz, der durch Feuer – etwa bei einem Brand – hart geworden ist. Die Rückseiten zeigen oft Abdrücke von Flechtwerk oder Konstruktionshölzern aus der Wand, die glatten Sichtseiten gelegentlich Fingerstrichverzierungen, häufiger aber Kalkanstrich in Weiß, Blau, Grau, Rot und weiteren Farben – leider lassen die kleinen Fragmente keine Rekonstruktion von Mustern zu.

Inzwischen sind zwischen Mont Beuvray und Burgenland mancherlei rekonstruierte Häuser der Eisenzeit zu erleben – der Raumeindruck etwa im riesigen Fürstenhaus auf der Heuneburg ist ein Erlebnis. Trotzdem wirken die meisten dieser Häuser innen wie ein Rohbau, und so würden es wohl auch die ehemaligen Bewohner empfinden. Denn es ist eigentlich unvorstellbar, dass eine so dekorfreudige Kultur wie die keltische, in der oft noch kleinste Details verziert sind, ihre repräsentativen Häuser so schmucklos gelassen haben soll: unbeschnitzt, unbemalt, unverhängt mit buntem Stoff, unbelegt mit Matten und Fellen. Diese Zeit mag ihre trüben Seiten gehabt haben – eintönig graubraun war sie nicht.



Letzte Ruhestätte

Mit Baggern, Stahlplatten und Flutlicht rückten Archäologen im Dezember 2010 in Bettelbühl im Donautal an. Dort war das Grab einer „Keltenfürstin“ aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. gefunden worden – in außergewöhnlich gutem Zustand. Dank des feuchten Untergrunds war sogar der Boden aus Eichenblöcken in der Grabkammer erhalten, ebenso Beigaben aus organischen Materialien. Bei einer Grabung vor Ort wären durch die Klimaveränderung wertvolle Erkenntnisse verloren gegangen. Deshalb schnitt man das Grab in einem Block aus der Erde und brachte es per Tieflader in ein Zelt. Dort wurde es täglich mit Wasser berieselt, im Sommer mit Eis gekühlt und unter Laborbedingungen untersucht.



Das *Oppidum von Manching* war eine große Handelsmetropole der späteren Eisenzeit, verkehrsgünstig gelegen und wohlhabend. Hier wurde hart gearbeitet – und gefeiert.

Wo das Handwerk goldenen Boden hatte

Von Dirk Husemann und Jutta Wieloch

Alles in Manching ist in Bewegung. Flugzeuge starten dröhnend in rascher Folge auf der Startbahn Süd des Flugplatzes Ingolstadt-Manching. Von der Autobahn 9 braust der Verkehr auf die Bundesstraße 16. Züge rattern auf der ICE-Trasse Ingolstadt–München vorbei.

„Wir sind hier an einem Knotenpunkt", sagt Wolfgang David. Der Leiter des Kelten Römer Museums Manching glaubt, dass sich schon die Kelten wegen günstiger Verkehrsbedingungen an dieser Stelle niederließen. Hinter Gitterzäunen liegt hier das Oppidum von Manching begraben – seit mehr als 2000 Jahren.

Mit 380 Hektar Fläche war die Siedlung eine der größten keltischen Städte nördlich der Alpen. Heute noch erkennbar: der Rest eines einst gewaltigen Walls, der sich im Schatten des bayerischen Mischwalds erhebt. Heute laufen Jogger die Wallkrone entlang, kiebitzende Touristen erhoffen sich einen Blick zurück in die keltische Geschichte.

Damals lag Manching am Schnittpunkt der ost- und westkeltischen Welt. Beide Regionen waren durch die Donau miteinander verbunden. Sklaven, Waffen, Stoffe, Eisen, Gold und Glas reisten entlang dieser Hauptverkehrsader der Eisenzeit quer durch Europa – direkt am Oppidum entlang.

Wer das Boot lieber gegen den Ochsenkarren tauschte, der konnte von Manching aus nach Norden oder Süden abbiegen. Auf diesen Wegen gelangte man zu anderen keltischen Stämmen und zu den Germanen im heutigen Mitteldeutschland, zu den Rätern in den Alpen oder den Etruskern in Norditalien. Aus allen Himmelsrichtungen strömten die Kaufleute anderer Stämme und Kulturen an die Ufer des Flusses Paar, der hier in die Donau mündete. Manching war eine Handelsmetropole – das München der Eisenzeit.

Oppidum nannten die Römer diese Art Keltensiedlung. Die städtische Art zu leben war neu und reizvoll für die eisenzeitlichen Stämme. Mehr als 200 solcher Anlagen bauten sie im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr.

Heute gelten die Oppida als erste Städte nördlich der Alpen. Nie zuvor hatte es Siedlungen solcher Ausmaße in Mitteleuropa gegeben. Flächen von 50 bis 150 Hektar waren die Regel. Beim heutigen Kelheim umschlossen die Mauern sogar 600 Hektar. Derartige Dimensionen erreichten europäische Metropolen wie Venedig, Mailand, Florenz und Köln erst wieder im 14. Jahrhundert.

Auch die Verbreitung der Oppida scheint die Geschichte der europäischen Ballungsräume vorwegzunehmen: Die Kelten bauten ihre Städte auf den Britischen Inseln und auf dem Gebiet der heutigen Länder Belgien, Frankreich, Schweiz, Deutschland, Luxemburg, Italien, Tschechien, Österreich, Ungarn, Slowakei und Ukraine. Ein stämmeübergreifender Bauboom schien ausgebrochen zu sein.

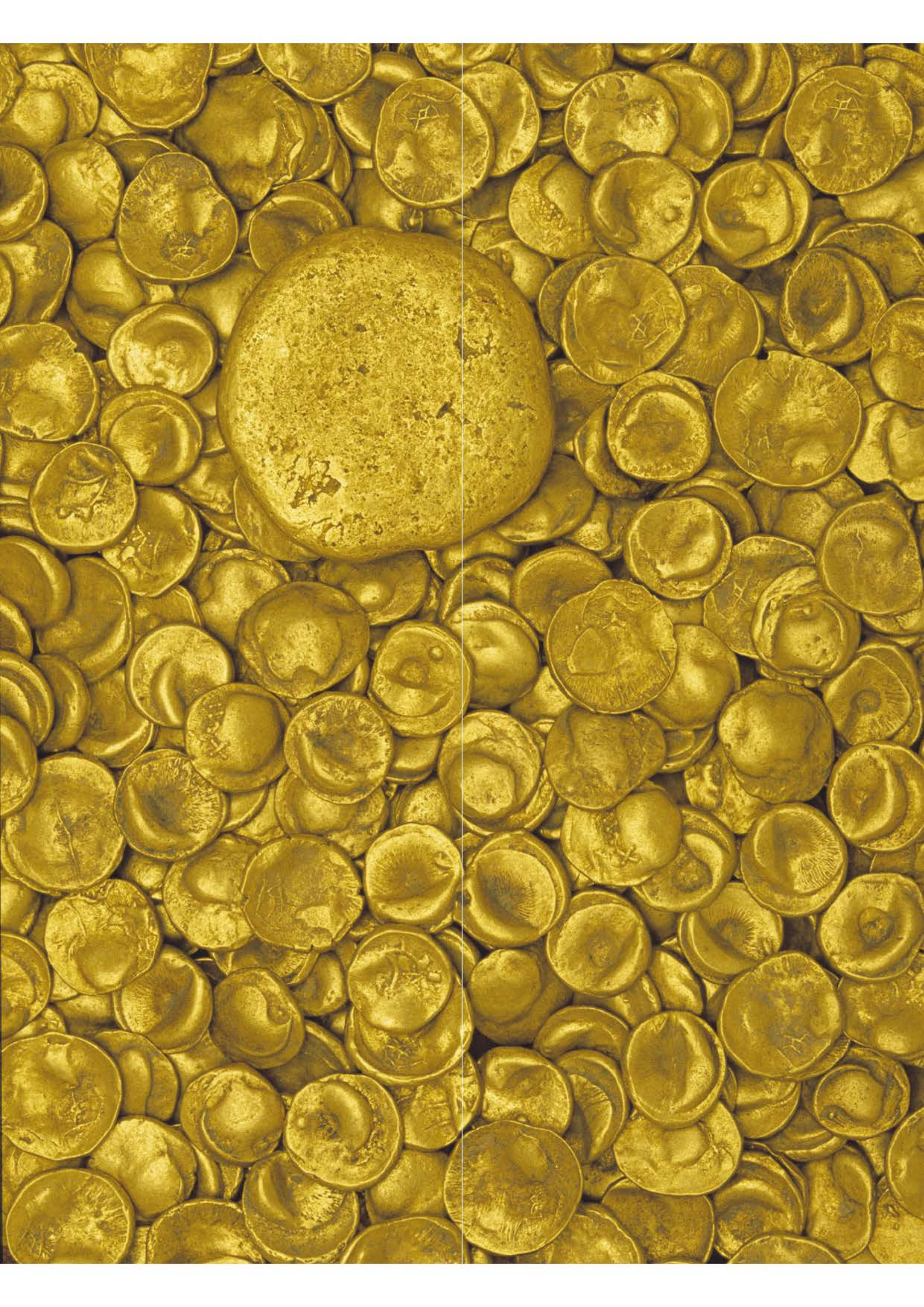
„Die Wirtschaftsweise veränderte sich", erklärt die Keltenforscherin Susanne Sievers. „Neu gegründete Siedlungen hatten einen anderen Charakter als zuvor. Es gab viel mehr Handwerk." Mit einem Mal waren keltische Produkte auch am Mittelmeer en vogue. Der Fernhandel nahm zu. Wohlstand gab es jetzt nicht nur für wenige, sondern für alle. Wer aber Wertvolles durch das wilde Europa transportierte, der brauchte sichere Anlaufpunkte: die Oppida.

In dieser Phase der Veränderung, der beginnenden Latènezeit, gaben Kelten die alten „Fürstensitze" der Hallstattzeit – wie zum Beispiel die Heuneburg – auf. Die Herrschaftsverhältnisse dort hielten den wirtschaftlichen Veränderungen und dem Bevölkerungswachstum möglicherweise nicht stand.

Die „Hallstattfürsten" seien auf altertümliche Zusammenhänge wie Verwandtschaft, Gefolgschaft, Kult und Religion angewiesen gewesen, meint der Archäologe Dirk Krausse. Und das war nicht genug. Der Wandel kam rasch. Innerhalb einer Generation hatten die „Fürstensitze" ausgedient, blieben die ehemals dicht bevölkerten Vorburgen verlassen zurück.

Ein neuer Stil erschien auf Schmuck, Trinkgeschirr und Waffen. Große Statuen, kleine Plastiken, Gebrauchsgeschirr – alles wurde mit Gesichtern verziert. Menschen, Fabelwesen und Dämonen haben der Latènezeit ihren Cha-

In den Oppida wurde nun auch der Gebrauch von Geld üblich. In Manching kam 1999 ein Schatz mit 483 Goldmünzen aus Böhmen und einem großen Goldklumpen zutage.



rakter verliehen. Der war jedoch überall gleich. Der individuelle Geschmack lokaler „Fürsten" war der gesamteuropäischen Mode einer neuen Schicht von Aristokraten gewichen.

In den Gräbern lagen nun nicht länger die repräsentativen Hallstattdolche, sondern handfeste Schwerter, Lanzen und Schilde. Hatten die Hallstattherren noch schmucke Hütchen aus Birkenrinde getragen, so schützte sich der Adel der Latènezeit nun mit massiven Metallhelmen. Krieg und Kampf gehörten fortan zum Leben und waren durch die Grabbeigaben sogar Teil des Todes.

Schutz und Verteidigung haben dabei eine Rolle gespielt. Viele Oppida lagen auf Anhöhen oder Bergplateaus. Daran bissen sich Angreifer die Zähne aus. Julius Caesar beschreibt im „Gallischen Krieg", wie sich die Kelten in ihren Oppida verschanzten, als die römische Kriegsmaschinerie anrollte. Gegen die Taktik der Römer und ihre Belagerungswaffen mussten aber schließlich auch die Bewohner der Oppida kapitulieren.

Nach ihren Siegen nutzten die Römer die Annehmlichkeiten der keltischen Städte und pflanzten ihnen ihre eigene Kultur auf. Selbst Caesar wusste deren Lage und Bequemlichkeit zu schätzen. Erschöpft von langen Feldzügen zog sich der Feldherr im Oppidum von Bibracte (im heutigen Frankreich) ins Winterlager zurück. Dort schrieb er Teile seines „Gallischen Krieges".

„Was Caesar beschreibt, ist nicht auf Manching zu übertragen – das gilt hier nicht", betont Wolfgang David. „Die Römer kämpften gegen die Kelten vornehmlich auf der linken Rheinseite und überlieferten dort die Namen von 28 Oppida." Der Museumsleiter ist sich sicher: „Nach Manching aber kamen sie erst mehr als eine Generation später. Da war das Oppidum hier bereits verlassen." Keine Römer – keine schriftliche Überlieferung.

Nicht einmal der keltische Name des Oppidums ist noch bekannt. Der Name Manching entstand erst im Mittelalter. Er geht auf eine Urkunde Ludwigs des Deutschen zurück, der den Ort 844 als Mandechingon erwähnt.

Die Römer kamen, sahen und siegten – die Kelten bauten, schmiedeten und handelten. Deshalb pfiffen sie in Manching wohl auch auf eine erhöhte Lage. Stattdessen schlugen sie die Pfosten ihrer Häuser in den Kies und den Sand der Donauebene. Der Nachteil: schlechte Verteidigung. Der Vorteil: ein Hafen. Im flachen, ruhigen Wasser eines Donautalarms konnten Boote direkt an der Stadtmauer anlegen.

Damit war Manching über die Donau mit dem Schwarzen Meer und über Donau, Hochrhein und Rhône mit dem Mittelmeer verbunden. Keltische Handelskapitäne schifften Eisen, Holz, Felle und Sklaven zu den Römern. Auf der Rückfahrt brachten sie römische Luxusartikel und römischen Wein nach Manching – ein berauschendes Geschäft.

Die Kelten hatten Durst, und die italienischen Jahrgänge zwischen 150 v. Chr. und 70 v. Chr. scheinen es in sich gehabt haben: Gemessen an der Zahl römischer Amphorenfunde in Manching floss der Wein hektoliterweise. Möglicherweise kam er aus Kampanien. Die Region um Neapel ist noch heute ein großes Weinanbaugebiet.

Zwar sind keine Rückstände des Rebensaftes in den Manchinger Amphoren erhalten geblieben. Aber die Gefäße selbst verraten ihre Herkunft. Dünnschliffe der Keramik ließen sich auf die Zusammensetzung ihres Tons untersuchen. Darin war auch vulkanisches Material enthalten, wie es im Umkreis des Vesuvs vorkommt. Von den kampanischen Reb-

Bemalter Terracottakrug aus Manching
(Archäologische Staatssammlung München)



Die eingeritzte Hirschzeichnung fand sich auf einem Gefäß in Manching. Hirsche waren heilige Tiere *(Archäologische Staatssammlung München).*

stöcken bis in den keltischen Becher musste der Wein eine Strecke von 1300 Kilometern zurücklegen – für damalige Verhältnisse eine halbe Weltreise.

Es war nicht alles Wein, was in Amphoren schwappte. Bei Ausgrabungen in Manching stießen Archäologen auf das winzige Knöchelchen eines Fisches. Zwar gehörten schon in der Eisenzeit die Donaufische Schleie, Zander, Wels und Karpfen auf den keltischen Speiseplan. Doch dieser Fund stammte von einem Tier aus dem Mittelmeer – aus einem Rest der Fischsoße Garum. Dieses Gewürz wird oft als „Maggi der Antike" apostrophiert und war eine Spezialität der Römer.

Für Schleckwerk und Münzen aus dem Süden nahmen die Manchinger Kelten die nach allen Seiten offene Lage in der Ebene buchstäblich in Kauf. Ein Paradox für Archäologen: Gerade der ungeschützte Standort rettete das Oppidum für die Nachwelt. Die Schwesternstädte auf hohen Bergplateaus hatten die Römer zwar verschont. In späteren Jahrhunderten griff jedoch die Erosion an: Einige ehemals besiedelte Flächen brachen weg und gingen für die Forschung verloren. Manching hingegen blieb ein Dorado für Altertumsforscher.

Was für eine Goldgrube das Oppidum zu seiner Blütezeit gewesen sein muss, fanden Archäologen am späten Donnerstagnachmittag des 26. August 1999 heraus. In den Resten eines ehemaligen Gebäudepfostens entdeckten sie einen Schatz von 483 Goldmünzen (siehe Seite 76). Der Münzschatz vom Altenfeld ließ sich bis ins 300 Kilometer entfernte Böhmen zurückverfolgen. Die Manchinger Kelten hatten ein engmaschiges Handelsnetz über Europa ausgeworfen.

Aus Böhmen kam vielleicht mehr als Gold und Ware. Das Kernland der heutigen Tschechischen Republik mag auch der Herkunftsort der Pioniere an der Paar gewesen sein. Darauf deuten zahlreiche Funde böhmischer Herkunft und eines der wenigen Schriftzeugnisse aus Manching hin: das Wort „BOIOS", von ungelenker Hand in Keramik geritzt.

Das Gefäß zerbrach, erhalten ist nur eine Scherbe. Doch die ist scharf genug, um einen Forscherstreit vom Zaun zu brechen. Denn mit „BOIOS" kann nur der keltische Stamm der Boier gemeint sein. Offen bleibt die Frage, ob die Boier in Manching lebten, das Oppidum gar gründeten oder ob sie nur zu Besuch oder zum Handeln vorbeischauten.

„BOIOS kann auch ein Fluch- oder Schimpfname gewesen sein", räumt Ru-



Wildschweinfiguren waren beliebt *(Archäologische Staatssammlung München).*

pert Gebhard ein. Der Leiter der Archäologischen Staatssammlung München weist darauf hin, dass in der Region um Manching eigentlich der Stamm der Vindeliker zu Hause war. Vielleicht mochten sie die Boier nicht besonders. Jedoch: „Der Unterschied zwischen diesen Gruppen war wie der zwischen Niederbayern und Oberbayern. Für uns ist das heute nicht mehr feststellbar", so der Archäologe Gebhard.

„Wir wissen nicht genau, wer hier lebte", sagt auch Wolfgang David und zuckt mit den Schultern, „aber wenn wir uns die politische Karte Europas im 2. Jahrhundert v. Chr. ansehen, dann könnten wir einen Hinweis darauf bekommen." Damals, so David, siedelten Kelten auch in Norditalien.

Als Hannibal gegen Rom zog, schlossen sich die Stämme dem Feldzug an. Doch Hannibal scheiterte. Rom nahm an den Kelten Rache. Das war um 190 v. Chr. Zu dieser Zeit wurde Manching zur Stadt. Einen weiteren Hinweis lieferte der römische Historiker Strabo. Er schreibt, die Kelten seien von Norditalien an die Donau gezogen. „Wohin genau, das ist nicht überliefert", so David. „Aber in einigen Frauengräbern Manchings trugen die Toten schon 100 Jahre früher eine Tracht, die mit jener in Norditalien identisch war. Es gab also schon lange enge Kontakte über die Alpen."

„Die natürliche Grenze des keltischen Siedlungsgebiets in Europa war der Apennin", erklärt der Museumsleiter. Das Gebirge auf der italienischen Halbinsel habe vom 4. bis 2. Jahrhundert v. Chr. die keltische von der römischen Welt getrennt. Die Alpen hingegen seien noch nie ein Hindernis für die Stämme gewesen. „Es könnte in Manching also durchaus direkte Impulse und Zuzug aus dem Süden gegeben haben", glaubt David.

In ihrer immer weiter wachsenden Siedlung hatten die Boier oder Vindeliker eine Menge Boden gutzumachen. Die nahen Flüsse, Bachläufe und ausgedehnten Niedermoorflächen um das Oppidum herum ließen das Grundwasser bis dicht unter die Grasnarbe steigen. Vom ständigen Kampf der Kelten gegen die Feuchtigkeit erzählen die Drainagegräben, die bei den Ausgrabungen des Oppidums zutage kamen. Doch die genügten bei Weitem nicht, um Manching trockenzulegen.

„Das älteste, noch immer in Funktion befindliche Bauwerk Roms ist die Cloaca Maxima, die Kanalisation", sagt Wolfgang David. „Das war etwas Entscheidendes für die Stadt. Die Kelten hatten

so etwas nicht.“ In Manching ging das hoch stehende Grundwasser eine unheilige Allianz mit den Abfällen ein, die die Kelten in ausrangierten Vorratsgruben verscharrten. Der Gestank in der Stadt muss kaum auszuhalten gewesen sein.

Augen und Nasen reizte zusätzlich der Qualm der Schmieden. Denn wo die Kelten waren, da war Metallverarbeitung. Auf Montanerze mussten die Manchinger zwar verzichten. Doch dafür fanden sie direkt unter ihren Füßen den Stoff, aus dem Keltenträume waren: Raseneisenerz. Nur eine Handbreit unter der Oberfläche ließ sich das dunkle Rohmaterial auf einfache Weise gewinnen, indem man es aus dem Boden brach. Keine Schwerstarbeit in finsteren Schächten, kein Transport der schweren Brocken vom Berg zum Rennofen.

In Manching lag den Kelten das Erz zu Füßen. Aber der Preis dafür war hoch. „Raseneisenerz zu verhütten kostet viel Energie, viel mehr als bei der Arbeit mit Montanerzen“, erklärt Wolfgang David. Die Kraftwerke der Eisenzeit waren Feuer: Feuer zum Heizen der Erzöfen, Feuer zum Brennen von Kalksteinen, schwelende Meiler zum Erzeugen von Holzkohle. Allerorten loderten Flammen – und die fraßen klafterweise Bäume.

Im Oppidum und seinem Umland herrschte Kahlschlag. Besonders um 130 v. Chr. arbeiteten die keltischen Holzfäller im Akkord, weil sie auch noch Baumaterial für die Stadtmauer liefern mussten. Der Wall sollte das größte Bauwerk Manchings werden: 7,3 Kilometer lang zog er sich um die Siedlungsfläche herum. Er war vier bis sechs Meter hoch und schloss neben Gebäuden noch einige Felder ein. Selbst die modernste und mächtigste Mauer Nürnbergs brachte es im 15. Jahrhundert nur auf fünf Kilometer Länge.

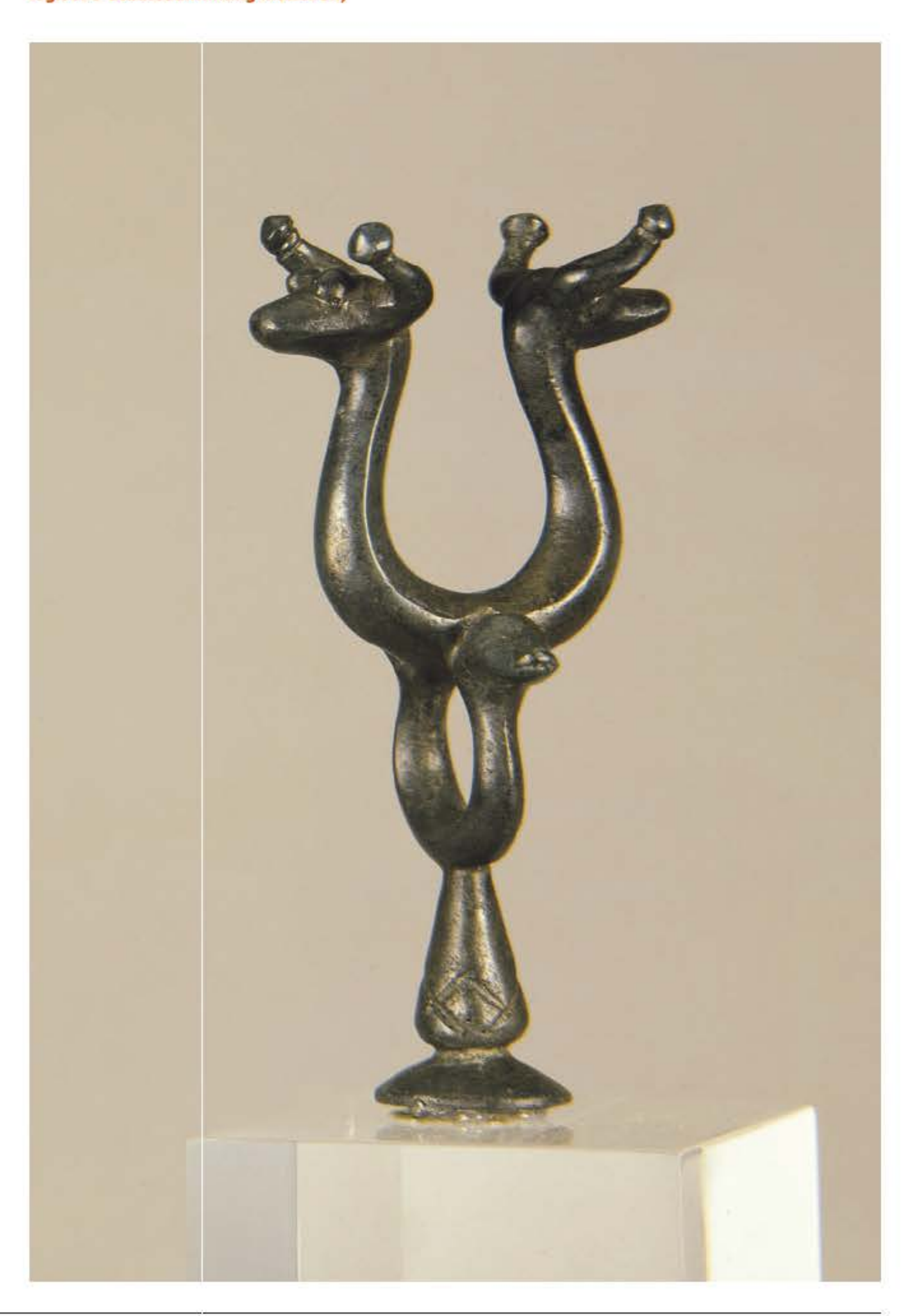
Der deutsche Archäologe und Manching-Ausgräber Ferdinand Maier errechnete den Aufwand, den die Manchinger für diesen Koloss getrieben haben müssen: 6900 Kubikmeter Kalkstein waren für die Front nötig. 37 Hektar Wald mussten für die Holzbalken gefällt werden. 16100 Nägel hielten die Konstruktion zusammen. 90000 Kubikmeter Erdreich und Gestein füllten Zwischenräume, 100000 Kubikmeter mussten zusätzlich herangekarrt werden, um eine Rampe hinter der Mauer aufzuschütten, die das Bauwerk stabilisierte.

Maier errechnete, dass 2000 Arbeiter 250 Tage lang für den Wall schufteten. Um das gesamte Material zu bewegen, wären heute 300 Eisenbahnzüge mit je 50 Waggons notwendig – 200 Schienenkilometer voller Erde, Eisen und Gestein.

Murus Gallicus, keltische Mauer, nannten die Römer solche Riesen. Sie sahen sie meist von außen und hatten bei den Belagerungen der linksrheinischen Oppida genug Gelegenheit, diese zähen Konstruktionen zu verfluchen. Der Aufbau eines Murus Gallicus war bei allen keltischen Städten gleich. Auf dem Boden zimmerten die Kelten ein Gitterwerk aus Längs- und Querbalken, einer flach liegenden Fachwerkwand ähnlich. Das Innere füllten sie mit Kalksteinen und Erde. Die Siedlungsseite dieses Mauerkerns verstärkten die Ingenieure der Eisenzeit mit einer neun Meter breiten Rampe, die Außenfront verkleideten sie mit weiß leuchtenden Kalksteinen.

Reiterattacken, Rammböcke und brennende Geschosse – all das hielt ein Murus Gallicus aus. Nur dem Zahn der Zeit widerstand er nicht. Nach 20 bis 30 Jahren begannen die Balken im Herzen der Mauer zu vermodern. Die gesamte Konstruktion wurde instabil.

„Dass das passieren würde, wussten die Leute damals schon beim Bau“,



Teile eines Jochs aus Bronze, geschmückt mit Vögeln und Ochsenköpfen *(Archäologische Staatssammlung München)*



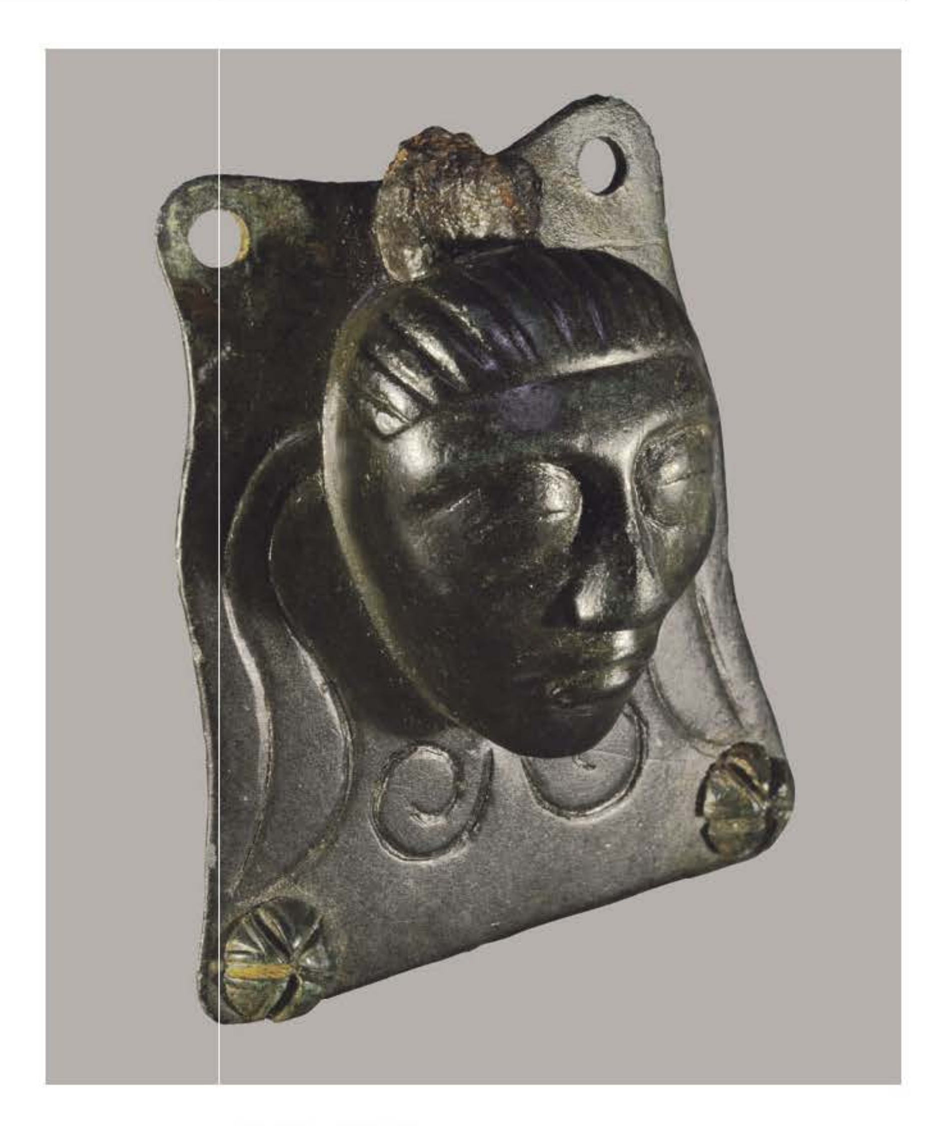
glaubt Wolfgang David und schlussfolgert: „Sie dachten wohl nicht langfristig, sondern nur für den Bereich der eigenen Lebensspanne."

Zweimal wurde der Wall ausgebessert, was viel Zeit und Rohstoffe gekostet haben muss. Wohl deshalb verabschiedeten sich die Manchinger gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. vom Murus Gallicus und blendeten eine Pfosten-Schlitz-Mauer vor das überholte Baukonzept. Fortan stützten mächtige senkrechte Pfosten die Außenwand und verliehen ihr auch dann Stabilität, wenn es im Innern knackte und knirschte. Diese Art Wall war einfacher zu reparieren.

Rupert Gebhard glaubt, dass die Kelten mit dem Koloss in erster Linie Eindruck schinden wollten. Einen tatsächlichen Nutzen als Bollwerk sieht der Archäologe nicht. „Eine Mauer von dieser Länge ist eroberbar", sagt Gebhard. „Bei groß angelegten Angriffen war der Wall nicht zu verteidigen. Das Oppidum von Manching hatte 5000 bis 10 000 Einwohner. Darunter waren schätzungsweise 2000 Krieger. Verteilen Sie die mal über eine sieben Kilometer lange Mauer." Der Wall sollte abschrecken.

Das galt auch für Schwerter. In Manching fanden Forscher so viele dieser teuren Waffen wie in keiner anderen Keltenstadt. Die aus Gräbern stammenden Exemplare waren meist verziert. Männer trugen diese Luxusstücke wie Schmuck. Wenn diese Waffen sprachen, schlugen sie Wunden durch Prahlerei. Aber es ging auch handfester zu. „Die Schwerter von Manching fallen aus dem Rahmen", sagt Susanne Sievers. Die Archäologin hat die Keltenstadt 34 Jahre lang untersucht – so lange wie niemand zuvor. Bei ihren Ausgrabungen stieß sie immer wieder auf Schwerter. „Es gibt außergewöhnlich viele davon in Manching. Bruchstücke von Schwertklingen, Schwertscheiden und Teile des Schwertgehänges", so die Forscherin. An vielen Klingen waren Kerben zu erkennen – Spuren von Hieben. „Mit diesen Schwertern wurde gekämpft", sagt Sievers, „wir fanden sie im Boden der zentralen Siedlungsfläche." Offenbar wurden mitten im Oppidum Kämpfe ausgetragen. Da die Schwerter ins 2. Jahrhundert v. Chr. datieren, könnte der Wall um 130 v. Chr. infolge eines Angriffs errichtet worden sein.

Kultbäumchen wie dieses aus Manching wurden wohl im Rahmen eines Baumkults verehrt *(Kelten Römer Museum Manching).*



Der Beschlag mit dem Kopf einer Gottheit zierte vielleicht einen Eisenkessel *(Archäologische Staatssammlung München).*

Schwerter dienten nicht nur zum Angeben und Dreinschlagen. Die Kelten kannten noch eine dritte Verwendungsmöglichkeit: Opferung. Dazu falteten sie die Schwertklingen eng zusammen oder rollten das Metall auf. Die unbrauchbar gewordenen Waffen deponierten sie an einem vermutlich kultischen Ort. „Vor allem im gallischen und belgischen Raum begegnen wir diesem Brauchtum", berichtet Sievers, „doch sind die Waffen dort immer an hervorgehobenen Orten oder in Gräben deponiert."

In Manching hingegen fanden Archäologen die absichtlich zerstörten und teilweise mit Bronze überzogenen Schwerter mitten in der Kulturschicht der eigentlichen Siedlung. Und zwar genau dort, wo auch die Reste einer zerstörten eisernen Pferdestatuette lagen. Ein Rätsel, für das Susanne Sievers nur eine einzige Erklärung hat: „Hier stand ein Heiligtum. Wahrscheinlich ist es zerstört worden." Die Kelten rührten die Opfergaben danach nicht mehr an. Sievers: „Sollten die Waffen aus einem Heiligtum stammen, wären sie wohl mit einem Tabu belegt gewesen. Zumindest die einheimische Bevölkerung hätte sich nicht daran vergriffen. Vielleicht hat man sie deshalb der Erde überlassen, die ja auch als Sitz unterirdischer Gottheiten galt."

Dass Tempel schon in der älteren offenen Siedlung gestanden haben, daran hat Sievers keinen Zweifel. „Wir haben die Reste von Rundbauten ausgegraben", sagt die Archäologin. „So etwas kannte man nördlich der Alpen nicht als profane Bauweise. Waffen und Gerätschaften waren in der Nähe deponiert. Hinzu kam, dass diese Gebäude an zugänglichen Plätzen lagen. Sie waren öffentlich. Dort muss sich also irgendetwas

abgespielt haben.“ Siedlung und Heiligtümer verschmolzen in Manching zu einer Einheit. „Das war neu für die Menschen damals.“

Im Boden der alten Keltenstadt haben Archäologen Eisen, Glas und Gold gefunden, zu kunstvollen Formen geschmiedet, geblasen und gegossen. „Das keltische Eisen war nicht besser als das der Etrusker“, sagt Sievers, „aber die Handwerker waren es.“ In den Schmieden Manchings hämmerten Erfinder. Sie bescherten ihren Kriegern die Metallscheide und das Kettenhemd. Auch das Langschwert hat sich ein Kelte ausgedacht. Das erkannten sogar die Römer an. Sie entwickelten aus dieser Waffe den Gladius und beherrschten mit diesem Schwert 600 Jahre lang weite Teile Europas.

Handwerk hatte in Manching goldenen Boden. Eines der berühmtesten Artefakte ist ein künstliches, mit Blattgold überzogenes Bäumchen von 70 Zentimeter Höhe. Ein Kelte hat es im 3. Jahrhundert v. Chr. in einer vergoldeten und verzierten Schatulle im Oppidum vergraben. Vergoldete Bronzeblätter und augenförmige Ornamente schmücken den etwa fingerbreiten Stamm. Einen weiteren Beleg für Verbindungen in die Mittelmeerwelt sieht darin Rupert Gebhard. Der Archäologe erkennt in der Vergoldungstechnik, in Efeu und Eichelfrucht Elemente aus der Welt der Römer und Griechen. „Vielleicht“, so glaubt Wolfgang David, „waren sogar griechische, etruskische und römische Händler dauerhaft in Manching präsent.“

Eine Stadt, in der internationaler Handel florieren sollte, brauchte eine straffe Organisation. Heute gehen Forscher davon aus, dass Manching von einer Elite geführt wurde. Davon erzählt der Wall, ein Monument, das nur mithilfe zentraler Planung und Arbeitsteilung errichtet werden konnte.

Die Römer kamen, sahen und siegten – die Kelten bauten, schmiedeten und handelten.

Auch das Wegenetz wurde vorausschauend durch das Oppidum gelegt. Zwar ähnelt es nicht dem Straßengitter römischer und griechischer Städte. Dennoch ist die planerische Hand deutlich erkennbar: Alle Höfe lagen auf etwa gleich großen Parzellen, Wohn- und Lagerhäuser reihten sich an den gleich langen und breiten Hauptstraßen des Oppidums auf.

Damit stieg das keltische Manching auf der Zivilisationsleiter mehrere Sprossen hinauf. Es war eine Stadt nach moderner Definition: mit öffentlichen Plätzen, mit Spezialistentum, einer sozialen Hierarchie und sogar mit Satelliten im Umland. Denn um alle Bewohner mit Getreide zu versorgen, hätte der zur Verfügung stehende Raum innerhalb der Stadtmauer nicht ausgereicht. Das mussten Bauern auf Höfen in der Nachbarschaft übernehmen.

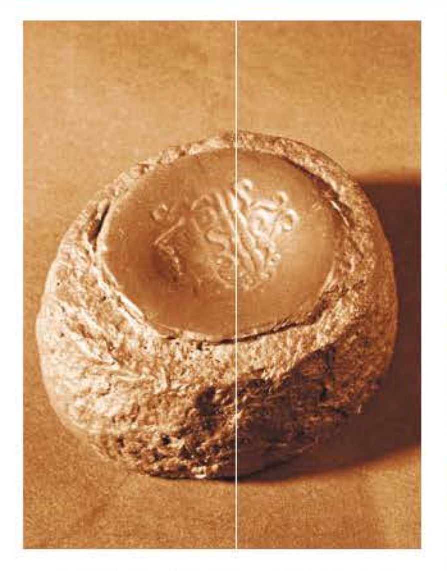
Nach Ansicht der Keltenforscher Sabine Rieckhoff und Jörg Biel hat Manching an der Schwelle zur städtischen Hochkultur gestanden. Um dieses Prädikat zu erhalten, braucht eine Stadt auch Geldwirtschaft, differenzierte religiöse Vorstellungen, einen hohen Stand von Technologie und Kunst sowie Schriftgebrauch in Form zusammenhängender Aufzeichnungen. Manching konnte mit fast allem aufwarten. Nur das Schreiben beschränkte sich auf Kritzeleien.

Die Siedlung Manching lag 300 Jahre lang wie eine Perle in der Donauniederung. Dann verlor sie ihren Glanz. „Es gab zwar immer Krisenzeiten“, sagt Wolfgang David, „aber mit Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr. setzte eine Phase des Niedergangs ein. 105 v. Chr. wurden

Das Geld der Kelten

Dem Oppidum von Manching muss Gefahr gedroht haben. Vielleicht um seine Ersparnisse in Sicherheit zu bringen, stopfte ein keltischer Kaufmann sein Gold in einen Sack, verschloss ihn mit drei Bronzeringen und suchte nach einem guten Versteck. Wo ein verwitterter Pfosten aus dem Boden der Siedlung ragte, verbuddelte er seine Ersparnisse. Er sollte sein Gold nie wieder ausgraben. Das erledigten Archäologen 2100 Jahre später im Sommer 1999. Bei der Erforschung des Manchinger Altenfelds tauchten die 483 Münzen und ein Goldklumpen wieder auf. Sie gelten als einer der größten Schatzfunde aus der Keltenzeit.

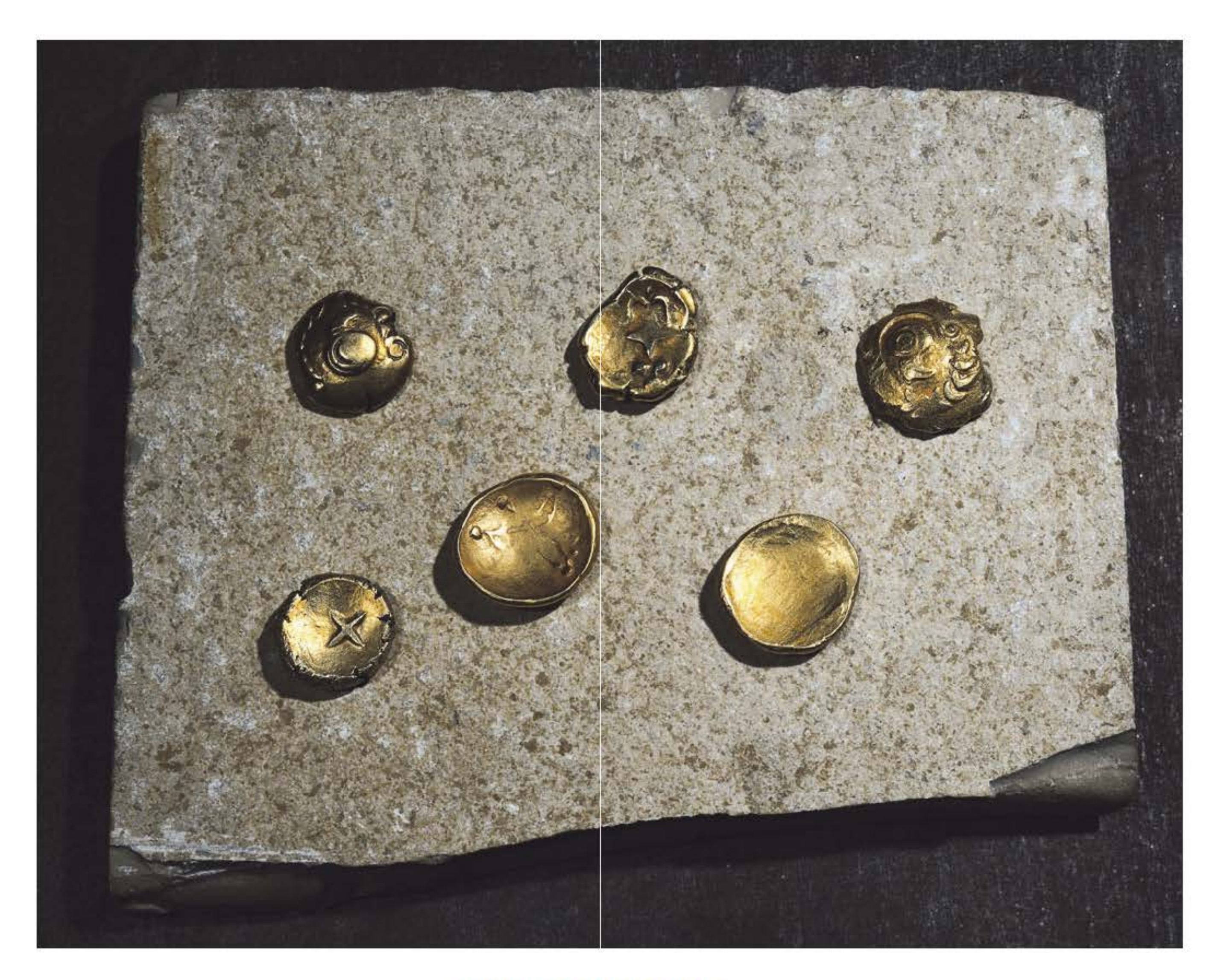
„Wenn man so will, war das, womit in Manching bezahlt wurde, der Euro der Eisenzeit“, sagt Rupert Gebhard von der Archäologischen Staatssammlung München. Denn das Gold des Schatzes vom Altenfeld kam aus dem 300 Kilometer entfernten Böhmen. „Heute“, so Gebhard, „hat man ja auch Euromünzen aus der Slowakei in der Geldbörse.“



Irgendwann begannen die Manchinger jedoch, ihr eigenes Geld zu prägen. Dazu benutzten sie sogenannte Tüpfelplatten. In diesen Waffeleisen ähnelnden Gussformen stellten die Schmiede Schrötlinge her, die anschließend geprägt wurden. Eine Pionierleistung im keltischen Europa. In diesem Zusammenhang ist auch der Fund von Feinwaagen bedeutend. Denn Geld wurde in der Eisenzeit nicht gezählt, sondern gewogen.

Zu viele unterschiedliche Münzsorten wanderten aus ganz Europa an die Donau. Nur über das Gewicht waren sie miteinander zu vergleichen. Diese Praxis zog sich noch bis ins Hochmittelalter hinein. Dazu nutzten Kaufleute Bruchsilber, von dem sie je nach Preis größere oder kleinere Stücke abschnitten oder abbrachen, um damit zu bezahlen. Münzen waren da einfacher zu handhaben – eine Erfindung für die Zukunft.

Allerdings war die Prägetechnik noch unterentwickelt. Die Kelten bemühten sich, hellenistische Porträts nachzuahmen und damit ihr Geld zu schmücken. Allmählich entwickelte sich ein eigener keltischer Stil. Doch eine Münze, die durch viele Hände ging, verlor ihre Konturen. Die Bilder auf Vorder- und Rückseite verschwammen. Hätte es, wie heute, Nennwerte darauf gegeben, sie wären nach einigen Jahrzehnten nicht mehr erkennbar gewesen. Das Gewicht war und blieb maßgeblich, wenn es darum ging, eine Rechnung zu begleichen.



„Regenbogenschüsselchen" heißen die gewölbten Münzen *(Archäologische Staatssammlung München).*

Teile Manchings zerstört." Verkohlte Getreidereste sind als Spuren von Bränden zu werten. Pfeilspitzen in der Siedlung müssen bei Kämpfen abgeschossen worden sein. Versteckte Wertsachen wie der Goldschatz vom Altenfeld sprechen eine deutliche Sprache: Die Manchinger hatten Angst.

Aber vor wem? Lange hielten Historiker die Kimbern und Teutonen für Unruhestifter. Diese germanischen Stämme zogen seit dem Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. durch Europa und drangsalierten die Römer zur fraglichen Zeit in Arausio (Orange, Frankreich). Mittlerweile schieben Forscher den Germanen aber nicht mehr allein die Schuld am Untergang Manchings in die Sandalen.

„Vielleicht geriet man in Konflikt mit den Nachbarn", vermutet Wolfgang David. Das keltische Oppidum von Kelheim lag damals nur 50 Kilometer nördlich. Rupert Gebhard glaubt ebenfalls nicht an eine Invasion von Kimbern und Teutonen: „Das waren unruhige Zeiten damals. Caesar beschreibt in seinem „Gallischen Krieg" zig Germanenstämme, die umherziehen. Man wäre als Archäologe schlecht beraten, wenn man sich auf ein einziges Ereignis versteifen würde."

Die Ursache für Manchings Untergang bleibt nebulös, die Folgen aber sind deutlich. Der Hafen des Oppidums verlandete. Niemand machte ihn wieder schiffbar. Die Landwege wurden unsicher, daraufhin ging der Handel zurück. Schmiede recycelten Altmetall, vermutlich weil sie kein Eisenerz mehr hatten. Vor dem Osttor errichteten die Kelten 104 v. Chr. eine zusätzliche Barrikade.

Eine Weile scheint noch alles gut gegangen zu sein. Doch als ein Feuer um 80 v. Chr. das Osttor zerstörte, war das Ende des Oppidums endgültig gekommen. „Niemand machte sich die Mühe, den Schutt wegzuräumen", sagt Wolfgang David. Als die Römer 65 Jahre später das Alpenvorland eroberten, war Manching eine Geisterstadt, umgeben von den Ruinen einer gewaltigen Mauer.

„Wenn ich heute über den Wall jogge", erzählt der Museumsleiter, „dann schaue ich über das Gelände und stelle mir vor, wie es hier einmal ausgesehen hat. Dort stand das Osttor, da hinten der Hafen, dort lag das Zentrum."

In der Fantasie lebt die Keltenstadt weiter. Viel mehr wird auch in Zukunft nicht zu sehen sein. 10 Prozent des Geländes sind untersucht. Susanne Sievers schätzt, dass nur weitere 20 Prozent erforschbar sind. Die Archäologin bedauert: „Alles Weitere ist zerstört oder wird überbaut." ■



Krieger, Handwerker und Druiden: Die Kultur

Mystisch und blutrünstig scheint vieles an den Bräuchen und Riten der Kelten. Die Druiden sollen Menschen geopfert haben, die Krieger kämpften angeblich nackt und zermürbten ihre Gegner mit ohrenbetäubendem Lärm. Und selbst die keltischen Frauen waren berühmt für ihre Unabhängigkeit und Tapferkeit. Caesars Sieg über die Gallier bedeutete einen massiven Einschnitt für die keltischen Traditionen. Doch ganz verschwunden waren sie damit noch lange nicht.

Im Wald von Paimpont in der Bretagne, bekannt als „Brocéliande", spielen viele Begebenheiten rund um den mythischen Keltenkönig Artus.



Schon antike Autoren faszinierte das Wissen der keltischen *Druiden*.
Neue archäologische Funde geben Hinweise auf ihre manchmal blutigen religiösen Rituale.

Mistelzweige und Menschenopfer

Von Bernhard Maier

Die bretonische Druidin Elisabeth Kerloc'h gehört der 1900 gegründeten „Gorsedd de Bretagne" an, der ältesten Druidenvereinigung in Frankreich.

Ihr Wissen soll streng geheim gewesen sein, ihr politischer Einfluss gewaltig, ihre Kenntnisse über die Natur erstaunlich – schon die Griechen und Römer bewunderten die religiösen Würdenträger der Kelten, die Druiden. „Manche behaupten, die Beschäftigung mit der Philosophie habe ihren Anfang bei den Barbaren genommen. Es soll nämlich bei den Persern die Magier, bei den Babyloniern und Assyrern die Chaldäer, bei den Indern die Gymnosophisten und bei den Kelten die sogenannten Druiden gegeben haben", schrieb um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. der griechische Schriftsteller Diogenes Laertios in der Einleitung zu seinem Buch über Leben und Lehren berühmter Philosophen.

Woher er sein Wissen nahm, ist unklar – wie so vieles rund um die Religion der Kelten. Vielleicht gerade deshalb sind die Druiden einer der faszinierendsten Aspekte des Keltentums: Mit den Menschenopfern, die sie angeblich darbrachten, mit ihren urtümlichen Ritualen rund um Misteln und Eichen stehen sie als eine Art Symbol für die keltische Kultur, die durch Römer und Christianisierung überdeckt wurde und uns heute so fremd scheint.

„Viel disputieren sie über die Gestirne und ihren Lauf, die Größe der Welt und der Erde."

Lange war über die Religion der Kelten und Gallier nur das bekannt, was antike Autoren aus Griechenland und Rom über sie berichteten. Doch spektakuläre neue archäologische Funde aus den vergangenen Jahren ergänzen und bestätigen die antiken Berichte – und lassen zumindest einige Einblicke in die kultische Praxis der Eisenzeit zu.

Einer der ersten, der die Weltanschauung und die gesellschaftliche Funktion der Druiden beschrieb, war Julius Caesar, der sie kurz vor der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. während seiner Kriege in Gallien kennenlernte. Im sechsten Buch seiner Feldzugsberichte beschreibt er die Druiden ausführlich, unter anderem als Naturforscher. „Viel disputieren sie über die Gestirne und ihren Lauf, die Größe der Welt und der Erde, die Natur der Dinge und das Walten und die Macht der unsterblichen Götter und geben das an die Jugend weiter", schildert er.

Eine unabhängige Bestätigung für diese Aussagen gibt es zwar nicht, doch ist es keineswegs unwahrscheinlich, dass die Druiden tatsächlich astronomische Kenntnisse besaßen. 1897 entdeckte man nahe des südostfranzösischen Ortes Coligny die Überreste eines Kalenders mit gallischen Monatsnamen und Feiertagsbezeichnungen. Zwar stammt er erst aus der römischen Kaiserzeit, basiert aber offensichtlich auf älteren, vorrömischen Vorbildern – möglicherweise beobachteten Druiden also die Gestirne und erstellten anhand ihrer Erkenntnisse Kalender. Das naturkundliche Wissen der Druiden



Jedes Jahr im Juli treffen sich die ungefähr 50 Gorsedd-Angehörigen in der Bretagne, um ihre Rituale abzuhalten und keltische Traditionen zu feiern.

könnte demnach größer gewesen sein, als es die spärlichen Quellen erkennen lassen.

Ihre Hauptfunktion allerdings lag wohl im religiösen Bereich. Die antiken Autoren berichten immer wieder, dass Druiden mithilfe von Opfergaben den göttlichen Willen zu erkunden suchten, und sie erzählen von Bitt- und Dankopfern. Zwar spiegelt sich darin ihr eigenes Interesse – gerade diese Aspekte der Religion spielten in ihrer eigenen Kultur eine wichtige Rolle –, doch die neuen archäologischen Funde deuten ebenfalls darauf hin, dass Opferzeremonien und Opferplätze in der Religion der Kelten eine zentrale Funktion hatten.

Der Historiker Diodor von Sizilien berichtet in Anlehnung an eine Mitteilung des Philosophen und Historikers Poseidonios: „Es ist Sitte bei ihnen, kein Opfer ohne einen Philosophen zu vollziehen, denn sie sagen, man müsse den Göttern Dankopfer darbringen mithilfe von Personen, die des göttlichen Wesens kundig seien und gleichsam dieselbe Sprache sprächen, und mit deren Hilfe, so glauben sie, müsse man auch die guten Dinge erbitten."

Ganz ähnlich schreibt Caesar über die Druiden: „Sie gestalten den Götterkult, besorgen die öffentlichen und die privaten Opfer und legen die religiösen Vorschriften aus."

Die kultischen Handlungen in den keltischen Stämmen waren offenbar mitunter blutige Rituale, bei denen Menschen geopfert wurden, so jedenfalls beschreiben es die schriftlichen Überlieferungen: „Verbrecher halten sie fünf Jahre lang gefangen, pfählen sie dann zu Ehren der Götter und verbrennen sie zusammen mit vielen anderen Opfergaben, indem sie riesige Scheiterhaufen errichten. Sie verwenden auch die Kriegsgefangenen als Opfergaben zu Ehren der Götter. Einige von ihnen töten auch die im Krieg erbeuteten Tiere zusammen mit den Menschen oder verbrennen sie oder bringen sie auf andere Weise um", berichtet Diodor.

Die Quelle für diese detaillierte Schilderung ist offenkundig ebenfalls Poseidonios. Denn der Geograf Strabon, der ihn mehrfach als Quelle namentlich nennt, schreibt in der frühen römischen Kaiserzeit in ganz ähnlicher Weise über die Religion der vorrömischen Kelten: „Sie opferten nicht ohne Druiden. Wie man sagt, praktizierten sie auch andere Arten von Menschenopfern. Die einen erschossen sie mit Pfeilen, die anderen pfählten sie in ihren Heiligtümern, oder sie fertigten aus Stroh und Holz ein riesiges Standbild und steckten dann Vieh, wilde Tiere und Menschen hinein, um so ein Brandopfer darzubringen."

Noch bis vor etwa 50 Jahren waren keltische Opferhandlungen fast ausschließ-



Als Druiden, Barden oder Ovaten (Priester) verstehen sich die Mitglieder der neuzeitlichen Keltenvereinigung, andere Gorsedd-Gruppen gibt es in Wales und Cornwall.

lich aus diesen Schilderungen antiker Autoren bekannt – und es war nicht ganz sicher, ob man den Berichten über Menschenopfer tatsächlich trauen durfte. Aufsehenerregende neue Funde jedoch machen sie derzeit zum Gegenstand intensiver archäologischer Forschungen und zeigen, dass die antiken Schilderungen nicht aus der Luft gegriffen waren.

Weithin bekannt wurde das vorrömische Heiligtum von Ribemont-sur-Ancre in Nordfrankreich, das 1962 durch Luftbildarchäologie entdeckt und 1966 teilweise ausgegraben wurde. Seinen Mittelpunkt bildete eine quadratische Einfriedung von ungefähr 40 Meter Seitenlänge. Sie bestand aus einem knapp drei Meter tiefen und drei Meter breiten umlaufenden Graben sowie einer vermutlich mindestens drei Meter hohen Palisade. Außerhalb und entlang dieser Einfriedung entdeckte man eine Fläche mit über 10 000 menschlichen Knochen, doch ohne Schädel, sowie mehreren Hundert Waffen. Man vermutet, dass sie von gefallenen feindlichen Kriegern stammen, die man nach ihrer Enthauptung durch Lufttrocknung mumifiziert und dann auf einem Podest zur Schau gestellt hatte.

Rinder, die man den Göttern opferte, blieben liegen, bis sich die Fleischpartien zersetzt hatten.

Umfangreiche Tieropfer fanden offenbar nur etwa 50 Kilometer entfernt statt. In Gournay-sur-Aronde entdeckten Archäologen 1977 eine Opferstätte, die inzwischen vollständig ausgegraben wurde. Der Ort diente bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. als Kultplatz. Im 2. Jahrhundert v. Chr. entstand ein quadratischer hölzerner Tempel mit einem monumentalen Portalvorbau. Den Mittelpunkt dieses Heiligtums bildete eine ovale Opfergrube von drei Meter Länge und zwei Meter Tiefe. Dort blieben Rinder, die man den Göttern opferte, so lange liegen, bis sich die Fleischpartien zersetzt hatten. Anschließend wurden die Schädel der Tiere im Eingangsbereich zur Schau gestellt und die übrigen Teile des Skeletts im inneren Graben hinter der Palisade abgelegt. Daneben opferte man im Heiligtum Schweine und Schafe, deren Fleisch bei gemeinsamen kultischen Mahlzeiten verzehrt wurde.

Hinweise auf Opferrituale aus der Zeit der Druiden fanden die Archäologen auch in den großen stadtähnlichen Siedlungen, den Oppida, von denen in Caesars Feldzugsberichten so oft die Rede ist. Ein prominentes Beispiel dafür ist das Oppidum von Corent in der Auvergne, wo erste Ausgrabungen in den frühen 1990er-Jahren stattfanden.

Dort entdeckte man bei der archäologischen Untersuchung eines annähernd quadratischen freien Platzes mit ungefähr 45 Meter Seitenlänge Tierknochen, Amphorenscherben sowie unbrauchbar gemachte Waffen und Trachtbestandteile, die man als Überreste von Schlachtopfern und gemeinschaftlichen

Opfermahlzeiten deutet. An die Heiligtümer von Gournay-sur-Aronde und Ribemont-sur-Ancre erinnert dagegen eine Kultstätte der späten vorrömischen Eisenzeit, die in der seit 1995 ausgegrabenen keltischen Siedlung von Roseldorf in Niederösterreich zutage kam. Wie in Nordfrankreich fand man auch hier einen quadratischen Graben mit einer zentralen Opfergrube. Dargebracht wurden hier aber anscheinend vor allem Waffen, darunter Lanzen, Schilde, Schwerter und Schwertscheiden, die man oft absichtlich verbogen oder zerstückelt hatte.

Und nicht nur in Frankreich ist wohl noch mit neuen Funden zu rechnen: 2006 entdeckte man auf dem Mormont, einem bewaldeten Hügelzug im Schweizer Kanton Waadt, eine der mutmaßlich bedeutendsten Kultstätten der keltischen Helvetier aus dem 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. Sie bestand aus über 250 bis zu fünf Meter tiefen Gruben und Opferschächten, die zahlreiche Keramik- und Bronzegefäße, Eisenwerkzeuge, Schmuck, Münzen sowie die Überreste von Menschen und Tieren enthielten.

2014 stieß man bei archäologischen Untersuchungen auf der sogenannten Alten Burg nahe der Heuneburg (siehe Seite 42) auf eine monumentale Trockensteinmauer. Da die Forscher außerdem einen Opferschacht mit menschlichen Skelettresten fanden, interpretiert man die Mauer als Bestandteil eines frühkeltischen Kultplatzes aus dem 7. und 6. Jahrhundert v. Chr.

Die neuen Funde zeigen die zentrale Rolle von Opfern im keltischen Kult – und deuten darauf hin, dass unterschiedliche Zeremonielle mit jeweils anderen Opfergaben existierten. Doch die Akteure der rituellen Handlungen bleiben weiterhin im Dunkeln: Ob – und seit wann – man sie Druiden nannte, wissen wir nicht.

Die bekannteste und ausführlichste Schilderung eines religiösen Rituals der Druiden verdanken wir denn auch nicht den Archäologen, sondern dem römischen Naturforscher Plinius dem Älteren. Er schrieb im Jahr 77 n. Chr. im 16. Buch seiner Naturgeschichte: „Nichts ist den Druiden – so nennen sie ihre Magier – heiliger als die Mistel und der Baum, auf dem sie wächst, wofern es nur eine Eiche ist. Schon deswegen wählen sie Eichenhaine und vollziehen kein Opfer ohne Eichenlaub, sodass sie vielleicht deswegen in griechischer Deutung ‚Druiden‘ zu heißen scheinen. Sie meinen wahrhaftig, dass alles, was auf jenen Bäumen wächst, vom Himmel gesandt und ein Kennzeichen des von der Gottheit selbst erwählten Baumes sei. Eine solche Mistel wird jedoch einigermaßen selten entdeckt und wird, wenn man sie findet, mit großer Ehrfurcht aufgesucht, und zwar vor allem am 6. Tage nach Neumond, also zu einem Zeitpunkt, an dem bei ihnen die Monate und Jahre beginnen, sowie nach Ablauf von 30 Jahren eine Generation. Zu diesem Zeitpunkt habe der Mond schon reichlich Kraft gesammelt, seine Höhe aber noch nicht überschritten. Sie bezeichnen die Mistel mit einem Wort ihrer Sprache als ‚Allheiler‘. Nachdem man das Opfer und das Festmahl unter dem Baum feierlich vorbereitet hat, führen sie zwei Stiere von weißer Farbe herbei, deren Hörner dann zum ersten Mal bekränzt werden dürfen. Ein Priester in weißem Gewand steigt auf den Baum und schneidet die Mistel mit einer goldenen Sichel ab. In einem weißen Leinentuch wird sie aufgefangen. Dann schlachten sie alsbald die Opfertiere und beten, der Gott möge seine Gabe denen zum Segen gereichen lassen, denen er sie verliehen habe.“

„Nichts ist den Druiden heiliger als die Mistel und der Baum, auf dem sie wächst.“

Das Gorsedd-Mitglied Klaod Amice trägt das ihm zugeordnete Fetischtier, das Wildschwein, als Teil seiner Tätowierung auf der Stirn.

Dass Plinius mit dieser Schilderung lediglich eine ältere Quelle referiert und die Rituale nicht selbst miterlebte, ist ziemlich sicher: Die Druiden im römischen Gallien waren schon um die Mitte des 1. Jahrhunderts endgültig verboten worden. Manches spricht dafür, dass Plinius' Darstellung ebenfalls direkt oder indirekt auf Poseidonios zurückgeht. Es könnte allerdings auch sein, dass er eine bislang unbekannte, noch vor Poseidonios zu datierende frühe griechische Quelle über die Druiden verwertete.

Egal woher der Naturforscher seine Informationen bezog: Sie wurden ziemlich einflussreich. Vor allem die „goldene Sichel“ zog großes Interesse auf sich – obwohl Archäologen bisher kein solches Kultinstrument fanden. Die von Plinius verwendete lateinische Bezeichnung „falx“ bezeichnet allerdings nicht notwendigerweise eine Haken- oder Bogensichel, sondern kann sich auch ganz allgemein auf ein krummes Laubmesser beziehen. Da Gold zum Schneiden von Misteln ohnehin viel zu weich ist, dürfte es sich bei der „falx aurea“ also eher um ein rituelles Messer aus – möglicherweise vergoldeter – Bronze gehandelt haben.

Vielleicht ging es im Ritual darum, das im profanen Gebrauch ansonsten übliche Eisen zu vermeiden – ein Brauch, der aus der antiken Religionsgeschichte auch anderweitig bekannt ist. Letztlich kann man darüber nur Vermutungen anstellen, wie denn ohnehin wesentliche Aspekte des Rituals völlig im Dunkeln bleiben. Plinius erwähnt weder den Zweck des Opfers noch den Ort oder die Rolle der Kultgemeinschaft. Einmal mehr überwiegt der Eindruck des Geheimnisvollen und Undurchschaubaren.

Bemerkenswert ist der Hinweis auf die Heiligkeit der Mistel. Man kennt schon seit Langem frühkeltische Skulpturen von Herrschern oder Heroen, deren Kopfbedeckung, die sogenannte Blattkrone, stark an ein stilisiertes Mistelblatt erinnert. In einem der frühkeltischen Gräber, die auf dem Glauberg bei Büdingen gefunden wurden, entdeckte man tatsächlich die Überreste einer solchen, aus Draht und Leder gefertigten Kopfbedeckung – die Vermutung liegt nahe, dass der hier Begrabene auch religiöse Funktionen hatte.

Doch woran glaubte er, wen verehrten die Druiden, wem opferten sie? Caesar macht hier scheinbar recht genaue Angaben: „Von den Göttern verehren sie am meisten Merkur“, schreibt der römische





Verschiedenfarbige Roben – weiß, blau und grün – markieren die Ränge der Mitglieder. Der Oberdruide des neukeltischen Kults wird für jeweils drei Jahre gewählt.

Feldherr. „Von ihm gibt es die meisten Bilder, ihn hält man für den Erfinder aller Künste und einen Führer auf Wegen und Reisen. Man glaubt, er habe in Geld- und Handelsangelegenheiten den größten Einfluss. Nach ihm kommen Apollo, Mars, Jupiter und Minerva. Von diesen haben sie fast dieselbe Auffassung wie andere Völker: Apollo vertreibe Krankheiten, Minerva lehre die Anfänge des Handwerks und der Künste, Jupiter habe die Herrschaft über die Himmel, und Mars lenke die Kriege."

Zweifellos hatte Caesar während seines Gallischen Krieges ausreichend Gelegenheit, keltische Kulte aus eigener Anschauung kennenzulernen. Doch vollständig ist seine Liste keltischer Götter vermutlich nicht. Von lateinischen Weiheinschriften aus dem römischen Gallien kennt man Hunderte keltischer Götternamen, von denen jedoch die meisten in jeweils nur einer einzigen Inschrift vorkommen. Wahrscheinlich war die Götterwelt der Kelten weit weniger einheitlich, als Caesar dies seine Leser glauben machen wollte – die meisten allerdings sind heute unbekannt.

Unsicher ist ebenfalls, was es mit der druidischen Lehre von der Seelenwanderung auf sich hatte, von der mehrere antike Autoren berichten. So etwa schrieb Diodor von Sizilien: „Sie haben auch die Gewohnheit, während eines Mahles aus nichtigem Anlass in Streit zu geraten und sich gegenseitig zum Zweikampf herauszufordern, da sie sich aus dem Verlust des Lebens nichts machen. Bei ihnen herrscht nämlich die Lehre des Pythagoras, dass die Seelen der Menschen unsterblich seien und nach einer bestimmten Zahl von Jahren noch einmal lebten, wobei die Seele in einen anderen Körper eingehe." Mit einer etwas anderen Akzentuierung und ohne den Hinweis auf Pythagoras erklärte Caesar: „Vor allem wollen sie davon überzeugen, dass die Seelen nicht vergehen, sondern nach dem Tod von den einen auf die anderen übergehen, und sie glauben, dass dies ganz besonders zur Tapferkeit anspornt, weil die Furcht vor dem Tode wegfällt."

Dass die vorrömischen Kelten tatsächlich an eine Seelenwanderung glaubten, erscheint bei näherem Hinsehen jedoch eher zweifelhaft. Die antiken Autoren machten ihre Beobachtungen nämlich keineswegs an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten stets aufs Neue. Vielmehr geht man davon aus, dass Diodor, Caesar und andere ihre Informationen über die keltische Wiedergeburtslehre aus dem heute verlorenen Geschichtswerk des Poseidonios bezogen haben, aus dem so viele antike Autoren abschrieben. Tatsächlich sind entsprechende Vorstellungen bei den Kelten außerhalb dieser Traditionslinie nirgends nachzuweisen: Weder die früheren griechischen Berichte noch die spätere inselkeltische Überliefe-

Ein Gorsedd-Druide mit einem rituell bedeutsamen Mistelzweig. Im Bretonischen nennt sich die Vereinigung „Goursez Breizh“, was ungefähr „Thron der Bretagne“ bedeutet.

rung enthalten irgendetwas, was man in diesem Sinn interpretieren könnte.

Die Pythagoräer waren zudem von der Möglichkeit einer Wiedergeburt in tierischer Gestalt überzeugt und deshalb Vegetarier. Die Kelten dagegen verzehrten – nach dem Zeugnis der antiken Beobachter wie der archäologischen Funde – in großem Umfang Haus- und Wildtiere, die sie auch als Opfer- und Grabbeigaben benutzten. Sollte Poseidonios den Kelten also eine Wiedergeburtslehre gleichsam irrtümlich und ohne jeden triftigen Grund zugeschrieben haben? Dies ist ebenfalls schwer vorstellbar.

Vielleicht ist es daher kein Zufall, dass er seine Berichte vor allem auf die keltischen Bewohner im Hinterland von Marseille bezog, wo seit 600 v. Chr. eine griechische Kolonie bestand und griechische Kultureinflüsse archäologisch vielfach nachgewiesen sind. Möglicherweise verbreitete sich hier die Lehre der Pythagoräer in den umliegenden keltischen Gemeinschaften.

Der Glaube der Druiden an eine Wiedergeburt wäre dann auf einen bestimmten Zeitraum und eine bestimmte Region

Video: Moderner Druide



spiegel.de/sg052017druide
oder in der App DER SPIEGEL

begrenzt und folglich nicht für alle Kelten zu verallgemeinern. Es ist verzwickt: Um mehr erfahren zu können über die Religionsgeschichte der Kelten, müsste man Einblicke haben in ihre Gedankenwelt, ihren Glauben, ihre Vorstellungen vom Diesseits und vom Jenseits. Das aber ist mit den vorhandenen Quellen kaum möglich: Die wenigen antiken Berichte, die es gibt, verweigern an entscheidenden Punkten die Auskunft oder können unterschiedlich gedeutet werden. So bleibt unser Wissen lückenhaft und keineswegs eindeutig. Seit wann es Druiden gab, ob alle Keltenstämme Druiden hatten, was genau sie lehrten – dies bleibt trotz aller Fortschritte der archäologischen und philologischen Forschung umstritten.

Umso bemerkenswerter ist es, wie beharrlich nicht nur esoterische Bewegungen seit der frühen Neuzeit die Druiden zur Projektionsfläche jeweils epochentypisch wechselnder Wunschbilder machten. Die französischen Humanisten erdachten sich monotheistische Druiden, die Aufklärer sahen sie als Anhänger einer pantheistischen Vernunftreligion, die romantischen Dichter stellten sie sich als Visionäre vor, und heute wabert das Bild des gewaltfrei ökologischen Neodruiden durch die esoterische Szene.

Negativ gewendet, könnte man sagen, die Funktion dieses überwiegend imaginären Druiden besteht vor allem darin, die eigenen Ideale in die Geschichte zu projizieren und unter Hinweis auf historische Quellen zu beglaubigen.

Positiv gewendet, ist er ein geradezu klassisches Beispiel für das Grundbedürfnis des Menschen, sich immer wieder neu über die Vergangenheit zu orientieren, um die Herausforderungen der Gegenwart zu bewältigen. ■



Zauberhaft

Verrätselte Fabelwesen, geometrische Muster und immer neue Verzierungen zeigen die Fertigkeiten keltischer Künstler – und den guten Geschmack ihrer Auftraggeber.

Die Köpfe zweier junger Stiere zieren den typisch keltischen Halsring aus Trichtingen in Baden-Württemberg. Sie sind nicht symmetrisch, sondern haben jeweils individuelle Züge. Innen besteht der Ring aus Eisen, außen aus einer Silber-Gold-Legierung, er wiegt insgesamt sieben Kilogramm und wurde in der Latènezeit gefertigt *(Landesmuseum Württemberg, Stuttgart).*

Dieser üppige Goldschmuck – zwei offene Armreife und zwei schwere Ohrringe – fand sich im Grab einer reichen Frau bei Sainte-Colombe-sur-Seine. Sie starb im 6. Jahrhundert v. Chr., die geometrischen Verzierungen wirken noch heute modern *(Musée d'Archéologie nationale, Saint-Germain-en-Laye).*











Die Reliefplatte stammt vom Kessel von Gundestrup aus der Latènezeit und gelangte auf unbekannten Wegen nach Dänemark, wo man ihn fast vollständig erhalten fand. Die Figur, wohl eine Gottheit, hält zwei Männer in den Händen, die nach Keilern greifen. Unter ihnen ist links ein Hund und rechts ein geflügeltes Pferd zu sehen *(Dänisches Nationalmuseum, Kopenhagen).*



Dieses Figürchen hält wohl ein Instrument in der Hand, vielleicht eine Carnyx. Es stammt aus dem Oppidum von Stradonice in Böhmen und wurde im 1. Jahrhundert v. Chr. gefertigt *(Nationalmuseum, Prag).*



Diese Perle aus verschiedenfarbigem Glas, sogenannten Schichtaugenverzierungen, fand man mit sieben weiteren, fast identischen Perlen in der Siedlung Vicenice in Böhmen. Sie ist fast vier Zentimeter lang und misst mehr als drei Zentimeter im Durchmesser *(Naturhistorisches Museum, Wien).*

Prächtig mit Gold und Korallen verziert ist der Wangenschutz des Prunkhelms von Agris bei Bordeaux aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. Die kleine gehörnte Schlange im linken Bereich besaß vermutlich eine mythologische Bedeutung *(Musée d'Angoulême).*





Auf den ersten Blick wirkt die Gewandnadel aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. ganz schlicht. Beim zweiten Hinschauen sieht man den Kopf eines Elefanten mit Rüssel und Ohren *(Nationalmuseum, Prag).*

Der goldene Beschlag eines Trinkhorns, etwa 400 v. Chr. gefertigt, lag in einem „Fürstengrab“ im belgischen Eigenbilzen. Es zeigt stilisierte Lotosblüten und Palmblätter – Muster aus dem Mittelmeerraum, die der keltische Künstler uminterpretierte *(Musées royaux d'Art et d'Histoire, Brüssel).*



Schönheit und Charakterstärke attestiert die Geschichtsschreibung keltischen *Frauen*. Grabfunde zeigen ihren Reichtum – aber hatten sie auch etwas zu sagen?

Aufrecht im Streitwagen

Von Bettina Musall

Sie heißen Boudicca, Kamma oder Chiomara. In Bildern, Filmen, Denkmälern sind sie verewigt. Ihre Haltung ist stolz, der Gesichtsausdruck entschlossen, die Augen auf ein fernes Ziel gerichtet. Die zumeist hüftlangen Locken lodern in Feuerfarben. Bisweilen schwingen sie Speere oder Schwerter über dem Kopf, tragen eiserne Helme oder zügeln mit einer Hand die Pferde des Wagens, auf dem sie stehend herangaloppieren.

Wenn je ein Urbild für ungestüme Weiblichkeit, Kraft, Angriffslust, Leidenschaft und Selbstbestimmung stand, dann sind es die keltischen Frauen. Ob in den Aufzeichnungen altgriechischer und römischer Historiker, in mittelalterlichen Legenden oder in den wabernden Fantasy-Nebeln zeitgenössischer Anderswelten von Arda bis Avalon: Sowohl die historischen Kriegerinnen und Königinnen wie die sagenhaften Feen, Zauberinnen und Göttinnen der keltischen Wandervölker umweht der Mythos, für ein frühes Feminat zu stehen.

„Nahezu so groß wie die Männer“, schildert der griechische Historiker Polybios Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. die Keltinnen, die gemeinsam mit ihren Männern in den Krieg zögen „und es an Mut durchaus mit ihnen aufnehmen“.

Eine ganze Männertruppe hätte keine Chance standzuhalten, schwärmte einige Jahrhunderte später der Römer Ammianus Marcellinus, wenn ein Kelte seine Frau zu Hilfe riefe: „Im Zorn schwellen ihre Halsadern, sie knirscht mit den Zähnen und fuchtelt mit schneeweißen, kräftigen Armen.“ Außerdem seien Keltinnen für gewöhnlich blauäugig, „ordentlich und sauber“ und ließen sich niemals, „egal wie arm, in schmutziger oder zerrissener Kleidung“ blicken.

Überprüfen lassen sich die wuchtigen Beschreibungen keltischer Frauen so wenig wie die ihrer überwiegend barbarisch dargestellten Männer. Da auch die Frauen versäumten aufzuschreiben, wie sie lebten und liebten, wer das Sagen hatte, wie sie ihre Kinder erzogen, welchen Einfluss sie in der Gesellschaft ausübten, woran sie glaubten und wovon sie ihr Dasein fristeten, sind es wieder die einseitigen Aufzeichnungen mal siegreicher, mal besiegter Keltenfeinde, die festhielten, was sie überliefern wollten.

Eine ganze Männertruppe hätte keine Chance, den keltischen Frauen standzuhalten, schwärmte ein Römer.

Auffällig ist allerdings, dass über die Jahrhunderte immer wieder von ähnlichen Eigenschaften und Verhaltensweisen der Keltinnen berichtet wird. Etwa von der unbeugsamen Selbstbestimmung, die den Keltenfrauen zu eigen gewesen sein soll. Möglicherweise machten die Geschichtsschreiber ähnliche Beobachtungen, oder sie schrieben, was wahrscheinlicher ist, voneinander ab.

So wird unter Verweis auf Polybios die Geschichte der Königin Chiomara überliefert, Frau des Stammesführers Ortiagon, die 189 v. Chr. in römische Gefangenschaft geraten und dort missbraucht worden sei. Als der Vergewaltiger die Gedemütigte an ihre Leute zurückverkaufen wollte, ließ sie ihn enthaupten und brachte ihrem Mann den Kopf des Übeltäters. Treue sei gut, soll Chiomara gesagt haben, noch besser sei es, „dass nur ein Mann lebt, der Sex mit mir hatte“.

Plutarch erzählt 250 Jahre später von einer Priesterin Kamma. Der Mörder ihres Mannes wollte sie zwingen, ihn zu heiraten. Als die beiden bei der Zeremonie aus einem gemeinsamen Gefäß trinken sollen, gießt die Unerschrockene Gift hinein. Aufgefordert, zuerst zu trinken, nimmt sie den eigenen Tod in Kauf, auf dass mit dem nächsten Schluck auch ihr Peiniger stirbt.

Schönheit und Charakterstärke sind den Autoren an den Keltenfrauen aufgefallen. Je nach Standort des Betrachters dienen diese Beobachtungen dazu, das offenbar ziemlich starke Geschlecht zu verherrlichen oder zu dämonisieren.

Kaum Konkretes sagen die Männerfantasien dagegen darüber aus, wie der Alltag und die Stellung der Keltinnen in Familie und Gesellschaft aussah. Abgesehen von mittelalterlichen Quellen spricht vor allem Gaius Julius Caesar von handfesten Rechten und Ansprüchen keltischer Frauen.

Fast dokumentarisch vermerkt der römische Feldherr in seinem „De bello Gallico“, wie Keltinnen in der Ehe von einer quasi modernen Zugewinngemeinschaft profitieren konnten – sofern sie selbst eine gute Partie waren. Die Männer ließen, „wenn sie von ihren Frauen Vermögen als Mitgift erhalten haben, ihr eigenes Vermögen schätzen und legen einen gleich großen Wert mit der Mitgift zusammen“.

Die Keltenkönigin Boudicca stellt sich an der Spitze ihres Stammes den Römern entgegen *(englischer Druck von um 1870)*.



Bemerkenswert – wohl gerade verglichen mit der schwachen Stellung griechischer und römischer Frauen – fand der Konsul, dass die keltischen Eheleute über ihr Gesamtvermögen gemeinsam Buch führten und den Überschuss ansparten: „Wer von beiden länger lebt, erhält den beiderseitigen Anteil mit dem hinzugekommenen Gewinn."

Damit hatte sich die Emanzipation aber auch schon. Nicht nur unterstand auch die Keltin bis zur Heirat den männlichen Mitgliedern ihrer Sippe; ihre Stellung in der Ehe war auch abhängig davon, ob sie Haupt- oder Nebenfrau wurde. Der Ehemann entschied über Leben und Tod von Frau und Kindern.

Waren die Keltinnen wirklich wilde Weibsbilder, zwischen Traumfrau und Teufelsbraten?

Zwar musste er seinen ehelichen Pflichten nachkommen und durfte seine Frau nicht lächerlich machen. Aber Prügel waren erlaubt, solange die Zucht keine sichtbaren Spuren hinterließ. Starb der Gatte, wurde seine Witwe von den Verwandten wie eine Sklavin verhört, geriet sie in Verdacht, mit seinem Tod etwas zu tun zu haben, so Caesar, „verbrennen sie die Frauen, nachdem sie sie auf alle möglichen Arten gefoltert haben".

Von wegen Gleichstellung. Die Idee eines frühgeschichtlichen Volkes, in dem Frauen den Männern ebenbürtig waren, erweist sich auf der Suche nach Belegen als populäre Ikonografie vom wilden Weibsbild, irgendwo zwischen Traumfrau und Teufelsbraten. Belastbare Informationen darüber, welchen Rang keltische Frauen seit der eisenzeitlichen Hallstattkultur in ihren Gesellschaften einnehmen konnten, finden sich fast ausschließlich unter der Erde – in den Schatzkammern der Archäologen.

In ganz Europa, so weit die Kelten zogen, ergänzen Grabfunde das unvollständige Mosaik. Immer wieder entdeckten Archäologen auch Ruhestätten hoher Frauen, so wie in der Nähe des Ortes Vix im nördlichen Burgund. Auf einem Kastenwagen aufgebahrt, lag die etwa 35-Jährige, gehüllt in ein rotes Wolltuch, die Zöpfe unter einem Schleier hochgesteckt – so etwa muss man sich die Szene vorstellen.

Die Räder des Wagens hatten die Totengräber vor über 2500 Jahren abmontiert und in der von Balken gestützten Grube abgestellt, die sie ausgehoben hatten. Spangen (Fibeln) und einen Armreif aus Bernsteinperlen trug die Frau, auf ihrem Schoß lag ein 480 Gramm schwerer Goldring (Torques), verziert mit stilisierten Löwenpranken, kugelförmigen Enden und zierlichen Pegasusfigürchen.

Der Grabhügel am Oberlauf der Seine hatte einen Durchmesser von gut 40 Metern und war weitgehend eingeebnet, als ihn Archäologen 1953 zufällig entdeckten – eigentlich suchten sie nach Spuren der Römer.

Dass diese Tote im reichsten Keltengrab Frankreichs keine gewöhnliche Frau gewesen sein konnte, verrieten ihr Schmuck, eine silberne Schale, edles Geschirr aus Mittelitalien, feine Keramikgefäße und vor allem ein mehr als zwei Zentner schwerer Bronzekessel, wie ihn die Griechen zum Mischen von Wein benutzten, das größte antike Metallgefäß, das je gefunden wurde. 1100 Liter Wein konnte er fassen, wer aus ihm schöpfen wollte, musste eine Leiter anstellen.

„Fürstin von Vix" nennen die Forscher die geheimnisvolle Tote, deren Überreste verraten, dass sie an Arthrose und anderen Beschwerden litt; die Lebenserwartung keltischer Frauen lag in jener Zeit zwischen 30 und 35 Jahren, was als vergleichsweise hoch gilt und für einen gehobenen Lebensstandard in der Keltenkultur spricht. Zweifellos wurde die edle Gallierin verehrt, darauf lässt ihre prunkvolle Beerdigung und die Errichtung eines eigenen Grabhügels schließen – für gewöhnlich ein Privileg der Keltenmänner. Aber wer war die Dame auf dem Prunkwagen zu ihrer Zeit um 500 v. Chr.?

War sie eine Tochter aus reichem Hause, die Gemahlin eines Herrschers oder eine erfolgreiche Geschäftsfrau, die selbst internationalen Handel betrieb, aus dem die Güter in ihrer Grabkammer stammen? Herrschte die Frau von Vix über die offenbar florierende Siedlung an der Seine, von der Grabungsexperten Spuren fanden? Oder wurde die Tote im Burgund vielleicht als Priesterin verehrt, was die Silber- und Bronzeschalen erklären würde, die dereinst für religiöse Trink- und Reinigungsrituale genutzt wurden?

Video:
Die Frauen in der keltischen Gesellschaft



spiegel.de/
sg052017frauen
oder in der App
DER SPIEGEL

Wo immer im mitteleuropäischen Kerngebiet der Kelten die Archäologen fündig wurden, verraten die Gräber und ihre Ausstattung zwar viel über den sozialen Rang der Toten, jedoch kaum etwas darüber, welche rechtliche Stellung und wie viel politischen Einfluss insbesondere die Frauen in der Antike hatten.



Erst 2010 entdeckten Wissenschaftler unweit der Heuneburg bei Sigmaringen eine weitere prunkvolle Ruhestätte einer Frau aus der Hallstattzeit. Die Grabkammer der edlen Toten war mit Kostbarkeiten aus fernen Ländern ausgestattet, darunter mehr als 40 Gold- und über 100 Bernsteinobjekte sowie eine aufwendig verzierte Pferdemaske aus Bronze. Auch im sogenannten schwäbischen Troja gehen die Restauratoren davon aus, dass die frühkeltischen Fürsten viele ihrer fein ziselierten Preziosen bei den Etruskern in Mittelitalien erwarben. Oder waren es die Fürstinnen selbst?

Ob die letzte Ruhestätte der Heuneburger Edelfrau oder die Familiengruften der Fürstinnen von Hohenasperg oder Reinheim an der Saar: Europaweit zeigen Prachtgräber voller Statussymbole den Einfluss und den Reichtum der frühkeltischen Oberschicht. Die Frauen hatten daran ihren Anteil, nördlich wie südlich der Alpen. Unwahrscheinlich ist hingegen, dass die weiblichen Mitglieder der von Irland bis nach Anatolien verbreiteten Kultur überall dieselbe Rolle in der Gesellschaft spielten.



Dass sie Macht beanspruchten und aktiv ins Geschehen eingriffen, bezeugen die griechischen und römischen Historiker. Kampfkraft, Geschick in der Kriegsführung und im Verhandeln attestieren sie den Keltinnen – schwer vorstellbar, dass eine männliche Geschichtsschreibung Frauen derart maskuline Kompetenzen nachsagt, wenn die Frauen nicht eben dadurch aufgefallen wären.

Ein paar Hundert Jahre nachdem die Dame von Vix zu Grabe getragen worden war, beanspruchte im Osten Britanniens die keltische Königin Boudicca nach dem Tod ihres Mannes die Stammesführerschaft. Die römischen Besatzer peitschten die machtbewusste Keltin aus und vergewaltigten ihre Töchter. Der anschließende Rachefeldzug der Boudicca kostete die Römer laut Tacitus 70 000 Mann – die Handelsmetropole Londinium ließ die Keltin niederbrennen.

Selbst unter den Besiegten, so berichtet der römische Historiker Tacitus, richteten die Aufständischen unter Führung ihrer Feldherrin noch Massaker an. Im Streitwagen prescht die Kämpferin im offenen Feld an die Front – ein taktischer Fehler, wie sich im letzten Gefecht gegen ihren schlachterprobten Gegner Paulinus zeigt. Der Römer vernichtet Boudiccas Truppen, die Besiegte überlebt. Uneinig sind sich die Chronisten, ob sie durch Krankheit oder Selbstmord starb.

Ausgerechnet in London, wo die unbeugsame Kriegerin wütete, ließ Prinz Albert, der Gatte von Königin Victoria, im 19. Jahrhundert eine Bronzestatue anfertigen, die Boudicca mit ihren Töchtern zeigt. Aufrecht auf dem Streitwagen stehend, den Speer in der Rechten, verkörpert die Keltenführerin am linken Themseufer bis heute den Freiheitsdrang der Briten – und die Verklärung der keltischen Frauen. ■

Dieser Frauenschädel fand sich an einer Opferstätte im schweizerischen Mormont. Warum die Keltin sterben musste, ist unklar.



Die Kelten gelten als todesmutige *Krieger*, die sogar nackt ins Gefecht zogen. Die Archäologin Susanne Sievers ist Expertin für keltische Waffen. Sie erklärt, warum die Kämpfer ihren viel besser organisierten Gegnern so viel Angst einjagten.

Keine Angst vor dem Tod

SPIEGEL: *Welche Rolle spielte das Kriegswesen in der keltischen Kultur?*
Sievers: In der späten Hallstattzeit, also der Zeit der „Fürstengräber", findet man in den Gräbern noch kaum Schwerter, dafür aber Dolche. Diese sind jedoch zum Teil so zierlich und so filigran verziert, dass man sie eher für Abzeichen hält als für wirkliche Waffen. Erst ab etwa 450 v. Chr. häufen sich die Schwerter, aber auch Lanzen- und Schildteile, nicht nur in Gräbern, sondern auch in Heiligtümern, wo sie geopfert wurden.

Das kriegerische Element wurde im Laufe der Zeit immer wichtiger?
Man kann jetzt schon fast von einer Kriegerkultur sprechen, die in alle Bereiche hineinwirkte, also auch im Kultgeschehen von Bedeutung war. Gräber und Statuen vom Glauberg mit ihrer Mischung aus militärischer Ausstattung und dem Kopfschmuck eines Druiden illustrieren diesen Wandel sehr schön.

Gibt es Hinweise, wie es zu dieser Entwicklung kam?
Darüber kann man nur spekulieren. Ich denke nicht, dass es in der Hallstattzeit immer friedlich zuging. Auch damals wird es Kämpfe und Kriege gegeben haben, zwischen Stämmen, aber vielleicht auch zwischen verfeindeten Familien. Auf der Heuneburg, die ja mehrfach abbrannte, hat man beispielsweise etliche Lanzen- und Pfeilspitzen gefunden, und diese Waffen wurden mit Sicherheit auch genutzt. Offenbar spielte das Kriegerische zu dieser Zeit aber im Selbstverständnis der Herrschenden noch keine so große Rolle. Das änderte sich erst mit dem Niedergang der hallstattzeitlichen Fürstensitze, also mit der Frühlatènezeit und mit den keltischen Wanderungen ab etwa 400 v. Chr., als keltische Stämme in Richtung Süden und Osten zogen.



Kriegerfigur mit Schild, Schwert und Helm, die eine goldene Fibel aus der Latènezeit zierte *(Privatsammlung)*

Dolch aus der Hallstattzeit *(Musée d'Archéologie nationale, Saint-Germain-en-Laye, Frankreich)*

In Italien kam es infolge dieser Wanderungen zu den ersten Zusammenstößen mit den Römern, sogar Rom wurde 387 v. Chr. geplündert. Gingen nun kriegerische Keltensippen auf Raubzüge?
In den angestammten Siedlungsräumen der Kelten muss es ein oder mehrere auslösende Momente gegeben haben, die sie zum Auswandern zwangen. Diskutiert werden soziale Unruhen; vielleicht gab es aber auch wirtschaftliche Engpässe, Missernten, Seuchen. Schriftliche Quellen sprechen auch von Überbevölkerung. Vermutlich kamen mehrere Faktoren zusammen. Einzelne Gruppen brachen also auf und suchten neues Siedlungsland. Die bereits in der jüngeren Hallstattzeit engen Beziehungen zum Süden wiesen ihnen den Weg, und natürlich sprach sich herum, welcher Lebensstandard in den Regionen am Mittelmeer herrschte.

Ähnlich wie bei der Migration aus Afrika heute?
Ja, das kann man zumindest zum Teil vergleichen. Ebenso wurde sicherlich erzählt, dass man als Söldner ein gutes Auskommen erzielen konnte – viele Kelten heuerten in den Heeren Phöniziens oder Karthagos an, bei Hannibal etwa, oder in den hellenistischen Staaten Griechenlands und Kleinasiens. So kam es zu größeren Migrationsbewegungen. Und die liefen damals nicht nur friedlich ab.

In römischen Berichten über die Begegnungen mit keltischen Soldaten klingt

große Furcht vor den unkultivierten Barbaren durch. Die Autoren betonen den ungeheuren Lärm durch Geschrei und Kriegstrompeten, das erschreckende Aussehen – einige von ihnen hätten sogar nackt gekämpft. Ist das Übertreibung oder historische Realität?

Man kann sich gut vorstellen, wie erschreckend eine Horde archaischer Krieger auf die Römer gewirkt haben muss. Deren Kampftechnik war ja damals schon recht ausgefeilt, sie zogen diszipliniert und geordnet in den Krieg. Die Kelten hingegen kämpften vermutlich ohne genau festgelegte Ordnung.

Sehr wild und urtümlich also, verglichen mit den Römern.

Schauen Sie sich mal Tiere an: Die bauen sich ja auch groß vor einem Gegner auf, machen Lärm, versuchen, ihn mit Imponiergehabe in die Flucht zu schlagen. Ähnlich stelle ich mir das bei den Kelten vor, wenn die Römer berichten, dass einzelne vor das Heer getreten sind und den Gegner zum Zweikampf herausgefordert haben. Die keltischen Krieger waren aber auch unberechenbare Fatalisten.

Sie glaubten an das Schicksal. Erfuhren sie von einem schlechten Omen …

… etwa einem heraufziehenden Gewitter, stellten sie bisweilen den Kampf sofort ein – das fanden die Römer ebenfalls irritierend. Kriegstrompeten haben wir gefunden, und es gibt auch Skulpturen und andere Darstellungen, auf denen nackte keltische Krieger zu sehen sind. Aber da muss man wieder vorsichtig sein: Hierin geht es ja auch darum, den Gegner als möglichst groß und kräftig darzustellen. Das geht natürlich sehr gut, wenn man ihn nackt zeigt, als muskelbepackten Hünen.

Also nichts als Propaganda?

Ich denke schon, dass einzelne Todesmutige oder einzelne Gruppen auch nackt gekämpft haben, aber das wird nicht die Mehrheit gewesen sein. Dagegen sprechen die Rüstungen und Helme, die man gefunden hat. Was aber sicher sehr einschüchternd auf die Römer gewirkt hat, war die Todesverachtung der Kelten. Sie glaubten ja an eine Art Wiedergeburt – diese Art von Furchtlosigkeit war vollkommen neu für die Mittelmeerkulturen.

Gruselig fanden die Römer auch den Schädelkult der Kelten: Sie sollen gefallenen Gegnern den Schädel abgeschlagen und ihn an das Zaumzeug ihrer Pferde gehängt haben. Sogar geopfert wurden besiegte Gegner manchmal, heißt es in den Berichten.

Es gab definitiv Menschenopfer, aber sicher nur vereinzelt. Schädel spielten nicht nur in den religiösen Kulten ganz bestimmt eine wichtige Rolle. In Manching etwa waren Schädel an einem Tor des Oppidums befestigt – zu welchem Zweck, wissen wir nicht genau. So etwas gab es aber auch in anderen Kulturen. Natürlich ließ sich mit solchen Berichten das Bild der barbarischen Kelten noch farbiger zeichnen.

Wie waren denn die keltischen Heere organisiert?

Hier müssen wir uns auf die schriftlichen Quellen verlassen. Es gab keine stehenden Heere. Man kämpfte offensichtlich in Stammesverbänden oder in noch kleineren Gruppen. Von Caesar wissen wir, dass das Klientelwesen bei den Galliern sehr ausgeprägt war, es gab also einige Höherstehende, die Nobilitas, und viele, die in Abhängigkeit von ihnen lebten, vielleicht sogar unfrei waren. Die Höherstehenden waren auch die Heerführer, ihre Aufgabe war es unter anderem, Waffen zu beschaffen. Auch deshalb verfügten sie über Eisenerzressourcen und die geeigneten Handwerker. Die Klientel war sicherlich zum Kriegsdienst verpflichtet und auf ihren Heerführer eingeschworen.

Welche Waffen nutzten die Kelten?

Zentral war das Langschwert, in seiner extremen Länge eigentlich nur als Reiterschwert nutzbar. In den Gräbern wird es fast immer mit Schild und Lanze kombiniert. Die Anführer trugen zusätzlich einen Helm aus Metall und einen Kettenpanzer – die Römer orientierten sich stark an der keltischen Bewaffnung und ahmten sie nach. Dazu kamen Leichtbewaffnete wie etwa Schleuderer und Bogenschützen. Im Schmieden waren die Kelten in dieser Zeit zweifelsohne führend, und bei den Schwertern und Helmen haben sie diese Kunst voll ausgereizt.

Schon die Hallstattdolche steckten in Schwertscheiden aus Metall – vorher kannte man nur solche aus Leder.



Schwert mit verzierter Bronzescheide aus der späten Latènezeit *(Privatsammlung)*

Rund 14 Zentimeter lange Goldfibel aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., verziert mit einer Kampfszene zwischen einem jungen Krieger (siehe vorige Seite) und einem Wolfshund

Für kultische Zwecke umgebogene Schwertscheiden aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., gefunden in Gournay-sur-Aronde, Frankreich *(Musée Vivenel)*



Krieg mit Musik

Auf sie mit Gedröhn! In Schlachten setzten die Kelten eine fürchterlich klingende Tröte, die Carnyx, als eine Art akustische Waffe ein. Die hornartig gebogene Bronzetrompete wurde beim Blasen aufrecht gehalten, ihre Mündung war oft wie ein Wildschwein- oder Schlangenhaupt geformt. Der Ton wurde im Bronzekopf verstärkt, ähnlich wie bei den Schwingungen der Stimmbänder. In einer Zeit, die allgemein von Stille geprägt war, diente der Carnyx-Krach der psychologischen Kriegführung – und demoralisierte womöglich römische Soldaten. Das Instrument war bei den Kelten etwa von 300 v. Chr. bis 200 n. Chr. im Gebrauch. Archäologen bargen 1816 in Banffshire in Schottland erstmals ein gut erhaltenes Exemplar. Später wurden weitere dieser Trompeten gefunden, auch in Frankreich.

Zwei Carnyxe, die 2004 in Tintignac (Frankreich) entdeckt wurden

Langschwert mit Eisenblechscheide aus der mittleren Latènezeit *(Privatsammlung, Süddeutschland)*



Ja, das gilt auch für die Schwerter aus jüngerer Zeit und war tatsächlich damals völlig neu. Es gibt Schwertscheiden, die ausgesprochen reich verziert sind. So findet man auf zahlreichen Schwertern aus ganz unterschiedlichen Regionen ein Drachenmotiv, das sicherlich ein ganz spezielles Abzeichen war. Es gab zwar nie ein gesamtkeltisches Heer, aber offenbar gab es enge Kontakte zwischen den einzelnen Stämmen, sodass sich solche Motive verbreiten konnten. Die Waffen der Spätlatènezeit waren dann allerdings sehr viel stärker funktional, weniger geschmückt.

Es gibt ja sogar Schwerter, deren Klingen als die frühesten Damaszenerklingen gelten: Eisenstäbe unterschiedlicher Härte wurden zusammengeschmiedet, sodass die Klinge besonders elastisch und stabil war. Haben die Kelten diese Technik erfunden?

Das ist unklar, zuzutrauen ist ihnen eine solche Erfindung. Aber ich würde nicht ausschließen, dass es Kontakte in den Fernen Osten gab. Ich habe einmal Abbildungen von zeitgleichen chinesischen Schwertern gesehen – da fühlt man sich durchaus an keltische Waffen erinnert, auch was die Verzierungen angeht. Tatsächlich machen die keltischen geflammten Klingen schon rein optisch eine Menge her. Sie beeindruckten sicherlich den Gegner nicht nur aufgrund ihrer Qualität.

In keltischen Gräbern fand man auch Streitwagen. Wurden die eingesetzt?

Ja, die waren sicher Teil der keltischen Kriegstechnik. Es gab wohl spezielle Wagenlenker, die den Kämpfer auf dem Wagen in die Schlacht brachten, ihn dort mitten im Getümmel absetzten und wieder herausholten, wenn es brenzlig wurde. Die Reiterei spielte bei den Kelten ebenso eine wichtige Rolle. Das sagen uns die schriftlichen Quellen, aber auch Sporenfunde in einigen Oppida. Insgesamt muss man jedoch davon ausgehen, dass Organisationsgrad und taktische Raffinesse der keltischen Heere sehr viel geringer waren als die der Mittelmeerkulturen.

War ihr geringer Organisationsgrad im Krieg der Grund, warum die Kelten am Ende nicht nur gegen die Römer unterlagen, sondern sich auch im Rest Mitteleuropas andere Stammesgruppen durchsetzen konnten?

Spätestens im 1. Jahrhundert v. Chr. wurden die Zeiten insgesamt unruhiger. Das sieht man daran, dass die Oppida, die jetzt überall entstanden, ausgesprochen gut befestigt sind – offenbar musste man sich schützen. Ich bin nicht der Meinung, dass die Stadtmauern ausschließlich der Repräsentation dienten. Die Gruppen, die wir als Germanen bezeichnen, zogen in dieser Zeit umher und waren für die keltischen Gemeinwesen sicher eine Gefahr. Aus römischen Berichten wissen wir vom Heerführer Ariovist oder den Kimbern und Teutonen, und das waren bestimmt nicht die einzigen Stämme, es gab vermehrt Migrationsbewegungen, die die bestehende Ordnung störten. Ich glaube aber nicht, dass der Niedergang der Kelten ausschließlich militärische Gründe hatte. In der Bewaffnung zum Beispiel unterschieden sich Kelten und Germanen kaum.

Woran lag es dann?

Schon mit der Gründung der Provinz Gallia Narbonensis ab 125 v. Chr. griffen die Römer in ein bis dahin funktionierendes System ein. Die Romanisierung Galliens können wir gut nachvollziehen, hier mischten sich römische und keltische Kultur. Aber weiter östlich wurden die Handelswege zum Mittelmeer unterbrochen, so kamen nach 80 v. Chr. keine Weinamphoren mehr nach Manching. Politische Allianzen bildeten sich neu, kulturelle Traditionen rissen ab.

Das ganze Gefüge bekam Risse.

Und das beeinträchtigte mit Sicherheit das Wirtschaftssystem, das von sicheren Wegen und zugänglichen Ressourcen abhängig war. So finden wir in der Spätzeit deutlich weniger Graphit im Ton der Kochtöpfe, offenbar fehlte der Rohstoff. Dadurch wurden die teilweise ja riesigen Oppida, die von ihrem Umland versorgt werden mussten, zu störanfälligen Gebilden. Es kam zu einer allmählichen Abwanderung. Ich bin überzeugt, dass es am Ende nicht nur an einzelnen Kämpfen, nicht nur am Triumph der Römer lag, dass die keltische Kultur nach und nach versiegte. Mit vereinten Kräften hätten es die Kelten schaffen können, aber sie waren nie vereint.

Interview: Eva-Maria Schnurr


QVANTA STRA
GE VIRVM SVBLI
MIS ALEXIA CESSIT
CÆSAREIS AQVI
LIS. PICTA TABEL
LA NOTAT

Im *Gallischen Krieg* unterlagen die Kelten den Römern. Doch Reste ihrer Kultur hielten sich auch auf dem europäischen Festland erstaunlich lange.

Caesars Rache

Von Holger Müller

Glaubt man der römischen Selbstdarstellung, dann waren die Siege des Gaius Caesar über ganz Gallien in erster Linie Vergeltung: eine gerechte Strafe für den Überfall keltischer Horden auf Rom 337 Jahre zuvor, die als erster und für Jahrhunderte einziger Feind die ewige Stadt plündern konnten. So jedenfalls soll es dem römischen Historiker Appian zufolge Marcus Antonius bei Caesars Begräbnis dargestellt haben: „Du allein", so angeblich dessen Worte an den verstorbenen Caesar, „hast auch die seit 300 Jahren in Schmach lebende Vaterstadt gerächt und die wilden Stämme, die als Einzige in Rom einbrachen und allein die Stadt niederbrannten, in die Knie gezwungen."

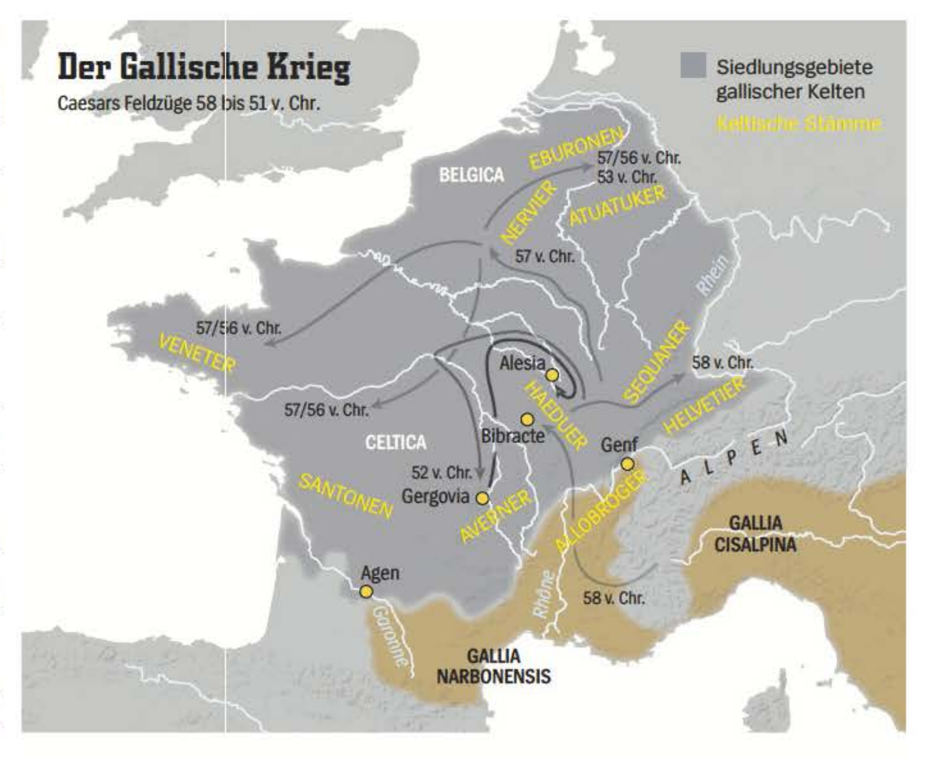
Als Caesar auf seiner Rückkehr von Gallien Anfang des Jahres 49 v. Chr. mit seinen Legionen den Rubicon überschritt, war nicht nur für Rom der Würfel gefallen; auch in den gallischen Provinzen brach ein neues Zeitalter an. Nach schweren und verlustreichen Kämpfen waren die keltischen Stämme besiegt und damit auch das Keltenbild der antiken Mittelmeerwelt maßgeblich verändert worden. Gallien stand für die nächsten Jahrhunderte unter römischer Kontrolle, das freie Gallien war Geschichte.

Anstoß für die Eroberung gab der Beschluss des römischen Senats, Caesar nicht nur als Statthalter der Provinz Illyricum einzusetzen, sondern ihm auch die Provinzen Gallia Cisalpina und Gallia Narbonensis zu übertragen, also die keltisch besiedelten Regionen Oberitaliens und Südfrankreichs, wo bereits seit einiger Zeit keltische Stämme unter Roms Herrschaft lebten.

Nüchtern betrachtet, war nicht die Rache für die einstige Niederlage der Hauptgrund für Caesars Gallienfeldzug, sondern schlicht Geldbedarf: Gallien war reich an Gold, bot fruchtbares Ackerland und Zugang zu wichtigen Handelsrouten. Es bot damit ein attraktives Ziel für Caesar, der schon länger geplant hatte, einen gewinn- und ruhmbringenden Krieg zu führen, um seine innenpolitische Macht zu stärken. Ein solcher Krieg rückte in greifbare Nähe durch den mit der Statthalterschaft verbundenen Auftrag, die Grenzen des römischen Herrschaftsgebietes zu schützen. Der Feldherr brauchte nur noch einen Kriegsgrund, und den lieferten ihm die Helvetier. Dieser keltische Alpenstamm beschloss 58 v. Chr. sein angestammtes Siedlungsgebiet zu verlassen und neues Land in Westeuropa zu besetzen, so schreibt es Caesar in seinem Kriegsbericht „De Bello Gallico".

Der kürzeste Weg hätte durch das Gebiet der Allobroger und damit durch die römische Provinz Gallia Narbonensis geführt, ein Wunsch, den die Römer den Kelten verwehrten. Einen Versuch der Helvetier, bei Genf die Rhône zu überque-

Belagerung der Stadt Alesia durch römische Truppen – hier lieferten sich Keltenführer Vercingetorix und Caesar die letzte große Schlacht ***(Gemälde von Melchior Feselen, 1533).***



ren, schlug Caesar zurück. Doch die Helvetier gaben nicht auf: „Caesar erhielt die Nachricht, dass die Helvetier planten, durch das Gebiet der Sequaner und Haeduer in das Land der Santonen zu ziehen ... Er erkannte, dass die Durchführung dieses Vorhabens eine große Gefahr für die Provinz bedeuten würde“, so berichtet es der Feldherr.

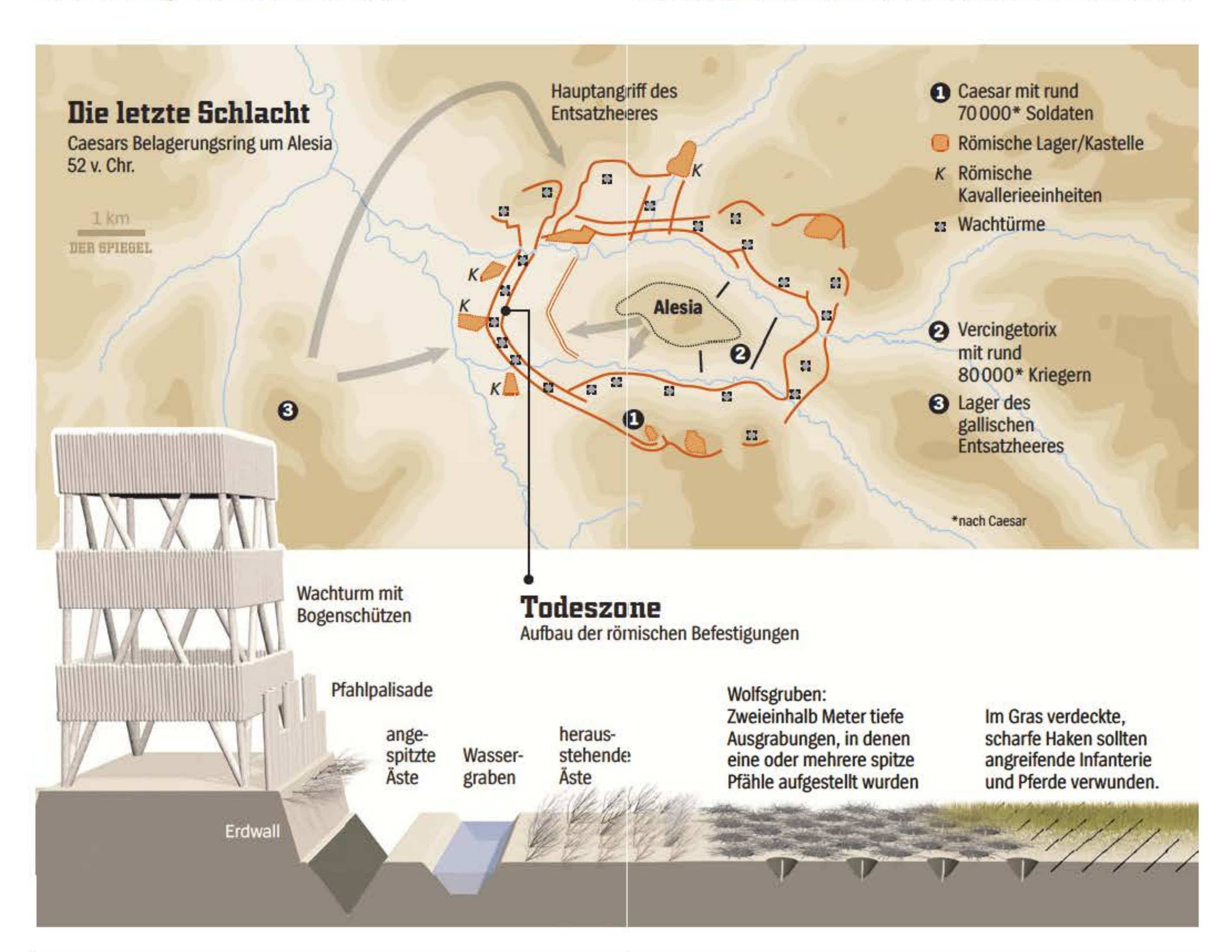
Sequaner und Haeduer waren ebenfalls gallische Stämme; Erstere erlaubten den Helvetiern den Durchzug, Letztere baten Caesar um Hilfe. Caesar hatte seinen Kriegsgrund. Die Schlacht zwischen Römern und Helvetiern wurde bei Bibracte geschlagen und endete zugunsten der Römer. Es war der Beginn einer Auseinandersetzung, die an ihrem Ende Caesars Macht in Rom beflügelte – und das Ende der keltischen Kultur in Gallien einläutete.

Das lag unter anderem daran, dass die gallische Bevölkerung auch innerhalb einzelner Stämme durchaus unterschiedlicher Meinung war, was das Verhältnis zu Rom anging. Gemeinsame Interessen oder gar ein gemeinsamer Kampf ganz Galliens gegen Rom kamen deshalb erst spät – zu spät – zustande.

Zwar begehrten gallische Stämme über sechs Jahre hinweg immer wieder auf; sie waren hartnäckiger, als Caesar anfangs gedacht hatte. Die Winterquartiere römischer Truppen betrachteten sie als unrechtmäßige Besetzung ihres Territoriums, sie versuchten, die Römer zu vertreiben. Arverner, Sequaner, Nervier, Atuatuker, Veneter – sie alle erhoben sich, doch sie alle scheiterten, zum Teil wurden die Besiegten hingerichtet, zum Teil in die Sklaverei verkauft.

Die Siege fielen Caesar allerdings zunehmend schwerer, im Winter 54/53 v. Chr. gerieten seine Truppen sogar existenziell in Gefahr; die Eburonen vernichteten anderthalb Legionen, andere Heeresteile konnten sich nur mühsam halten, bis Caesar mit einem Entsatzheer nahte. Im Frühjahr 53 v. Chr. begann der Römer deshalb mit seiner auf zehn Legionen angestiegenen Streitmacht – etwa 70 000 Soldaten – einen Vernichtungsfeldzug gegen die Eburonen, um ein Exempel zu statuieren.

Nun endlich schlossen sich auf gallischer Seite die bisher durchlässigen Reihen gegen den Gegner aus Rom; die Stämme schöpften neue Hoffnung. Denn im Jahr 52 v. Chr. tauchte mit Vercingetorix ein charismatischer Anführer im Kriegsgeschehen auf, der sich anschickte, das Blatt noch einmal zu wenden: Ihm



gelang es erstmals, die gallischen Stämme gegen Rom zu einigen.

Über den Mann, der durch Caesars Berichte einer der berühmtesten Gallier überhaupt wurde, ist wenig bekannt. Er gehörte zum Stamm der Arverner, sesshaft im heutigen Departement Auvergne, das immerhin weiß man sicher.

Für seine Koalition begann er, Truppen auszuheben – zuerst unter Armen und Verbrechern, wie Caesar betont, und ließ sich von diesen zum König erheben. Schließlich wurde er auch zum Anführer des keltischen Widerstands auserkoren. Rein zahlenmäßig waren die keltischen Truppen den römischen wohl überlegen: Glaubt man Caesar, hatte es sein Heer mit mehr als 300 000 Gegnern zu tun, das ist jedoch sicherlich übertrieben.

Die gallische Kriegstaktik war brachial – und nahm selten Rücksicht auf Verluste: So zündeten die Gallier Dörfer und Nahrungsspeicher an, um die Besatzer von der Versorgung abzuschneiden. Tatsächlich schafften sie es vereinzelt sogar im Kampf, Caesars Legionen abzuwehren. Bei Gergovia, der Hauptstadt der Arverner, durchbrachen sie eine Belagerung der Römer und befreiten die Stadt, Caesar zeigte Schwächen.

Doch letztlich erwiesen sich die römischen Truppen als militärisch hoch überlegen. Vercingetorix steckte in der Schlacht am Fluss Armançon im Spätsommer 52 v. Chr. eine herbe Niederlage ein und floh nach Alesia, verfolgt von den Römern.

Hier, im heutigen Burgund, bahnte sich der entscheidende Kampf zwischen Römern und Galliern an. Caesar beschreibt die Situation vor Ort eindrücklich: „Die eigentliche Stadt Alesia lag hoch auf einem Hügel, sodass es aussah, als ob man sie nur durch eine Belagerung erobern könne … Am Osthang hatten die gallischen Truppen das ganze Gelände dicht besetzt und dort einen Graben und eine sechs Fuß hohe Mauer aus Lehm und Kies gezogen. Der Umfang der von den Römern errichteten Belagerungswälle betrug zehn Meilen.“



Als Feldherr unterwarf Caesar die Keltenstämme in Gallien *(Zeichnung von Andrea del Sarto, 1520/21).*

Die gallischen Krieger zündeten Dörfer und Nahrungsspeicher an, um die Besatzer von der Versorgung abzuschneiden.

Bevor der römische Belagerungsring geschlossen war, schickte Vercingetorix seine Reiterei, um ein Entsatzheer herbeizuführen. Caesar beschreibt, wie sein Heer zugleich die Belagerung aufrechterhielt und sich gegen das heranrückende Heer der Gallier erfolgreich verteidigt: „Er (Caesar) ließ einen Graben von 20 Fuß mit senkrechten Seiten ziehen, … Alle übrigen Belagerungswerke ließ er 400 Schritt von diesem Graben entfernt anlegen … Er (ließ) zwei 15 Fuß breite Gräben von gleicher Tiefe ziehen. Den inneren füllte er … mit Wasser … Hinter den Graben ließ er einen Erddamm mit einer Mauer von 12 Fuß errichten. Diese … wurde zusätzlich mit Brustwehr und Zinnen versehen … Auf dem ganzen Bauwerk ließ er rings 80 Fuß voneinander entfernte Türme errichten.“

Zusätzlich wurde dieses Belagerungswerk von angespitzten Pfählen und Pflöcken mit eisernen Widerhaken geschützt. Und nicht nur gegen die Stadt zogen die Römer auf diese Weise einen Belagerungsring, sondern auch gegen das sich nähernde gallische Heer – ein unglaublicher logistischer Aufwand, der sich aber auszahlen sollte.

Denn als die keltischen Truppen versuchten, die römischen Befestigungen zu überwinden, wurden sie wieder und wieder von den gut organisierten Römern blutig zurückgeschlagen. Das Entsatzheer musste abziehen, die eingeschlossenen Truppen wurden ausgehungert, die Schlacht war entschieden. Caesar nahm Vercingetorix gefangen, der Aufstand war niedergeschlagen und der Gallische Krieg beendet. Ganz Gallien war bald darauf in römischer Hand.

Doch was Caesar mit dem neu gewonnenen Gebiet eigentlich vorhatte, ist nur schwer zu sagen: Kaum war der Sieg errungen, zog der Feldherr mit seinen Truppen zurück nach Rom, wo er im Bürgerkrieg gegen Pompeius und den Senat kämpfte. Gallien rückte erst einmal für Jahre aus dem Fokus der römischen Interessen.

In den ausführlichen Berichten, die Caesar während seines Feldzugs nach Rom lieferte, wird sichtbar, dass er geplant hatte, Gallien seinem Herrschaftsgebiet als Provinz einzuverleiben. Während der Konflikte in Gallien hatte Caesar ein enges Beziehungsgeflecht zu gallischen Adligen aufgebaut, denn aufgrund innenpolitischer Probleme Roms konnte die Verwaltung der eroberten Territorien nicht in die Hand von Römern gelegt werden. Geschickt agierte der Feldherr mit Belohnungen und Strafen, um die Stämme auseinanderzudividieren. In der Folge wurden sogar gallische Adlige in den römischen Senat aufgenommen.

Am Ende des Krieges jedoch hinterließ Caesar eine gebrochene gallische Bevölkerung. Mit aller ihm zur Verfügung stehenden Brutalität war der Feldherr zuletzt gegen die Aufständischen vorgegangen. Die Verluste unter den Galliern dürften beträchtlich gewesen sein. Das war aber nicht nur den Eroberern zuzuschreiben, sondern auch dem keltischen Selbstbewusstsein: Insbesondere der Adel hatte im Kampf nur die Wahl, zu siegen oder zugrunde zu gehen. Offenbar wurden aber einige gallische Stämme von dem Römer auch nicht nur einfach geschlagen, sondern geradezu vernichtet – sie verschwanden nach Caesars Krieg aus der Geschichte.

Auch die materiellen Schäden und Verluste waren sicherlich beträchtlich. So überliefert Sueton, dass Caesar und seine Soldaten so viel Gold aus Gallien nach Rom schafften, dass dort der Goldpreis um ein Viertel sank. Die Tatsache, dass die neue Provinz den römischen Bürgerkrieg, der Caesar in der Hauptstadt band, nicht für Freiheitsbestrebungen nutzte und zudem

den vom Feldherrn geforderten Tribut in Höhe von zehn Millionen Denaren (das entsprach circa 39 Tonnen Silber) akzeptierte, zeigt die Erschöpfung der Region deutlich.

Unter Augustus, nach Caesars Tod der neue starke Mann in Rom, begann ein Romanisierungsprozess, der Gallien eng ins römische Reich einband. Um mögliche Widerstände dagegen im Keim zu ersticken, mussten die Römer vor allem die gallische Sozialordnung in ihrem Sinn umstrukturieren. Dafür integrierten die Besatzer den gallischen Adel in ihr administratives System: Ausgewählte erhielten Ämter und wurden damit der römischen Oberschicht gleichgestellt, man gewährte erst einigen und später allen Adligen sogar das römische Bürgerrecht.

Zwar kam es noch zu einigen Revolten gegen die Besatzer, um ein Zurück zur alten Kultur und Ordnung ging es aber nicht mehr.

Dieses Vorgehen war erfolgreich, nicht zuletzt, weil bereits während der Kämpfe mit den Römern etliche gallische Anführer prorömisch orientiert waren. Zudem war das alte keltische Sozialsystem streng hierarchisch auf den Adel hin ausgerichtet, sodass gleichzeitig mit den Anführern auch deren Gefolgsleute enger an Rom gebunden wurden.

Eine weitere Reformmaßnahme waren weitreichende demografische Umstrukturierungen. Ganze Stämme wurden umgesiedelt, zum Teil als Belohnung, zum Teil als Strafmaßnahme. Oft ging es darum, durch den Krieg entvölkerte Gebiete wieder zu besiedeln, um ein Machtvakuum zu verhindern. Etliche kleinere Stämme wurden dabei in größere integriert; von den über 80 bei Caesar genannten Stämmen existierten in späterer Zeit nur noch rund 60.

Ohnehin versuchte Augustus, die alte politische Struktur zu durchbrechen: Er teilte Gallien in verschiedene, ungefähr gleich große Civitas-Gebiete ein, die konträr zu Stammesgrenzen verliefen; insgesamt gab es weniger Civitates als Stämme. In ihrem Status unterschieden sich die neuen Verwaltungseinheiten: Einige erhielten den Status von Bundesgenossen, andere wurden zu freien und damit vor allem steuerfreien Civitates erklärt.

Schließlich ernannte Augustus den erfolgreichsten Militär seiner Zeit, Agrippa, zum Statthalter der Gallia Narbonensis. Damit demonstrierte er den Galliern die kriegerische Überlegenheit Roms – sie sollten gar nicht erst an Aufstände denken.

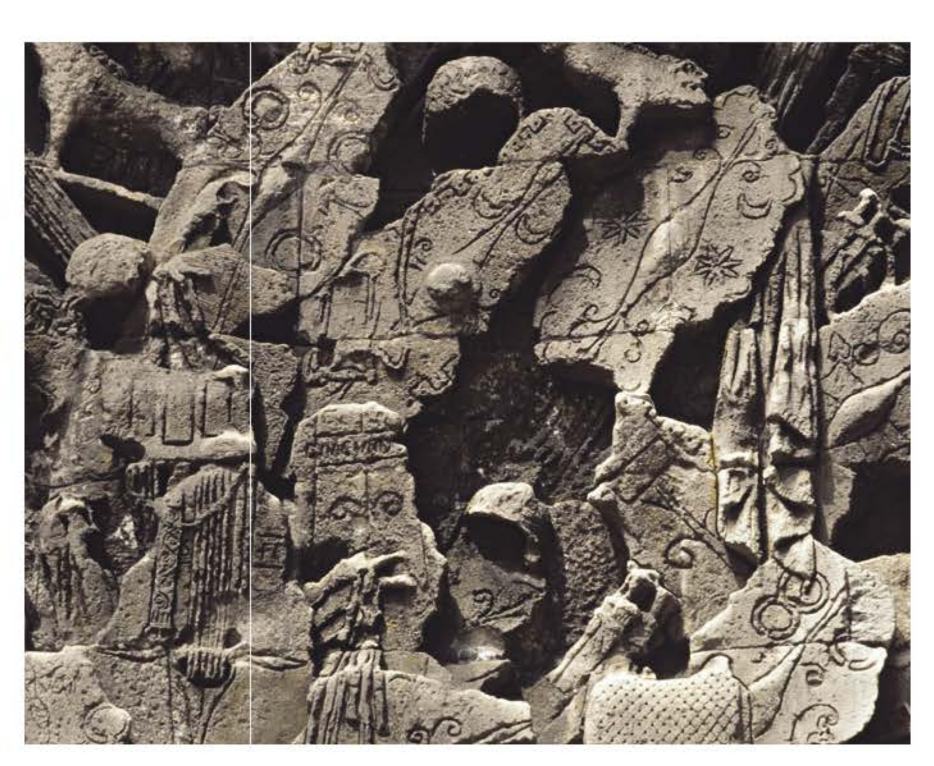
Auch im religiösen Bereich forderte Rom Anpassung von den Unterworfenen. Der Kaiserkult wurde auch in Gallien eingeführt, die Druiden wurden immer weiter ins Abseits gedrängt, ihre Religion schließlich sogar verboten.

Der Romanisierungsprozess war erfolgreich: Zwar kam es noch zu einigen Revolten gegen die Besatzer, um ein Zurück zur alten Kultur und Ordnung ging es aber nicht mehr. Doch auch wenn die politische Selbstständigkeit der Kelten Geschichte war: Einige ihrer Traditionen überdauerten.

Der Kirchenvater Hieronymus belegt, dass noch im 4. Jahrhundert keltische Sprachen in Gallien gesprochen wurden; Autoren des 4. und 5. Jahrhunderts betonen ihren Stolz auf ihre keltischen Wurzeln.

Vor allem in religiösen Belangen hielten sich keltische Bräuche trotz der Verbote noch lange. Neben einer keltischen Interpretation römischer Kulte ist auch eine römische Interpretation keltischer Bräuche zu beobachten: Einige gallische Gottheiten fanden sogar Eingang ins römische Pantheon. Allen voran ist hier Epona zu nennen, die Schutzgottheit der Pferde. Ihr Kult breitete sich von Zentralgallien aus, sie wurde, wie Weiheinschriften zeigen, bis in die Spätantike verehrt. Auch dem Heilgott Apollo Grannus huldigten Menschen im gesamten Römischen Reich.

Den Untergang festlandkeltischer Kultur besiegelten letztendlich die Germanen, die während der Völkerwanderung nach Gallien kamen. Außer einigen römischen Quellen, Ortsnamen und einigen Lehnwörtern hat wenig bis heute überdauert. Das lag aber auch an der Bereitschaft der Bevölkerung, sich an die neuen Gegebenheiten anzupassen. Administrativen Wandel konnte Rom erzwingen. Der nachweisbare schnelle Wandel auch im Privatbereich zeigt den Willen der Bevölkerung, sich selbst zu romanisieren. Vielleicht ist der fehlende Widerstand damit zu erklären, dass bereits vor Caesars Krieg bedeutende keltische Gebiete zum Römischen Reich gehört hatten. Die Gallier sahen also bei den Nachbarn, wohin die Herrschaft der Großmacht aus dem Süden führen konnte – im Schlechten wie im Guten. ■



Waffen und Schilde zeigt dieses Relief am römischen Triumphbogen der Stadt Orange in Südfrankreich.

Das *Kettenhemd* für Soldaten, wohl eine keltische Erfindung, wird bis heute genutzt.

Gut gerüstet



Kettenpanzer aus einem Grab der Frühlatènezeit im rumänischen Ciumesti

Von Uwe Klußmann

Wie ließ sich das Leben eines keltischen Kriegers vor Pfeilen und Speeren schützen? Wie konnte man Verletzungen vermeiden? Um dieses Problem zu lösen, entwarfen keltische Handwerker eine neuartige Schutzkleidung. Die fertigten sie aus dem Material, aus dem sie auch ihre Waffen herstellen, aus Eisen.

Der Spezialanzug sollte nicht so schwer sein, dass er den Krieger unbeweglich macht. Die Lösung, die Schmiede und Konstrukteure fanden, war ein Kettenpanzer aus ineinandergehängten Metallringen. Meist handelte es sich um ärmellose, oberschenkellange Ringgeflechte. Das Rückenteil war durch zwei Schulterklappen verlängert. Diese wurden auf die Brust geführt und durch Haken oder Bügel arretiert. Die Schulterklappen waren mal bandförmig, mal dreieckig.

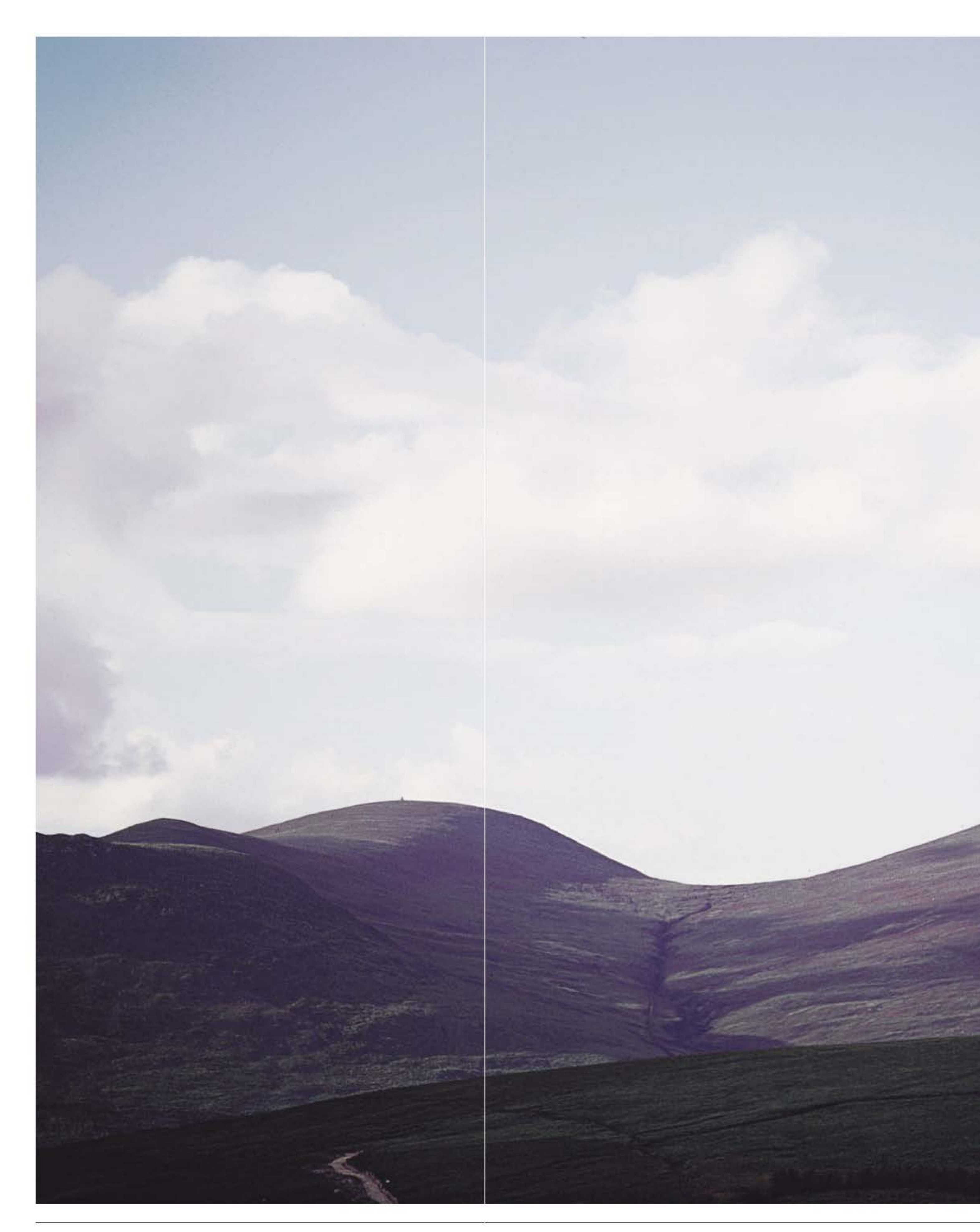
Ein Nachteil dieser Rüstung bestand allerdings darin, dass sie auf die Schultern drückte. Daher schlug man einen Gürtel um die Hüften, der die Belastung auf den Beckenbereich ableitete. Immerhin: Der Kettenpanzer war luftdurchlässig, zudem leicht zusammenzulegen und damit problemlos zu transportieren.

Da die Herstellung der metallischen Schutzhemden aufwendig war und sich Reste von Kettenhemden nur in manchen Gräbern finden, rätseln Forscher über den Status der Träger. Denn eine Kettenrüstung konnte so viel kosten wie mehrere Dutzend Rinder. Dafür bot sie Schutz gegen Hiebe und Stiche. War diese Lebensrettung hochgestellten Personen vorbehalten oder einer elitären Kriegerkaste? Wissenschaftler fanden bislang keine eindeutige Antwort.

Kettenhemden aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. wurden bei Ausgrabungen an verschiedenen Orten in Europa entdeckt, von Rumänien bis Dänemark. Doch das Kettenhemd überlebte die keltische Kultur. Im Veitsdom in Prag ist das nahezu vollständig erhaltene Panzerhemd des Heiligen Wenzel zu sehen, das auf etwa 900 n. Chr. zu datieren ist. Genutzt wurde es auch noch im Spätmittelalter, wie etwa ein Exponat im Museum von Bayeux in der Normandie zeigt.

Seit dem Hochmittelalter trugen die Ritter vernietete metallische Ringgeflechte als Schutz auf einem gepolsterten Gewand. Im 15. Jahrhundert ersetzte vielerorts der schneller herzustellende Plattenpanzer das Kettenhemd.

Ein Revival erlebte es im Ersten und im Zweiten Weltkrieg. Britische Panzerfahrer trugen bei Beschuss einen Gesichtsschutz aus Ketten gegen Metallsplitter. Amerikanische Bomberbesatzungen versuchten sich im Zweiten Weltkrieg mit Kettengeflechten gegen Splitter von Flugabwehrgranaten zu schützen. In jüngster Zeit nutzt das Sondereinsatzkommando der Polizei in München Kettenhemden als Schutz vor Messerstechern. ■



Helden, Dichter und Mythen: Die Britischen Inseln



Dünn besiedelt und ziemlich einsam sind die Gegenden vornehmlich in Irland und Wales, in denen noch heute keltische Sprachen gesprochen werden: Die Idiome überlebten nur in den entlegensten Gegenden am Rande Europas. Vor allem die Iren verstehen sich selbst bis in die Gegenwart als keltische Nation. Unzählige Mythen und Sagen knüpfen an die vorchristliche Zeit an, und nicht nur Touristen schwärmen von keltischer Musik und archaischen Sportarten wie Hurling. Doch unter Wissenschaftlern ist umstritten, ob einst tatsächlich Kelten auf den Inseln lebten.

Die zwei Hügel in der Nähe des irischen Killarney tragen den sinnfälligen Namen „Brüste von Anu“. Anu war eine keltische Muttergottheit.



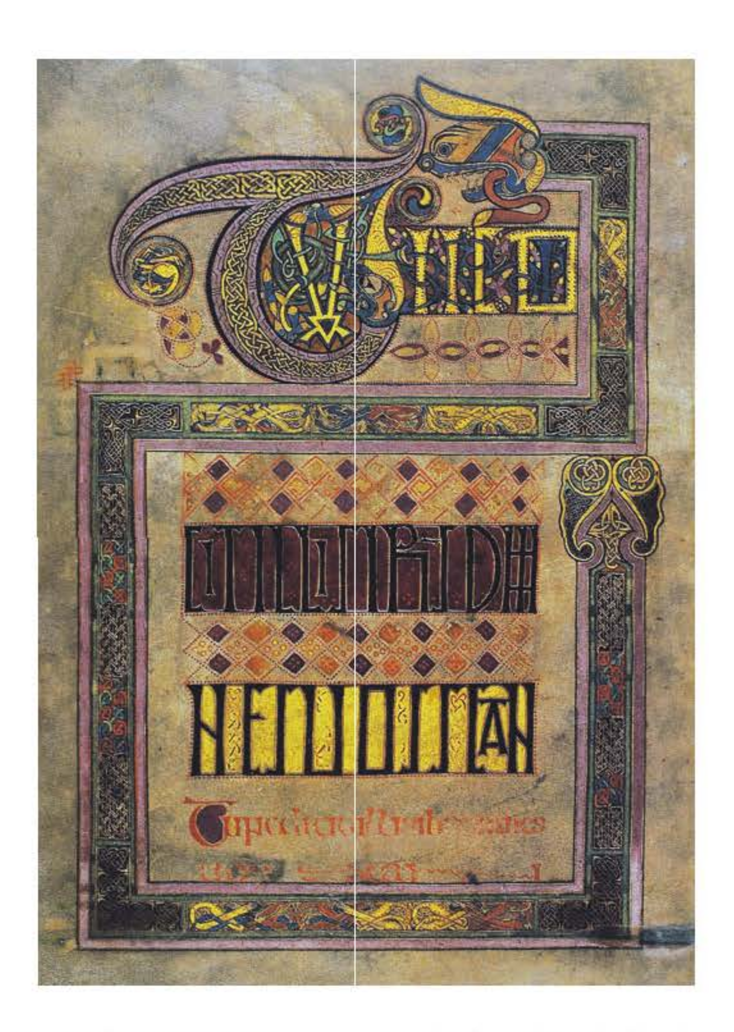
Was verrät die mittelalterliche *irische Literatur* über die heidnische Geschichte der Insel – und was über die keltische Tradition?

Mysterium der dunklen Kuh

Von Torben Müller

An einem 1. Mai in grauer Vorzeit macht ein Schiff beim Slieve-Mish-Gebirge an den südwestlichen Gestaden Irlands fest. Von Bord geht der Anführer Míl Espáne mit seinen Leuten, den Milesiern. Sie sind aus Spanien gekommen, um die Insel zu erobern. Bereits zuvor haben Einwanderer immer wieder versucht, hier Fuß zu fassen. Doch viele wurden von Krankheiten dahingerafft oder von den Fomóiri getötet, dämonischen Wesen, die schon vor der Ankunft der ersten Einwanderer in Irland hausten. Andere wurden von diesen Dämonen unterdrückt und mussten ihnen Tribut entrichten. Erst als die Túatha Dé Danann auf dem Eiland anlandeten und die Fomóiri vernichtend schlugen, endete deren grausame Herrschaft.

Nun fordern die Milesier ihrerseits die Túatha Dé Danann heraus – und gewinnen die Schlacht. Die Überlebenden müssen sich in unterirdische Höhlen und vorzeitliche Hügelgräber zurückziehen, wo sie seither als Elfen und Feen leben. Die Milesier dagegen übernehmen die Macht über die Insel und benennen sie nach der in der Schlacht getöteten Königin Ériu.



Der Evangelist Matthäus (links) und eine Seite mit filigran verziertem Text (oben) im „Book of Kells", der bekanntesten illustrierten Handschrift Irlands *(Trinity College, Dublin)*

So steht es geschrieben im Lebor Gabála Érenn, im „Buch von der Einnahme Irlands", das die Geschichte des Landes von der biblischen Urzeit bis ins 11. Jahrhundert erzählt. Noch im 17. Jahrhundert wurde die Schilderung von der Besiedelung Irlands in mehreren Einwanderungswellen für bare Münze genommen und auch danach immer wieder versucht, einen Bezug dieser Erzählung zur tatsächlichen keltischen Besiedelung der Insel herzustellen. Heute lächeln Forscher darüber.

Trotzdem interessieren sich Historiker für den Lebor Gabála Érenn ebenso wie für die anderen irischen Literaturwerke aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit. Erhoffen sie sich doch, darin Einblicke in den Alltag der damaligen Inselbewohner zu gewinnen und womöglich eine keltische Tradition von der heidnischen Epoche bis zur Gegenwart der Erzähler herstellen zu können. Die Frage ist nur: Wie viel authentische Geschichte aus der vorchristlichen Zeit Irlands steckt überhaupt noch in diesen Quellen?

Im Mittelalter kursierten zahlreiche Sagen und Legenden auf der Insel. Die an den Fürstenhöfen und Königssitzen angestellten Bardischen Dichter konnten Hunderte davon aus dem Gedächtnis erzählen – nur aufgeschrieben hat man die Geschichten lange nicht. Sie wurden ausschließlich mündlich von Generation zu Generation weitergegeben. Und so mancher Er-



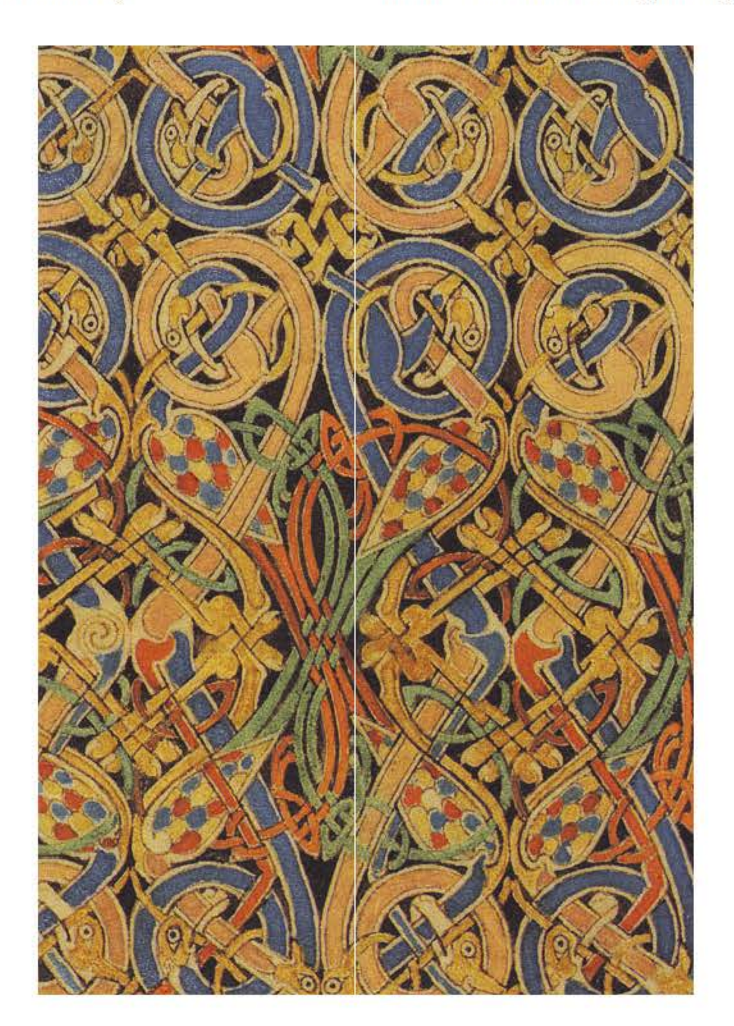
zähler hat dabei sicher die Historie hier und dort zurechtgebogen, um seinen Dienstherrn oder dessen Ahnen in einem guten Licht zu präsentieren und seine Ansprüche auf Stellung und Land zu legitimieren.

Erst nach der Christianisierung begannen Mönche im 7. oder 8. Jahrhundert, die Texte in irischer Sprache zu notieren. Dabei bemühten sie sich, einzelne Stoffe und bruchstückartig erhaltene Motive zu Geschichten zu formen. Das meiste davon ist verloren, doch manches ist in mittelalterlichen Sammelhandschriften wie dem „Lebor na hUidre", dem „Buch der dunklen Kuh", erhalten geblieben.

Ein Blick in diese Manuskripte zeigt, dass sich der Geschmack des mittelalterlichen irischen Publikums von jenem unserer Zeit gar nicht so sehr unterschied: Abenteuer (wie zum Beispiel in „Brans Seefahrt"), Heldentaten der Vorzeit („Geschichte des Rinderraubs von Cuailnge"), Historie („Buch von der Einnahme Irlands") – das sind die Grundthemen vieler irischer Erzählungen jener Epoche.

Da manche dieser Geschichten die Gesellschaft einer auch im Mittelalter längst vergangenen Periode zu beschreiben scheinen, vermuteten manche Forscher noch in jüngster Zeit, dass die Mönche nur behutsam Hand an die Quellen gelegt hätten und es sich weitgehend um heidnische Originalerzählungen handele.

Weil zudem vergleichbares schriftliches Material aus dem festlandkeltischen Altertum fehlte, neigte die Wissenschaft lange dazu, die in den irischen Sagen geschilderten Verhältnisse als schlechthin keltisch zu verallgemeinern. Tatsächlich jedoch bemühte sich die Kirche, die althergebrachten Geschichten mit der christlichen Lehre in Einklang zu bringen. Schließlich hatte auch sie wie die weltlichen Potentaten Macht und Deutungshoheit zu verteidigen.



Illustrationen aus dem „Book of Kells" (l.), einem Meisterwerk frühirischer Buchmalerei, das um das Jahr 800 von irischen Mönchen angefertigt wurde und die vier Evangelien sowie ganzseitige Abbildungen enthält. Berühmt ist die Pergamenthandschrift für ihre reiche und kunstvolle, von keltischen Traditionen inspirierte Ornamentik. Oben eine Illustration aus dem Buch von Lindisfarne.

So vermischte man zum Beispiel in der Geschichtsschreibung des Lebor Gabála Érenn einheimische Erzählungen mit antiken Themen sowie alttestamentlichen Motiven und Figuren wie der Enkelin Noahs.

Und die vorchristlichen Götter entschärften die Bearbeiter gleichsam, indem sie diese einfach als Menschen einer fernen Vergangenheit darstellten. Zudem verknüpften sie heidnische Bräuche mit christlichen Themen und Personen. So wurde das Imbolc-Fest zum Frühlingsanfang am 1. Februar nun zu Ehren der heiligen Brigit gefeiert, der man die Gründung des berühmten Klosters von Kildare zuschrieb und die man als Schutzheilige des Ackerbaus und des Viehs verehrte.

Aber nicht nur die christliche Zensur, auch das schwächelnde kollektive Gedächtnis wird den altirischen Mythen zugesetzt haben: Denn als die meisten der heute erhaltenen irischen Literaturwerke verfasst wurden, war das Land schon lange christianisiert und die Erinnerung an die heidnischen Verhältnisse höchstens noch schemenhaft vorhanden.

Zweifellos, da sind sich Forscher heute sicher, enthalten die mittelalterlichen Texte Fragmente vorchristlicher Überlieferungen. Doch was darin tatsächlich dem uralten Sagengut entspricht und was später hinzugedichtet wurde, ist schwer zu beurteilen. Eine zusammenhängende Mythologie der Inselkelten, wie man sie von den antiken Griechen und Römern kennt, wird deshalb wohl auch nie geschrieben werden. Fällt es schon schwer genug, die vorchristlichen Elemente in den Geschichten überhaupt zu identifizieren, ist es nahezu unmöglich, daraus auf größere Gemeinsamkeiten zur festlandkeltischen Kultur zu schließen. Niemand weiß beispielsweise, ob und in welcher Form altirische Festtage jenen des kaum bekannten gallischen Kalenders entsprechen oder inselkeltische Götter mit denen der Gallier übereinstimmen.

Zwar findet sich manche Parallele – so lebten die Menschen hier wie dort in bäuerlichen Gesellschaften, benutzten teilweise dieselben Vokabeln wie Druide oder rí, das Wort für König, und gaben ihren Kindern Vornamen, die Tierbezeichnungen wie Bär, Wolf oder Eber enthielten.

Doch deshalb von Irland aus auf eine gesamtkeltische Kultur oder Religion zu schließen wäre nicht gerechtfertigt. Zu wenig wissen wir dafür über die Völker, deren Mythen für uns vor allem eines sind: ein Mysterium. ■

Waren die Inselkelten überhaupt echte Kelten? Fragen an den Keltologen Patrick Sims-Williams

Über Grenzen hinweg

SPIEGEL: *Herr Sims-Williams, viele Menschen in Irland und Wales berufen sich auf ihre keltische Vergangenheit, für nicht wenige hängt gar ihre Identität daran. Einige Archäologen behaupten jedoch, die Britischen Inseln seien nie wirklich keltisch gewesen, da sich ihre Kultur von jener der Festlandkelten unterscheidet. Sie sind Sprachwissenschaftler, leben als Engländer in Wales und sprechen Walisisch. Wie sehen Sie die Angelegenheit?*
Sims-Williams: Ich halte das alles für reine Wortspiele. Die Sprachen in Irland, Schottland, Wales und der Bretagne sind keltisch, weil sie verwandt sind mit der Sprache jener Menschen auf dem Kontinent, die Kelten genannt werden. Man kann das vergleichen mit der Verwandtschaft zwischen Isländisch und Deutsch. Auch Island und Deutschland sind ja in archäologischer Hinsicht ganz unterschiedlich, obwohl die Sprachen verwandt sind.

Beide sind germanisch, haben die gleiche Wurzel, nur die eine Sprache hat sich im hohen Norden weiterentwickelt, die andere auf dem Kontinent?

Genau. Es stimmt schon, dass die Menschen der Britischen Inseln von den Griechen und Römern niemals Kelten genannt wurden. Das bedeutet aber nicht, dass ihre Kultur und vor allem ihre Sprache nicht Übereinstimmungen zeigen mit Kultur und Sprache auf dem Festland. Der römische Autor Tacitus beobachtete schon im 1. Jahrhundert n. Chr., dass die Sprache auf beiden Seiten des Kanals ähnlich sei.

Sind die Kelten auf den Inseln denn Ureinwohner oder Migranten?

Die frühesten Verweise auf Kelten von griechischen und lateinischen Autoren stammen aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. Und die frühesten keltischen Inschriften aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. fand man in Südeuropa, an norditalienischen Seen. Aber dieses Spurenbild lässt sich vielleicht auch damit erklären, dass es weiter im Norden noch keine Alphabetisierung oder Schriften gab.

Patrick Sims-Williams war bis 2014 Professor für Celtic Studies an der Aberystwyth University in Wales. Sein Forschungsschwerpunkt sind die keltischen Sprachen von der Antike bis ins Mittelalter.

Man weiß es mal wieder nicht genau, wie so oft bei den Kelten?

Ja, leider können wir nicht sagen, wann die Kelten den Norden erreichten, und auch nicht, wie sie auf die Inseln gelangten.

Haben Sie eine Vermutung?

Die Ortsnamen auf den Britischen Inseln und in Nordfrankreich sind sehr keltisch. Ich denke ja, dass die keltische Sprache in Gallien entstanden ist und sich von dort aus nach Westen, Norden und Osten ausbreitete. Das ist aber nicht viel mehr als gelehrte Spekulation. Die Idee, dass die ersten Kelten an der Quelle der Donau lebten, ist meiner Ansicht nach jedenfalls auf einen Fehler des griechischen Historikers Herodot zurückzuführen. Er hatte ganz falsche Vorstellungen vom Verlauf dieses Flusses.

Es gibt eine heftige wissenschaftliche Debatte darüber, ob die Inselkelten überhaupt Kelten sind. Sie haben in diesem Streit den Begriff des „Keltoskeptikers" eingeführt – was genau meinten Sie damit?

Den Begriff habe ich 1998 als Erster benutzt und ihn aus der Idee des „Euroskeptizismus" entwickelt. So wie „Euroskeptiker" denken, dass Europa kein kohärentes Konzept ist, so wehren sich „Keltoskeptiker" gegen Verallgemeinerungen über Kelten. Damit unterscheiden sie sich von den „Keltomanen", die den Keltennamen inflationär gebrauchen. An der Skepsis gegenüber Verallgemeinerungen ist einiges richtig – man sollte immer genau hinschauen. Aber die Keltoskeptiker machen einen grundsätzlichen Fehler.

Welchen?

Sie konstruieren einen kulturellen Graben zwischen Großbritannien und dem Kontinent, der in der Eisenzeit beginnt und sich bis in die Gegenwart fortschreibt. Heute kann man darin also fast so etwas wie eine historische Rechtfertigung für den Brexit sehen. Es mag sein, dass es in der Eisenzeit einige Unterschiede gab – runde Häuser in Großbritannien gegenüber quadratischen Häusern in Frankreich, wie die Archäologen festgestellt haben –, aber es gab eben auch immer sehr viele Verbindungen über den Ärmelkanal hinweg, wie sich beispielsweise an den Namen von Stämmen und Orten zeigt.

Die Kelten hätten nicht für den Brexit gestimmt?

Wohl eher nicht. Die Menschen auf beiden Seiten des Kanals kooperierten zum Beispiel gegen Julius Caesar. Das war für Caesar ein Grund, Britannien anzugreifen – die Inselkelten ereilte somit ein ähnliches Schicksal wie die Gallier. Caesar sagt auch, dass die gallischen Druiden zur Ausbildung nach Britannien gingen – sozusagen eine Art Vorläufer des heutigen Erasmus-Programms für Studenten. Auch das ist wieder eine Gemeinsamkeit.

Interview: Markus Deggerich

Diese Illustration aus dem „Book of Kells" ist eine Schmuckseite im Text des Matthäus-Evangeliums.





Details aus einer Schmuckseite im Markus-Evangelium im „Book of Kells“. Eine ganze Seite darin misst 33 mal 25 Zentimeter.

Im 19. Jahrhundert grübelten die Briten ernsthaft darüber, wie viel vermeintlich kreatives *„keltisches“ Wesen* unter ihrer angelsächsischen Steifheit stecke.

„Hexen und Koboldwesen“

Von Johannes Saltzwedel

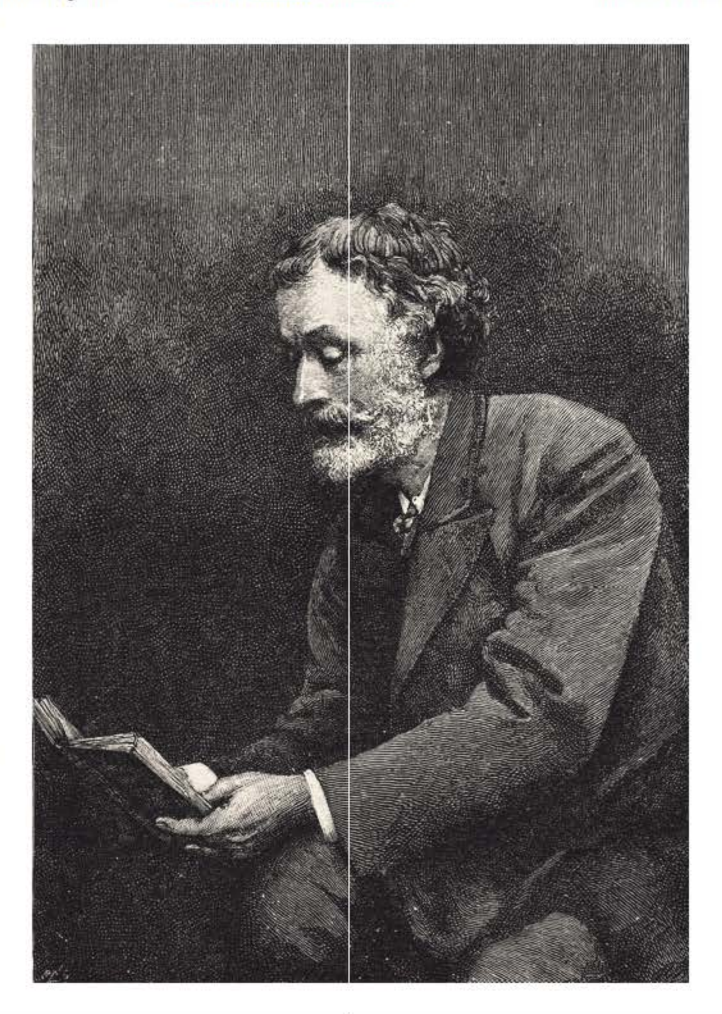
Frauen aus Wales sind nichts als „Wind und Feuer“, sie haben keine stabile Natur, ja, sie sind „Hexen auf dem Besenstiel und unzuverlässige Koboldwesen“. Davon jedenfalls ist Mr Adister überzeugt, eine prototypische Engländergestalt im Roman „Celt and Saxon“, den der viktorianische Romancier George Meredith um 1881 zu schreiben begann.

Meredith (1828 bis 1909), ein hintersinniger Erzähler, hatte seit je über den Unterschied der Stämme in seiner Inselheimat nachgegrübelt: Schon die eigene künstlerische Rastlosigkeit, das visionäre Aufflackern der Einbildungskraft, brachte er mit der volatilen Naturanlage der Kelten in Verbindung, von denen zum Teil abzustammen er sicher war.

Ein riskantes Erbe in seinen Augen: War nicht der „Sachse“, also der urenglische Angelsachse mit seinem behäbigen, fantasielosen Pragmatismus, die zwar prosaischere, aber auch erheblich lebenstauglichere Gestalt? Iren, die Kelten par excellence, neigten dagegen derart zum Überschwang, dass es den biederen „John Bull“ schauern musste.

Die Polarität der Volksgruppen war keineswegs nur eine fixe Idee von Meredith. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts hatte man so viele gälische Dichtungen, schottisches, walisisches und irisches Volksgut, bretonischen Bardensang und andere Zeugnisse entdeckt, dass die Neigung der keltischen Stämme zu seelenschwerer Leidenschaft als ausgemacht galt.

Der französische Gelehrte Ernest Renan widmete 1854 der „Poesie der keltischen Völker“ eine stattliche Studie; 1865/66 folgte ihm sein englischer Kollege Matthew Arnold mit weithin beachteten Vorlesungen über dasselbe Thema. 1877 wurde in Oxford gar ein Lehrstuhl für Keltisch eingerichtet (es gibt ihn bis heute). Grund genug für etliche damalige Literaten, sich dem unübersehbaren „Celtic revival“ anzuschließen.



George Meredith erklärte auch seine eigene Schaffenskraft mit keltischen Wurzeln – und hielt sie für durchaus riskant.

Schon der Schriftsteller Thomas Love Peacock, später Meredith’ Schwiegervater, griff 1829 in einem Roman aus der Zeit des sagenhaften Königs Artus auf walisische Legenden zurück. Viele englische Balladendichter zogen nach, allen voran der verehrte Alfred Lord Tennyson. Noch 1893 nannte der irische Dichter William Butler Yeats einen Erzählband „The Celtic Twilight“ (Das keltische Zwielicht).

Meredith, sonst eher vorsichtig, ergriff in seinem Roman zur Frage nach dem ominösen Wesensgegensatz deutlich Partei. „Kelte und Sachse sind in uns stark vermischt“, behauptete er, „doch das Vorwiegen des sächsischen Blutes zeigt sich an der öffentlichen Missachtung für jede keltische Vorstellung des Ehrenhaften und Liebenswerten.“ Solle die Hoffnung auf „das Ideal eines Landes, eines Großbritannien, das dem Kelten wie dem Sachsen behagt“, erhalten bleiben, dann müsse der plumpe John Bull noch mächtig an sich arbeiten.

Das hätte wohl viele seiner Leser vor den Kopf gestoßen. Nach 19 Kapiteln scheint der erfahrene Romancier bemerkt zu haben, dass die Sache für ein Gesellschaftsporträt im Plauderton doch zu heikel war. Er ließ „Celt and Saxon“ liegen; das Fragment wurde erst nach seinem Tod veröffentlicht. Aber schon 1911 erklärte die „Encyclopaedia Britannica“, Meredith’ exquisite Wortkunst sei letztlich nur „im Licht der keltischen Seite seines Temperaments“ zu verstehen. ■

Ob es den sagenumwobenen *König Artus* je gab, ist ungewiss – ebenso, ob er überhaupt Kelte war. Seiner Popularität tut das keinen Abbruch.

Der Schattenritter



Von Sebastian Borger

Von wegen dunkle Epoche! Auf der Speisekarte des Adels von Cornwall standen Austern und Spanferkel, die Schüsseln stammten aus der heutigen Türkei, getrunken wurde aus feinen spanischen Gläsern – und das alles im späten 5. und frühen 6. Jahrhundert. Broschen und Gürtelschnallen, ein Hufeisen und eine Pfeilspitze aus dem Mittelmeerraum haben die Archäologen zutage gefördert, die seit 2016 auf einer Klippe über der wildromantischen Küste der westlichsten Grafschaft Englands graben. Zum Vorschein kamen robuste, meterdicke Wände aus Stein und Böden aus Schiefer, offenbar Überreste eines Hauses der Herrscher von Dumnonia, wie Cornwall und die benachbarte Grafschaft Devon damals hießen. Eine Art von Königspalast also in Tintagel, just zu jener Zeit, als dort der Überlieferung zufolge eine der berühmtesten Gestalten der Geistes- und Kulturgeschichte weltweit gezeugt wurde. Und so ging prompt eine tolle Story um die Welt: Die Forscher hätten den Palast des legendären König Arthur, wie Artus in Großbritannien genannt wird, entdeckt. „Daraufhin hatten wir vergangenes Jahr 20000 Besucher mehr als sonst", berichtet der Archäologe Win Scutt von der Denkmalschutzorganisation English Heritage. „Dabei hat unser Projekt mit König Arthur nichts zu tun."

Rein wissenschaftlich stimmt das: Im 160-seitigen Bericht über die Ausgrabungen des Sommers 2016 ist von Artus, seinem Schwert Excalibur, dem runden Tisch der Tafelrunde und dem Heiligen Gral mit keinem Wort die Rede. Freilich wissen auch die Archäologen, auf welch sagenumwobenem Grund sie sich bewegen, welche Fantasien ihre mühsame Kleinarbeit bei den interessierten Laien anspricht. Und so sind die vier Grabungsflächen nach märchenhaften Gestalten benannt: den kornischen Königen Geraint und Mark, zudem dem Artusritter Tristan und seiner Geliebten Isolde, einem der berühmtesten Liebespaare der Weltliteratur. „Wir haben ja nichts gegen die Legende", sagt Scutt.

Angeblich tötete Artus in einer Schlacht am Mount Badon 960 Feinde mit eigener Hand.

Die Artus-Überlieferung beruht auf walisischen und bretonischen Erzählungen aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends, so schreibt Bernhard Maier über den „Beitrag der Kelten zur Weltliteratur". Die schmale Sammlung überlieferter Schriftquellen, in denen Artus gepriesen wird, trägt klingende Namen wie Gododdin oder Preiddeu Annwfn (Die Beute Annwfns). Die handelnden Figuren heißen Culhwch und Ysbaddaden Bencawr, Artus/Arthur wird verglichen mit dem Helden Gwawrddur. So weit, so keltisch.

Wie aber kam die Vorstellung vom wohlwollenden Chef untadeliger Ritter zustande? Könnten Ausgrabungen, egal ob in Cornwall oder sonst wo, irgendwann einmal den „echten" Artus ans Licht bringen? Oder handelt es sich bei der mittelalterlichen Rittersage um die Neuinterpretation einer viel älteren, stets nur mündlich weitergereichten Erzählung von einer Gestalt aus der Mythologie?

Wer anhand archäologischer Befunde und dürftigster schriftlicher Zeugnisse nach der historischen Gestalt Artus sucht, verzweifelt entweder rasch oder spricht, wie das „Oxforder Biografische Wörterbuch", etwas hochmütig vom „sagenhaften Krieger und vermeintlichen britischen



König". So umfassend sei unsere Unkenntnis der wichtigen politischen Ereignisse jener Periode, findet der Oxforder Mediävist John Blair, „dass weitere Spekulationen wenig Sinn machen".

Ungewiss ist fast alles, was mit Artus' Ursprüngen zu tun hat, das stimmt. Aber welch reiche, die Fantasie der Menschen seit mehr als 1000 Jahren belebende Spekulation.

Artus-Fantasie aus dem 19. Jahrhundert *(Ölgemälde von Henry Clarence Whaite, Privatsammlung)*

Die Suche nach einem Vorbild aus Fleisch und Blut führt, wie könnte es anders sein, ins Land der Kelten, auf die britische Insel an der Wende vom 5. zum 6. Jahrhundert. Die Römer hatten nach ihrem Rückzug 409 ein Machtvakuum hinterlassen, in das in immer neuen Wellen kriegerische Gruppen von Angeln und Sachsen vorstießen. Es gibt allerlei Hinweise darauf, dass die einheimische Bevölkerung ihren Widerstand gegen die Eroberer nicht so schnell aufgab; Scharmützel, größere Schlachten, eine Art Guerillakrieg dürften mehr als ein Jahrhundert lang an der Tagesordnung gewesen sein.

Wenn es den historischen Artus überhaupt gab, war er ein Warlord in dieser Zeit. Keine zeitgenössische Quelle nennt ihn, die erhaltenen schriftlichen Zeugnisse wurden 300 bis 400 Jahre später verfasst, es kommen Indizien zusammen, mehr nicht. Der walisische Mönch Gildas erwähnt in seiner Philippika „über den Untergang Britanniens“ aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Schlacht am Mount Badon. Die gleiche blutige Auseinandersetzung findet mehrere Jahrhunderte später Erwähnung in einer Liste von zwölf Bataillen, an denen Artus beteiligt war. So schildert es die „Historia Brittonum“, die um 830 entstanden sein dürfte. Vier der Schlachten sollen am gleichen Ort stattgefunden haben, was den Gedanken nahelegt, dass der Mönch die biblische Zahl 12 vollmachen wollte. Artus' Benehmen am geografisch verschwommenen Mount Badon schürt zusätzlich den Eindruck einer mit spärlichen Faktenkrümeln versehenen Fantasiegeschichte: 960 Feinde tötete er angeblich mit eigener Hand.

Die Namen der zwölf Schlachten sind so interpretierbar, dass die Fachleute sie ganz unterschiedlich und in ganz Britannien lokalisiert haben. Wer fantasievoll zwischen den Zeilen liest, kann Artus als Reitergeneral oder als Admiral der Flotte identifizieren, als einen Vertreter des römisch-heidnischen Britanniens oder des Christentums. Aus den spärlichen Angaben eine keltische Kampagne nationaler Befreiung unter Artus' Führung zu basteln, stelle jedenfalls einen „Quantensprung der Fantasie“ dar, findet der Historiker Norman Davies.

Dabei sympathisiert dessen „Geschichte der Britischen Inseln“ (1999) durchaus mit den Anliegen ethnischer und sprachlicher Minderheiten. Vor 900 Jahren aber gerieten die Kelten unter kulturellen Druck. Die Normannen hatten England erobert und mit der Unterwerfung der Einheimischen begonnen. Ihrer Sache keineswegs sicher, hielten sie nach Gruppen Ausschau, die als gemeinsames Feindbild für die französisch sprechende Oberschicht und die englischsprachige Bevölkerung taugten.

Und so beschrieben von den 1120er Jahren an, so hat es John Gillingham rekonstruiert, „französisch sprechende In-



Dilettanten ebenso wie Hochbegabte schmücken die Sage mit immer neuen Details aus.

Darstellung von König Artus und seiner Tafelrunde aus dem 15. Jahrhundert ***(Französische Nationalbibliothek, Paris)***

tellektuelle wie der Historiker Wilhelm von Malmesbury die keltischen Nachbarn als Barbaren". Das neue Klischee von den Volksgruppen im Westen als unzivilisierter Abschaum sollte sich tief in der Psyche der Engländer verankern – jahrhundertelange Unterdrückung von Kornen, Walisern und Iren war die Folge.

Was aber mit einem in den keltischen Volkssagen verwurzelten Helden? Ignorieren ließ sich der berühmte „König Arthur" jedenfalls nicht. Mönche aus dem französischen Laon berichteten von einer Reise durch Südengland im Jahre 1113: Dauernd seien ihnen markante größere Hügel oder Felsvorsprünge gezeigt worden, die Namen wie „Arthurs Sitz" oder „Arthurs Ofen" trugen. Selbst für die Gäste aus den Stammlanden des neuen Regimes führte an Artus kein Weg vorbei.

Die Lösung war so einfach wie genial: Der keltische Vorkämpfer gegen die angelsächsischen Eindringlinge wurde kurzerhand von den normannischen Eroberern als strahlendes Vorbild adoptiert. Den heiklen Auftrag erledigte ausgerechnet ein walisischer Kirchenmann: Geoffrey aus Monmouth im Südosten von Wales. Der Kanonikus an einem Oxforder Gotteshaus verfasste 1136 die „Geschichte der Könige Britanniens", gestützt angeblich unter anderem auf keltisch-walisische Quellen.

Hätte es im Mittelalter Buchhandlungen gegeben, wäre Geoffreys Produkt im Romansektor, Unterabteilung Fantasy, gelandet. Die britische Monarchie wird auf den sagenhaften Trojaner Brutus zurückgeführt, welcher dereinst von Kleinasien in den kalten Nordwesten Europas gereist sein soll. Im Mittelpunkt des Werkes aber steht König Arthur. Geoffrey fügt der Liste von Schlachten erstmals eine Lebensgeschichte hinzu. Er macht Artus zum unehelichen Sohn des Britenkönigs Uther Pendragon und Igerna, der Herzogin von Cornwall. Uther habe sich zum Zweck des illegalen Beischlafs in Tintagel von Merlin so verzaubern lassen, dass er Herzog Gorlois ähnelte, die Ehre der Mutter sei also gewahrt geblieben.

Arthur erbt den Thron. Geoffrey schildert ihn als einen Ausbund an liebenswürdiger Großzügigkeit, Mut, militärischer Fortune und Höflichkeit. Er besiegt die Sachsen, erobert Schottland, Irland und Island, später auch noch Norwegen, Dänernark und Gallien. Erst sein verräterischer Neffe Modred bringt den Helden zu Fall: In der letzten von drei Schlachten fällt Modred, fügt Artus aber selbst schwere Verletzungen bei. Man bringt ihn auf die Insel Avalon zur Rekonvaleszenz. Und wenn er nicht gestorben ist, lebt er dort noch heute.

Kritische Geschichtsschreiber wie Wilhelm von Newbury distanzierten sich schon im 12. Jahrhundert von Geoffreys schamloser Propaganda für seine anglonormannischen Auftraggeber, bis heute traut die Fachwelt dem Mönch von Monmouth nicht über den Weg. Das liegt vielleicht nicht zuletzt an Geoffreys sensationellem Erfolg: Binnen Kurzem kursierten Abschriften, bald auch Übersetzungen seines Werkes in ganz Westeuropa, Artus bewegte die Gemüter.

Dilettanten ebenso wie Hochbegabte plagiierten Geoffrey, schmückten die Sage mit immer neuen Details aus: dem Schwert im Felsen, dem Königshof Camelot, dem Heiligen Gral. Der runde Tisch kommt zum ersten Mal in Wace' Übertragung ins Normannisch-Französische vor. Chrétien de Troyes (1140 bis 1190), der Pionier des höfischen Romans, schreibt über Lancelot und Perceval (Parzival), andere Schriftsteller bringen Tristan ins Spiel.

Artus' Hof wird zum Schauplatz für die Heldentaten und psychologischen Verirrungen anderer, der Held selbst gerät mehr und mehr zur Randfigur im Schatten, seiner keltischen Wurzeln beraubt.

Wie wirkmächtig dieser Artus aber wurde und bis heute bleibt, lässt sich in Tintagel nachvollziehen. Wenige Meter von den Ausgrabungen entfernt, die Artus' angeblicher Lebenszeit gelten, stehen die Ruinen einer Burg aus dem 13. Jahrhundert. Richard, Graf von Cornwall, durch umfangreichen Landbesitz der reichste Mann Englands, ließ sie sich um 1230 bauen.

Vernünftige Gründe wie die Abwehr feindlicher Heerscharen gab es dafür keine. „Es ging ihm ums Prestige und die Assoziation mit der Sage", glaubt der Archäologe Scutt. Und bis heute strömen die Besucher nach Tintagel – Artus forever. ■



Die Republik *Irland* nennt sich „celtic nation“, die Iren verstehen sich als letzte Erben der Kelten. Nur Folklore – oder historische Tatsache? Eine Spurensuche.

Die Hüter des Schatzes



Im Licht der Abendsonne ist der Friedhof von Glendalough der Inbegriff keltisch-irischer Romantik. Die Klostersiedlung südlich von Dublin geht auf den heiligen Kevin zurück, der im 6. Jahrhundert hier lebte.

Von Frank Patalong

Die Reise zu den letzten Kelten beginnt an einem dieser Orte, an denen Irland aus der Zeit gefallen scheint. Die Klosterruine von Glendalough liegt an einem unwirklich schönen Bergsee in den Wicklow Mountains. Ein mächtiger Rundturm wacht über einen uralten Friedhof; unleserliche Grabplatten und halb verwitterte keltische Kreuze ragen windschief aus der Erde. Es ist das ultimative Klischee: Wer am Abend kommt, erlebt dort, wie die Zeit stillsteht.

Die Insekten allerdings ruhen nicht. Julius ringt um Beherrschung. Die Fernbedienung in der Hand, starrt der Fotograf mit zusammengekniffenen Augen in den Abendhimmel und versucht, seine Kameradrohne über den uralten Friedhof zu führen, während Tausende mikroskopisch kleine Sumpfstechfliegen sein Gesicht ansteuern. Keine Chance. Wir fliehen in einen der umliegenden Pubs. Dort spielt die passende Musik, der Soundtrack zum keltischen Ambiente: Dimmdi, dimmdi, dimmdi – Dideli! – failte go hÉireann, willkommen in Irland!

Wer Kelten sucht, muss nach Irland fahren. Die Insel ganz im Westen des Kontinents gilt als letztes Refugium der keltischen Kultur, als eine Art wildromantisches Biotop, in dem das vorchristliche Erbe allgegenwärtig ist und sich mit der Gegenwart zu etwas Einzigartigem mischt. Die Iren nennen es „Irishness", pflegen es als Teil der nationalen Identität. Doch wie lebendig ist die Tradition tatsächlich? Und, ketzerisch gefragt: wie viel davon ist authentisch keltisch?

Vor uns liegt eine Spurensuche in einem Land, das sich in den vergangenen Jahren fast unvorstellbar schnell verändert hat. Als das Land 1973 der EU beitrat, galt es noch als Schwellenland. Bis weit in die Achtziger hinein waren weite Teile bitterarm, die Infrastrukturen kümmerlich, vom Kontinent aus war es nur mühsam erreichbar. In Pubs rezitierten Greise mit dünner Stimme uralte Heldengedichte, und alle saßen und lauschten totenstill. Erst wenn der Alte sich setzte, sagte man leise: „mhaith thú", „gut gemacht". Und dann begann vielleicht einer mit hoher Kehlstimme das wunderschöne „Ardaigh Cuan" zu singen, ein gälisches Heimwehlied, gesungen in einer der letzten verbliebenen keltischen Sprachen:

„Agus och och Éire 'lig is ó
Éire líonn dubh agus ó
Sé mo chroí tá trom agus brónach!"

In den Neunzigern aber kam der Wirtschaftsboom: Fast über Nacht rückte Irland näher an Europa heran. Der „celtic tiger" brüllte, Billigfluglinien machten aus der Insel am Rande Europas ein preiswertes Ziel für lange Wochenenden. Die Erzähl- und Singrunden verschwanden aus den Pubs, viele wurden zu glitzernden Nachtklubs mit wummernden Bässen. Doch wie viel von einer Kultur, die ihr Überleben vor allem der schützenden Isolation verdankte, kann unter diesen Umständen überleben? Ist es vielleicht schon zu spät für die Suche nach den keltischen Wurzeln?

Wer sich die Werbeseite des irischen Tourismusverbands ansieht, bekommt einen anderen Eindruck. Aktuell finden sich 280 Artikel im Archiv, in denen es um Kelten und keltische Kultur geht. Der Irish National Heritage Park bei Wexford im Südosten der Insel ist eines der empfohlenen Ziele. „Der Park bietet eine authentische Rekonstruktion des kulturellen Erbes Irlands" steht da. Klingt gut, da fahren wir hin.

Am nächsten Morgen steht Susan O'Gorman, in ein altertümliches braunes Gewand gekleidet, hinter einem Gast und hält ihn mit einer Hand an der Schulter fest. „Die Kinder sollten jetzt mal wegsehen!", ruft sie. Dann fährt sie dem Mann mit einem kleinen Steinmesser über den Hals und simuliert schnelle Stiche in sein Herz. „Öarrgh!", röchelt der freiwillig Hingerichtete angemessen theatralisch, und die Zuschauer lachen, der Geopferte lacht mit.

Er steht inmitten eines Cromlech-Steinkreises, wie es sie in Irland so viele gibt, es sieht aus wie eine Miniaturausgabe von Stonehenge. „Allein in den südlichen Grafschaften Kerry und Cork haben wir bisher 148 davon gefunden. Im Norden gibt es Gebiete mit ähnlich vielen", erklärt Susan O'Gorman.

Steinkreise, Dolmengräber und Menhire – ganze Generationen haben bei Asterix gelernt, wer die einst angeblich aufstellte: keltische Druiden. Aber das, sagt Susan O'Gorman, sei eindeutig falsch: „Diese Steinbauten haben mit Kelten nichts zu tun! Die Kelten standen genauso staunend davor wie wir, als sie zum ersten Mal nach Irland kamen."

Die Fremdenführerin erklärt den Besuchern des Heritage Parks die 9000 Jahre zurückreichende Vergangenheit ihrer Insel. „Keltisch ist daran eigentlich sehr wenig", gibt sie zu. Erst rund 500 Jahre v. Chr. kamen die Kelten auf die Insel, so erzählt es O'Gorman. Sie nutzten, was sie vorfanden, und bauten selbst wenig: ein halb nomadisch lebendes Rinderhirtenvolk, das mit leichtem Gepäck reiste und seine wenigen Gebäude meist aus Holz konstruierte. Nur eines der Bauwerke im Heritage Park ist eindeutig keltisch: ein in Irland Crannóg genanntes Ringfort aus einem Erdwall, hölzernen Wehrgängen und Holzhäusern darin. So etwas bauten Kelten, damit die Nachbarn das Vieh nicht klauen konnten.

Dann kamen Wikinger, Sachsen und Normannen, ihre Kulturen und Religionen überlagerten sich, bis alles aufging in einem Potpourri mit spezifisch irischer Prägung. Das keltische Erbe, sagt O'Gorman, sei rein sachlich betrachtet nur ein kleiner, weit zurückliegender Teil des kulturellen Erbes der Insel. Man kennt es aus Waffen- und Werkzeugfunden sowie Grabbeigaben, vor allem aber aus überlieferten Erzählungen.

Die tatsächlich keltischen Bauwerke sind oft nur mehr Abdrücke in der Landschaft, Reste von Gräben oder Wälle. Das macht das keltische Erbe schwer greifbar. „Gibt es nicht etwas, was man gut fotografieren oder filmen kann?", fragt Fotograf Julius, der enttäuscht ist, wie wenig Keltisches er im Heritage Park ablichten kann. Er denkt an keltische Zeremonien: altertümlich kostümierte Menschen, die irgendwelche Kulte vollziehen. Die gibt es, und zu den keltischen Festtagen werden sie immer zahlreicher: Manche sind touristische Events, manche neuheidnische Festivals, die an druidische Traditionen erinnern sollen.

„Keltisch ist an der Vergangenheit der Insel nur sehr wenig", gibt die Fremdenführerin zu.

Wir treffen Dara Molloy, den Druiden der Insel Inishmore, in einem gediegenen Café in Galway, ganz im Westen. Der Druide ist ein elegant gekleideter Mann Ende sechzig, sein weißer Bart ist perfekt getrimmt. Wenn er mit sonorer Stimme spricht, stützt er seine Aussagen mit sparsamen, aber eindrücklichen Gesten. In wenigen Stunden wird er im Theatergebäude der Universität Galway zwei Frauen trauen: rechtskräftig, in einem Ritual, das er als keltisch bezeichnet.

Der keltische Zeremonienmeister, der früher einmal katholischer Priester war, wird ihnen ein Band über die Hände le-



Im Irish National Heritage Park in Wexford lernt der Besucher, welche Kulturen der Insel ihre Spuren aufdrückten. Die Kelten hinterließen Symbole auf einem Stein (o.) – aber kaum Bauwerke, erläutert Fremdenführerin Susan O'Gorman (l.).



Druide Dara Molloy (o.) war früher katholischer Priester, jetzt will er das spirituelle Erbe der Kelten vermitteln. Lebendig ist die gälische Tradition in den Sprach-Enklaven an der Westküste, einsamen Gegenden wie Connemara, wo Gehöfte wie verloren zwischen den typisch irischen Steinmauern stehen (r.).

gen und sie mit einem Knoten fürs Leben verbinden, mit einer Adlerfeder wird er die Kräfte der Luft beschwören. Er ist Profi: Jährlich 200 Ehen, Kindersegnungen und Beerdigungen begleitet er mit seinen keltischen Ritualen überall im Land. Die Nachfrage steige stetig, sagt er: „Die katholische Kirche verliert an Einfluss, und das eröffnet Möglichkeiten für die Rückbesinnung auf ältere Traditionen. Da sehe ich meine Aufgabe: den Leuten zu zeigen, dass wir ein großartiges spirituelles Erbe besitzen."

Molloy sieht sich in einer druidischen Tradition, sie reiche bis zu 10 000 Jahre zurück, behauptet er. Seine Rituale wurzeln in frühen christlichen Traditionen, in keltischen Überlieferungen und in schamanischen Vorstellungen. Die Natur ist darin wichtig, alles ist irgendwie beseelt. Das sind beliebte Motive neuheidnischer Bewegungen, populär in esoterischen Zirkeln. Für jene, die keiner Religion mehr folgen, bedienen sie spielerisch das Bedürfnis nach unverfänglicher Feierlichkeit in besonderen Momenten.

Aber ist das alles auch keltisch?

„Da wir kein anderes Wort dafür haben", antwortet Molloy, „können wir es keltisch nennen. Das bedeutet nicht unbedingt reine keltische DNA, aber keltisch geprägte Kultur. Keltische Kultur gehört zu unseren Wurzeln!" Viele der wiederbelebten Bräuche sind tatsächlich älter als das Christentum, wie Molloy sagt. Und sie wurden in Irland nie ganz vergessen: die Maifeuer, das in Amerika zu Halloween verniedlichte Samhain, die Sonnenwenden. Auch die in Irland oft christlich maskierte Verehrung heiliger Brunnen, an denen man Opfer- oder Fürbittengeschenke ablegt, hat wohl keltische Wurzeln.

Und manche irischen Gottheiten erwiesen sich als derart populär, dass das Christentum ihre Kulte assimilierte und die Gottgestalten zu Heiligen umdeutete: Saint Brigid von Kildare, eine der drei Schutzheiligen Irlands und die wohl populärste Figur im reichhaltig besetzten Heiligen-Pantheon der Insel, begann ihre Karriere wohl etliche Hundert Jahre vor Christi Geburt als keltische Göttin.

An Orten wie dem privat geführten Saint Brigids Garden im Berg- und Seenland von Connemara: Hier wird mit Gartenbau, Poesie und archaischer Ornamentik der keltische Geist Irlands gefefeiert, kommt vieles von dem zusammen, was sowohl von der Geschichte schwärmende Iren als auch Touristen suchen. So ist das, wenn Irland von sich und seinen Wurzeln träumt: Das Keltentum dient der Sinnsuche, wird zur vagen Sehnsucht. Es ist zuckersüß und sehr idealisierend, die oft archaisch-brutale Seite der überlieferten alten Mythen wird ausgeblendet. Man könnte auch sagen: Es ist ein reich verziertes Hippie-Keltentum.

Für Colmán Ó Raghallaigh hingegen ist das Keltische vor allem eine politische, ziemlich aktuelle Sache. Er ist Autor und Verleger, schrieb Theaterstücke für Kinder und begann vor rund zehn Jahren damit, alte keltische Mythen als Graphic Novels auf den Markt zu bringen. Einige davon wurden Bestseller mit hoher fünfstelliger Auflage, die alten Geschichten damit zum ersten Mal in zeitgemäßer Form für junge Leser zugänglich. Das Besondere an seinen Werken: Es gibt sie nur auf Gälisch. Er ist nicht grundsätzlich gegen Übersetzungen. „Nur auf Englisch will ich sie nicht sehen, obwohl ich damit wirklich Geld verdienen könnte!"

Die Sprachfrage ist der Punkt, an dem aus dem freundlichen Kinderbuchschreiber, dessen Bücher als Lehrmaterial an Schulen dienen, ein kämpferischer Kulturaktivist wird. Wenn es aufs Gälische kommt, kann Ó Raghallaigh sich in Rage reden: „Die Regierung tut nicht genug dafür!", schimpft er. Zwar gebe es Förderungen für die Gaeltacht-Gebiete, jene Sprach-Enklaven an der Westküste, in denen noch Gälisch gesprochen wird, aber das reiche nicht: „Die Sprache ist auf dem Rückzug. Auf der einen Seite kommen Leute aus aller Welt nach Irland, um Gälisch zu lernen. Auf der anderen Seite ist das Niveau der Sprachvermittlung an Irlands Schulen finster!"

Dort lernt prinzipiell jeder Ire Gälisch, seitdem Éamon de Valera, ehemals Premierminister und mehr als 50 Jahre lang eine der beherrschenden Figuren der irischen Politik, dies 1937 in der Verfassung verankern ließ. Doch das, was im Unterricht gelehrt wird, sei ein künstliches Hochirisch, sagt Ó Raghallaigh. Mit dem, was in den höchst lebendigen Sprach-Enklaven an der Westküste gesprochen werde, habe es kaum etwas zu tun. „Für mich ist das Irische die Essenz dessen, was Irland ausmacht. Unsere Ortsnamen, die Bezeichnungen aller markanten Punkte unseres Landes, unsere Personen- und Familiennamen, selbst unsere Art, Englisch zu sprechen oder unsere Weise, die Welt wahrzunehmen und in Worte zu fassen, kommt aus dem Irischen. Wenn wir das verlören, würden wir den Kern unseres Wesens verlieren. Wir wären keine Iren mehr."

Ó Raghallaigh vertritt mit seiner Ablehnung des Englischen eine ziemlich radikale Position, doch ganz abseits steht er damit nicht. Obwohl nur eine Minderheit im Alltag Gälisch spricht und die Mehrheit nur wenige Phrasen beherrscht, nennen die Iren das keltische Idiom „unsere Sprache", es ist Teil ihres Selbstverständnisses. Prinzipiell sollte man deshalb eigentlich Gälisch sprechen können. So sehen das wohl die meisten Iren, zumindest seit dem 19. Jahrhundert.

Jahrhundertelang war Gälisch die Sprache der Armen und oft auch Ungebildeten gewesen. Der große irische Satiriker Myles na gCopaleen brachte das auf die Formel, Irisch sei die Sprache, in der es kein Wort für Frühstück gebe: Stattdessen sage man Frühkartoffel, Mittagskartoffel und Abendkartoffel. Am Gälischen erkenne man also die, die von der Hand in den Mund lebten.

In der Zeit, als Irland eine von Großbritannien dominierte Kolonie war, wurde das exotische Idiom als Geheimsprache des Widerstands genutzt. Kein Wunder, dass sich auch die irische Emanzipationsbewegung des 19. Jahrhunderts darauf besann. Die gälische Sprache, uralte keltische Mythen und angeblich archaische, vor allem aber spektakulär rustikale Sportarten wie Hurling wurden aufgewertet und gefördert, sie entwickelten sich zu Symbolen für die irische Identität und die kulturelle Abgrenzung vom übermächtigen Nachbarn England.

Jahrhundertelang war Gälisch die Sprache der Armen und Ungebildeten – nun ist es Symbol für die irische Identität.

Sich Ire zu nennen war nun kein Makel mehr, sondern lieferte die romantischen Ideale für den blutigen Freiheitskampf bis zur irischen Unabhängigkeit 1921. Es machte aus dem Zwist zweier kulturell eng verbundener Nationen eine ethnische Frage. Auf der einen britischen Insel leben demnach die Iren, Keltenabkömmlinge also. Die Bewohner der anderen nennt man auf Gälisch bis heute Sasanach – Sachsen. Seit 1937 ist Gälisch als Landessprache in der irischen Verfassung verankert: „Éire" heißt der Staat seitdem offiziell, und alle seine Funktionsträger haben irische Bezeich-

nungen; den besiegelte die Trennung von England.

In Nordirland ist das keltische Selbstverständnis, das sich vor allem im Sprechen des Gälischen manifestiert, bis heute ein politisch brisantes Thema. Der britisch beherrschte Reststaat im Norden war aus dem Bürgerkrieg hervorgegangen: Vornehmlich schottischstämmigen Protestanten wurden dort Sonderrechte zugestanden, die fast durchweg katholischen Iren wurden zur diskriminierten Minderheit im eigenen Land.

Über Jahrzehnte hinweg war Sinn Fein, der politische Arm der proirischen Terrororganisation IRA, größter Förderer der gälischen Kulturorganisationen im Norden. Noch im Frühjahr 2017 zerbrach die gemeinsame Regierung von Protestanten und Katholiken unter anderem an einem Streit über die staatliche Gälisch-Förderung. Für Republikaner und irische Linke bedeutet das Bekenntnis, „celtic" zu sein, noch immer, sich ausdrücklich von Großbritannien und vom britischen Kolonialerbe zu distanzieren.

Die meisten Besucher Irlands nehmen diese kämpferische Seite des Themas nicht wahr. Sie denken beim Stichwort „Kelten" an sommersprossige Jungen und Mädchen, die seltsame, hüpfende Tänze vollführen, schon als Babys eine Tin-Whistle in die Hand gedrückt bekommen, später seltsame Instrumente wie Bodhran oder die Uillean-Pipes spielen und natürlich alle singen können – eine Art europäische Ureinwohner, „Irianer".

Und irgendwie erwarten die Iren so etwas auch von sich selbst. Sie beschreiben ihre „Irishness" vor allem anhand insulärer Besonderheiten, die das keltische Element ihrer Kultur betonen: die irische Sprache, keltische Sportarten, die Musik, die Ornamentik.

Clodagh Downey, Dozentin für Alt- und Mittelirisch sowie Keltische Zivilisation an der Universität Galway, sieht das etwas anders. Zwar schwärmt auch sie von der mundartlichen Überlieferung der Insel, der reichhaltigsten, die es im gesamten nordwestlichen Europa gebe: „Es existieren Hunderte schriftlicher Quellen und eine bis heute überlieferte Sprache, die hier in der einen oder anderen Form seit 2000, vielleicht sogar 2500 Jahren gesprochen wurde!"

Gefragt nach dem wirklich authentisch Keltischen, wird die Wissenschaftlerin jedoch nüchterner: „Man kann kaum etwas direkt auf die Kelten zurückführen, alles hat sich mit anderen Einflüssen vermischt", sagt sie. Manches an den Volkserzählungen, Märchen und alten Überlieferungen sei somit keltisch – vieles aber auch nicht.

Dass Hippie-Keltentum und romantisierende Folklore selten so differenziert auf die Vergangenheit schauen, sieht sie jedoch gelassen: „Solche Dinge geben vielen Menschen etwas, sie sind ihnen wichtig. Das muss man respektieren", sagt sie. Auch sie selbst mag nicht ganz von der Tradition lassen: „Für mich persönlich ist der keltische Aspekt ein Grundpfeiler meines Selbstverständnisses", sagt sie: „Es ist aber wichtig zu sehen, dass es hier auch andere Vorfahren und Einflüsse gab."

„Irisch" ist heute nicht mehr mit „keltisch" gleichzusetzen, so viel ist an diesem Punkt der Reise klar. Aber bis heute steckt auch etwas Keltisches im Irischen. Ist das schon die ganze Antwort auf die Frage nach dem keltischen Erbe? Wie sehen das jene, die sich selbst als Europas letzte Kelten begreifen: die Menschen, die Gälisch als Muttersprache sprechen?

Am Freitagnachmittag, zum Auftakt des Traidphicnic-Festivals im 250-Einwohner-Örtchen Spidéal an der Westküste, haben Orla Leavy, Macdara Curran, Rian Sheridan, Séamus Ó Flatharta und seine Schwester Caoimhe Ní Fhlatharta ihren großen Auftritt. Sie sind alle zwischen 16 und 18 Jahre alt, bringen aber zusammen mehr als 60 Jahre Musikerfahrung auf die Bühne.

Die fünf Youngster spielen die auf wiederkehrenden Mustern beruhenden Reels und Jigs: schnelle Tänze, wie man sie vor ein paar Hundert Jahren noch überall in Westeuropa hörte. Auch das ist eigentlich nicht keltisch, sondern eine Art archaische Popmusik.

Video: Keltische Traditionen in Irland



spiegel.de/sg052017irland oder in der App DER SPIEGEL

Sie spielen so professionell, als brächten sie jede Nacht den Pub zum Kochen. Und tatsächlich tun sie das auch ziemlich oft: Jeder in der Gegend kennt die Kids, die drei Pubs des Ortes sind fast so etwas wie die Wohnzimmer von Spidéal: Klar, dass man sich hier von Kindesbeinen an musikalisch erprobt. Es gehört zum Gaeltacht-Leben.

Rian ist der Einzige der Gruppe, der nicht aus einer Familie kommt, wo zu Hause Gälisch gesprochen wird. Seine Eltern haben ihn auf der kleinen Insel Inishmore zur Schule geschickt, damit er die Sprache perfekt lernt. Die Insel mit ihren rund tausend Einwohnern sei echt cool. Und klar, sagt er, den Druiden kenne er auch: „Haben Sie ihn schon getroffen?"

Man kennt sich eben in den gälischen Sprach-Enklaven. Die von Connemara beginnt gleich hinter Spidéal, knapp 15 Kilometer westlich von Galway. Wer auf die Hochmoore fährt, begreift schnell, was eine Gaeltacht ausmacht: Sie ist einsam und menschenleer, sonst wäre sie keine Enklave – die Sprache überlebte nur in den entlegensten Ecken.

Schon deshalb gilt jede Gaeltacht als fast grundsätzlich bedroht: Man kann sich vorstellen, wie abgeschnitten sie vom Rest der Welt gewesen sein muss, bevor der moderne Verkehr kam. Seitdem gibt es zwar Besucher, doch die Jungen zieht es fort aus den Örtchen, in denen es zu wenig Arbeit gibt und zu wenig Zukunft. Und, vom Pub abgesehen, auch viel zu wenig „craic", wie das in Irland heißt – Spaß, Entertainment. Oder vermisst hier niemand einen Nachtklub, mehr Coolness, mehr Weltläufigkeit?

Ach was, winkt Séamus ab: „Trad", wie die traditionelle Musik Irlands bei den Jüngsten salopp heißt, sei Kult und wieder im Kommen. „Wir hören das gern, uns ist diese Musik wirklich wichtig, weil sie aus Irland ist. Sie ist einzigartig." Sie wissen, dass es etwas Besonderes ist, in der Sprach-Enklave zu leben, sie sind definitiv stolz darauf. Gälisch zu sprechen, sagt Séamus, fühle sich für sie ganz normal an. „Aber es ist schon speziell, so eine Art Geheimsprache zu haben, die man untereinander sprechen kann, wenn man in die größeren Städte geht."

„Uns ist schon klar, dass wir die Letzten sind. Wir sterben gerade aus", sagt Rian, und alle müssen lachen.

Und diese Keltensache? Fühlt man sich als Kelte, wenn man aus der Gaeltacht kommt? „Irgendwie schon", sagt Rian. „Uns ist schon klar, dass wir die Letzten sind. Wir sterben gerade aus." Darüber müssen alle lachen. Und Séamus fügt schnell hinzu: „Wir tun alles, was wir können, um für die Sprache und die Kultur zu werben."

Noch ist ihr Erbe lebendig. ■



Das nachgebaute keltische Ringfort im Irish National Heritage Park von Wexford (o.) ist eines der wenigen plastischen Beispiele für die Vorgeschichte der Insel. Literarische Zeugnisse in gälischer Sprache hingegen gibt es unzählige – sie stammen allerdings aus späterer Zeit, so wie die Manuskripte, die die Keltologin Clodagh Downey untersucht (l.).


INTER CLUB



Mann gegen Mann

Kampfstark sind die „Celtics" bis in die Gegenwart, wie das Bild aus einem Spiel um den Europapokal der Landesmeister 1972 gegen Inter Mailand beweist. Zehn Millionen Fans weltweit denken beim Stichwort „Celtic" zuerst an einen der berühmtesten Fußballklubs der Welt: den Celtic FC Glasgow. Gegründet wurde er 1887 von einem irischen Mönch, der damit Spenden für die Kinder armer irischer Einwanderer in Schottland sammeln wollte und ein Mittel gegen die Fremdenangst suchte, die den katholischen Migranten oft entgegenstieß. Die Idee ging nicht auf: Schottische Protestanten sammelten sich um den Lokalrivalen der „Glasgow Rangers", das Lagerdenken hält sich bis heute.

Überblick

Bernhard Maier: *Die Kelten. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart.* C.H. Beck; 383 Seiten; 28 Euro.
Die ganze Bandbreite der keltischen Geschichte und ihrer Rezeption fächert der Religionswissenschaftler und Keltologe Maier in seiner Darstellung auf: Ein erster Teil behandelt die antiken Kelten, ein zweiter die mittelalterlichen Kulturen der Britischen Inseln, ein dritter die Nachwirkungen der Kelten bis in die Gegenwart. Gut strukturiert und mit unzähligen Details ein wirklich umfassender Überblick.

Einstieg

Dorothee Ade, Andreas Willmy: *Die Kelten.* Theiss Wissen Kompakt; 200 Seiten; 19,95 Euro.
Wer mit leicht zugänglicher und zugleich fachlich hoch versierter Lektüre ins Thema finden will, liegt mit diesem Buch richtig. Die Autoren konzentrieren sich auf die antiken Kelten und ihre Kultur und warten mit profundem Wissen über die keltische Lebenswelt auf.

Aufsatzsammlung

Stefan Zimmer (Hg.): *Die Kelten. Mythos und Wirklichkeit.* Konrad Theiss; 240 Seiten; derzeit nur antiquarisch.
Aufsätze schreiben Forscher normalerweise für ein Fachpublikum. In diesem Buch aber richten sie sich ausdrücklich an interessierte Laien: Anknüpfend an verbreiteten Mythen und Vorurteilen, schildern die Experten, was die Wissenschaft inzwischen etwa über Druiden, die keltische Sprache oder das keltische Recht herausgefunden hat, und versuchen auf diese Weise, das Bild über die Kelten zurechtzurücken.

Sachbuch

Martin Kuckenburg: *Die Kelten.* Konrad Theiss; 238 Seiten; 49,95 Euro.
Auch dies ist ein fachlich kundiger Überblick von der Hallstatt- über die Latènezeit bis zu den keltischen Traditionen in England und Irland – diesmal aber mit vielen Bildern. Eine kleinteilige Gliederung innerhalb der Kapitel erleichtert den Zugang zum reichhaltigen Stoff.

Katalog I

***Die Welt der Kelten. Zentren der Macht – Kostbarkeiten der Kunst.* Jan Thorbecke; 552 Seiten; derzeit nur antiquarisch.**
Eine schier unerschöpfliche Fundgrube für Keltenwissen bietet der Katalog der Großen Landesausstellung Baden-Württemberg von 2012. Die Fachaufsätze sind reich bebildert, der Schwerpunkt liegt auf der vorchristlichen Zeit, doch Großbritannien und Irland werden bis ins 8. Jahrhundert behandelt. Für alle, die tiefer ins Thema einsteigen wollen.

Katalog II

Meinrad Maria Grewenig (Hg.): *Die Kelten. Druiden. Fürsten. Krieger. Das Leben der Kelten in der Eisenzeit vor 2500 Jahren.* U. a. NZZ Libro; 287 Seiten; derzeit nur antiquarisch.
In diesem Katalog einer Ausstellung im Museum Weltkulturerbe Völklinger Hütte von 2010 stehen die Bilder im Mittelpunkt: Eine keltische Kostbarkeit folgt auf die nächste, alle sind wunderschön auf schwarzem Hintergrund fotografiert. Jedes Stück ist mit ausführlichen Erklärungen versehen, die auch Wissen über keltische Gewohnheiten und keltische Handwerkskunst vermitteln. Zum Staunen und Blättern.













Impressum

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG
Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Telefon (040) 3007-0, -2700 (Kundenservice)

Telefax (040) 3007-2246 (Verlag), (040) 3007-2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de

Herausgeber Rudolf Augstein (1923 bis 2002)

Chefredakteur Klaus Brinkbäumer (V. i. S. d. P.)

Stellv. Chefredakteure Susanne Beyer, Dirk Kurbjuweit, Alfred Weinzierl

Redaktionsleitung Dr. Susanne Weingarten, Dr. Eva-Maria Schnurr (stellv.)

Redaktion Markus Deggerich, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel

Redakteurin dieser Ausgabe Dr. Eva-Maria Schnurr

Chef vom Dienst Thomas Schäfer

Gestaltung Ralf Geilhufe, Nils Küppers, Florian Rauschenberger

Bildredaktion Frank Dietz

Infografik Ludger Bollen, Max Heber, Gernot Matzke

Schlussredaktion Gartred Alfeis, Ulrike Boßerhoff, Dörte Karsten, Katharina Lüken, Sandra Pietsch

Dokumentation Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.); Johanna Bartikowski, Viola Broecker, Jonathan Janssen, Michael Jürgens, Sonja Maaß, Tobias Mulot, Heiko Paulsen, Andrea Sauerbier, Marc Theodor

Titelbild Katja Kollmann, Johannes Unselt (stellv.); Suze Barrett, Iris Kuhlmann

Organisation Heike Kalb, Kathrin Maas, Elke Mohr

Produktion Usch Overbeck, Martina Treumann

Herstellung Silke Kassuba; Mark Asher

Verantwortlich für Anzeigen André Pätzold

Anzeigenobjektleitung Johannes Varvakis

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2496, www.spiegel.media

Verantwortlich für Vertrieb Stefan Buhr

Druck appl druck GmbH & Co. KG, Wemding

MIX Papier FSC FSC® C004592

Objektleitung Manuel Wessinghage

Geschäftsführung Thomas Hass

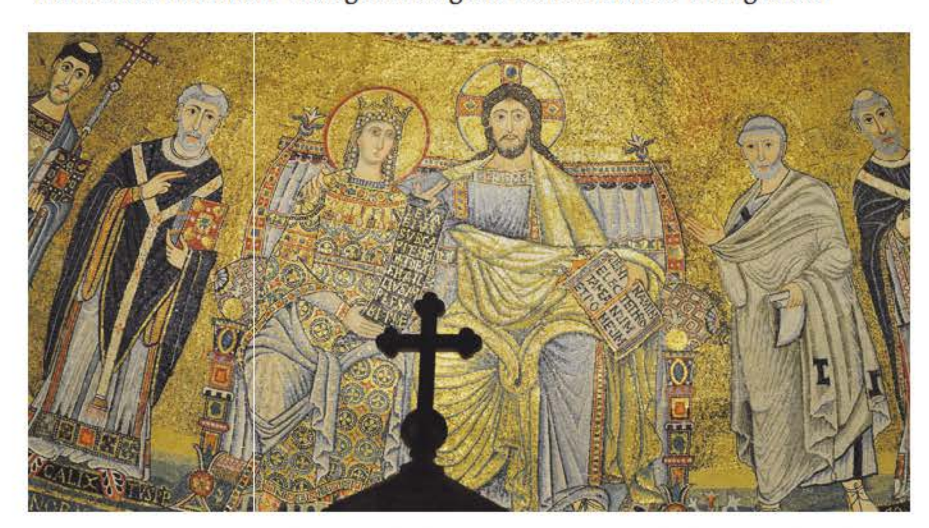
 ISSN 1868-7318



Titelbild: UNITED ARCHIVES / MAURITIUS IMAGES
Seite 3: JULIUS SCHRANK / FÜR SPIEGEL GESCHICHTE
Seiten 4–5: CHRISTOPHE BOISVIEUX / LAIF, WOLFRAM SCHEIBLE, BERTRAND MEUNIER / TENDANCEFLOUE / AGENTUR FOCUS, JULIUS SCHRANK / FÜR SPIEGEL GESCHICHTE
Seiten 6–15: BPK / SCALA, AKG, JOSEF KOUDELKA / MAGNUM PHOTOS / AGENTUR FOCUS, HULTON ARCHIVE / GETTY IMAGES, ASTERIX® - OBELIX® - IDEFIX ® / © 2017 LES ÉDITIONS ALBERT RENÉ, MARY EVANS / INTERFOTO, STEVE MEDDLE / REX / SHUTTERSTOCK / ACTION PRESS, IMAGO / CINEMA PUBLISHERS COLLECTION, SOTHEBY'S / AKG
Seiten 16–17: BERTHOLD STEINHILBER / LAIF
Seiten 18–21: GLOW IMAGES, LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE IM RP STUTTGART, AKG / PIETRO BAGUZZI, BERTHOLD STEINHILBER / LAIF, HANS GEORG ROTH, ULLSTEIN BILD, ART ARCHIVE / FOTOFINDER.COM, ERICH LESSING / AKG (2), MARY EVANS / INTERFOTO, UNIVERSAL IMAGES GROUP / GETTY IMAGES, BRIDGEMAN IMAGES, AUFWIND-LUFTBILDER / VISUM, PHOTOAISA / INTERFOTO, SCIENCE SOURCE / MAURITIUS IMAGES, LOOK, AKG / MARK DE FRAEYE, AKG, UNITED ARCHIVES / MAURITIUS IMAGES
Seiten 22–27: ERICH LESSING / AKG (3)
Seiten 28–29: CONSEIL DÉPARTEMENTAL DE LA CÔTE-D'OR
Seiten 30–31: BPK / MUSEUM FÜR VOR- UND FRÜHGESCHICHTE, SMB / STEFAN BÜCHNER
Seiten 32–35: ARBEITSBEREICH VOR- UND FRÜHGESCHICHTLICHE ARCHÄOLOGIE DES INSTITUTS FÜR ALTERTUMSWISSENSCHAFTEN, JOHANNES-GUTENBERG-UNIVERSITÄT MAINZ / ROLF BULKA, BERT BOSTELMANN / BILDFOLIO / FÜR SPIEGEL GESCHICHTE
Seiten 36–37: ERICH LESSING / AKG, BRIDGEMAN IMAGES, GRANGER, NYC / INTERFOTO
Seiten 38–39: GEORG KNOLL / LAIF
Seiten 40–47: LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE IM RP STUTTGART (6)
Seiten 48–53: AKG / ALAIN LE TOQUIN, MUEHLEIS YAM / LAD ESSLINGEN, LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE IM RP STUTTGART, AKG (2), ERICH LESSING / AKG
Seiten 54–57: BERTHOLD STEINHILBER / LAIF (2)
Seiten 58–65: BPK / LANDESMUSEUM WÜRTTEMERG / HENDRIK ZWIETASCH (2), BPK / LANDESMUSEUM WÜRTTEMBERG / PETER FRANKENSTEIN UND HENDRIK ZWIETASCH (2)
Seiten 66–67: LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE IM RP STUTTGART
Seiten 68–77: MANFRED EBERLEIN, UNITED ARCHIVES / MAURITIUS IMAGES (2), ARCHÄOLOGISCHE STAATSSAMMLUNG / MANFRED EBERLEIN (2), ARCHÄOLOGISCHE STAATSSAMMLUNG / STEFANIE FRIEDRICH (2), ERICH LESSING / AKG, INTERFOTO
Seiten 78–79: BERTHOLD STEINHILBER / LAIF
Seiten 80–87: BERTRAND MEUNIER / TENDANCEFLOUE / AGENTUR FOCUS (6)
Seiten 88–95: AKG / LANDESMUSEUM WÜRTTEMBERG, BRIDGEMAN IMAGES, ERICH LESSING / AKG, DARIO BERUZZI / AKG (4), AKG / ALAIN LE TOQUIN
Seiten 96–99: MARY EVANS / INTERFOTO, BERTHOLD STEINHILBER / LAIF
Seiten 100–105: BRIDGEMAN IMAGES (23), HERMANN HISTORICA GMBH / INTERFOTO (2), AKG / PIETRO BAGUZZI, AFP (2)
Seiten 106–110: BPK / BAYERISCHE STAATSGEMÄLDESAMMLUNGEN, BPK / THE METROPOLITAN MUSEUM OF ART, AKG / BILDARCHIV STEFFENS
Seite 111: STEFANIE FRIEDRICH
Seiten 112–113: BRIDGEMAN IMAGES
Seiten 114–120: AKG / PICTURES FROM HISTORY (6)
Seite 121: AKG / LISZT COLLECTION
Seiten 122–125: BRIDGEMAN IMAGES, PHOTOAISA / INTERFOTO
Seiten 126–133: JULIUS SCHRANK / FÜR SPIEGEL GESCHICHTE (7)
Seiten 134–135: EDO PERRUCCI / RCS / CONTRASTO / LAIF
Seite 138: F1ONLINE, ERICH LESSING / AKG, BRIDGEMAN IMAGES (2)

Das Christentum

Vom Kult jüdischer Sektierer entwickelte sich der christliche Glaube zur Weltreligion mit mehr als zwei Milliarden Anhängern. Wie wurde die Botschaft vom gekreuzigten Gottessohn so erfolgreich?



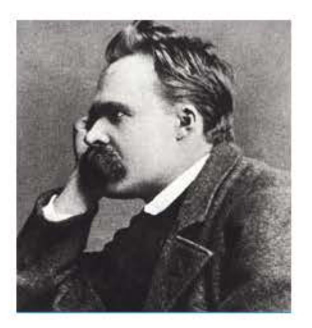
Himmelsmacht Schon früh schufen Christen eine unverwechselbare Bilderwelt, deren Kraft die antiken Götter verdrängte: Christus, der Erlöser, strahlt in der Mitte, oft umgeben von Engeln, Aposteln und Heiligen – wie hier auf dem Apsismosaik der Kirche Santa Maria in Trastevere in Rom. Fast zwei Jahrtausende prägte der Glaube an den dreieinigen Himmelsherrn Europa. Schon seit der frühen Neuzeit zogen Missionare im Namen Jesu in alle Welt, ferne Kulturen nahmen den Glauben auf, veränderten ihn – und er veränderte sie. Selbst die Streitigkeiten und Kämpfe der Reformation konnten seinen Siegeszug nicht aufhalten: Heute ist die christliche Religion das am meisten verbreitete Bekenntnis der Welt.



Teresa von Ávila Gerade auch für Frauen war die christliche Botschaft attraktiv, wie etwa für Teresa von Ávila (1515 bis 1582), die als Mystikerin bekannt wurde. Die Spanierin war eine energische Klostergründerin, die sich notfalls sogar mit der Obrigkeit anlegte.



Weihnachten Für viele Deutsche ist der Weihnachtsbaum ein Inbegriff christlicher Tradition. Dabei sind die Bräuche rund um die geschmückte Tanne noch gar nicht so alt – erst kurz vor 1800 wurden Heiligabend und Bescherung ein festes bürgerliches Ritual.



Nietzsche „Gott ist tot", behauptete der Pastorensohn Friedrich Nietzsche (1844 bis 1900) und erklärte damit aller selbstzufriedenen Theologie den Krieg. Über die Folgen seiner Provokation für Moral, Spiritualität und die Religion selbst streiten Intellektuelle bis heute.

Die nächste Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE erscheint am Dienstag, dem 28. November 2017.